Gedichte

des

Grafen Adolf Friedrich von Schack.

Für Schule und Haus

ausgewählt und erläutert

von

Karl Halling,

Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars
zu Memel.

Dresden.
Verlag von L. Ehlermann.
1890.

Seinem hochverehrten Lehrer,

Herrn

Professor Claussen

in Rastenburg,

in Dankbarkeit

gewidmet

von dem

Verfasser.

Vorwort.

Schacks Dichtungen gewinnen täglich einen größern Leserkreis, und eine sehr erfreuliche Erscheinung ist es, daß nicht wenige seiner Gedichte in sehr verbreiteten Lesebüchern und Gedichtsammlungen Aufnahme gefunden haben. Es eignen sich diese Poesieen aber auch ganz besonders zur Verwertung beim Unterricht, zur Lektüre in Schule und Haus. Aus ihnen spricht zu uns ein nach den höchsten Idealen strebender Geist, ein Gemüt, das mit hinreißender Begeisterung alles wahrhaft Edle und Schöne verherrlicht, und eine dichterische Kraft, die selbst den höchstgespannten Ansprüchen Genüge leistet. Dabei ist eine große Zahl der Schackschen Gedichte so geartet, daß eine Durchschnittsbildung zu ihrem Verständnis völlig ausreicht; dafür liefert, so meine ich, diese Sammlung den schlagendsten Beweis. Auf derjenigen Stufe, auf welcher Schillers „Lied von der Glocke", seine Romanzen und Balladen und diejenigen Goethes und Uhlands erklärt, gelernt und deklamiert werden, kann auch die Mehrzahl der in diesem Buche behandelten Schackschen Gedichte die gleiche Verwendung finden. Selbst die hier unter der Überschrift „Altertum" zusammengestellten Gedichte bieten keine solchen Schwierigkeiten, daß ein Sekundaner oder eine Schülerin der 1. Klasse einer gut eingerichteten höheren Mädchenschule sie nicht verstehen sollten. Die dazu notwendigen Anschauungsmittel: Abbildungen der Akropolis von Athen, eines griechischen Tempels, eines antiken Theaters u.s.w. sind jetzt wohl in jeder höheren Schule zu finden. Die der genannten Abteilung zugewiesenen Gedichte

und die demselben Gedankenkreise angehörigen Balladen sind von mir besonders eingehend erklärt; bei den anderen Gedichten habe ich mich meistens darauf beschränkt, außer den nötigen Sach- und Worterklärungen nur eine kurze Gliederung des Inhalts und Erschließung des Inhaltskernes zu bieten, woran sich hie und da kurze Bemerkungen über Quelle, Schönheit, Abfassungszeit des Gedichts schließen. Hierbei hat mir die von ihm selbst herausgegebene Lebensbeschreibung des Dichters den höchsten Nutzen gewährt. Welch ein herrlicher Inhalt ist hier in eine kristallklare Form gegossen! Soweit der Raum und der Zweck dieser Sammlung es gestatteten, habe ich zur Erklärung und Ergänzung der betreffenden Gedichte die entsprechenden Stellen aus des Dichters Lebensbeschreibung herangezogen. So wie es mit Schacks Gedichten schon geschehen ist und hoffentlich noch in viel größerem Umfange geschehen wird, sollten auch viele von den Darstellungen und Schilderungen aus des Dichters Denkwürdigkeiten ihren Platz in den Lesebüchern finden. — Vor einer Klippe habe ich mich gehütet und glaube, sie vermieden zu haben: es ist mir nicht eingefallen, die Schönheiten der Gedichte einer pedantischen Analyse zu unterziehen. Schack selbst spricht sich in seinem Werke „Meine Gemäldesammlung" bei Gelegenheit der Besprechung des Böcklin'schen Gemäldes „Klage des Hirten" (S. 147) mit Bezug auf dieses Zergliedern der Schönheiten eines Kunstwerks in folgender Weise aus: „Vor diesem wie vor so manchem anderen Gemälde ist mir oft klar geworden, wie das Letzte, Wesentlichste, worauf der Wert eines Kunstwerkes beruht, doch etwas Geheimnisvolles, Unfaßbares ist, was nur gefühlt, geahnt werden kann, aber sich nicht in Worten aussprechen läßt . . . In Bezug auf Werke der Dichter denke ich ebenso." Und weiter an einer anderen Stelle (a. a. O. S. 338) heißt es: „Der letzte Grund unseres Wohlgefallens am Schönen ist aber etwas Undefinierbares."

Daß dieses Büchlein jetzt schon in Schulen eingeführt werden sollte, wage ich nicht zu hoffen, aber ich meine, daß sich so mancher Lehrer finden dürfte, der es nicht bloß zur Einreihung

in die Schülerbibliothek empfehlen, sondern auch seine Schüler auf dasselbe aufmerksam machen und ihnen zur Anschaffung desselben raten wird. Ferner dürfte es denen, die eine Auswahl Schackscher Gedichte zur Aufnahme in ein Lesebuch oder in eine Gedichtsammlung treffen wollen, einen willkommenen Anhalt gewähren, und hoffentlich findet es auch auf dem Geburtstags- und Weihnachtstisch der Familie seinen Platz.

Die Herren Inhaber der Cottaschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, sowie die der Deutschen Verlagsanstalt ebendaselbst, denen das alleinige Verlagsrecht der Schackschen Werke zusteht, bitte ich für die Gewährung der Herausgabe einer Auswahl Schackscher Gedichte meinen verbindlichsten Dank entgegen zu nehmen.

Memel, im Juni 1890.

Karl Halling.

Adolf Friedrich Graf von Schack wurde am 2. August 1815, also im Jahre der Schlacht bei Waterloo, wie der Dichter es selbst betont, zu Schwerin in Mecklenburg geboren. Seine Kindheit und die ersten Knabenjahre verlebte er auf Brüsewitz, einem nahe bei Schwerin gelegenen Gute seines Vaters. Aus seiner Lebensbeschreibung, sowie aus seinen Dichtungen geht hervor, daß die dort gewonnenen Eindrücke für seine ganze spätere Entwickelung von der größten Bedeutung gewesen sind. Der tief religiöse Sinn seines ersten Hauslehrers und dessen besondere Vorliebe für den gestirnten Himmel, der glühende Patriotismus seines zweiten Erziehers, eines ehemaligen Burschenschafters, die Körnerfeier neben der Körnereiche in der Nähe von Brüsewitz, wo dieser Dichter den Heldentod fand, die Belehrungen der durch ihr Verständnis für Kunst und Litteratur ausgezeichneten Erzieherin seiner Schwestern: alles dieses hat bestimmend auf den Dichter eingewirkt und neben seinen eigenen, bestimmt hervortretenden Neigungen und Anlagen seinem ganzen späteren Leben Richtung und Ziel gegeben. Eine ausgesprochene Vorliebe für die Dichtkunst und der Drang zu eigenem poetischen Schaffen, ferner ein unbezwinglicher Reisetrieb fand Nahrung in der Lektüre von Schillers Jugendgedichten, seinen „Räubern", Goethe's „Götz" und „Werther", den Märchen aus „Tausend und eine Nacht", Stolberg's „Reise in Italien". Die Eltern freilich hatten kein Verständnis für die Bestrebungen ihres Sohnes; sie wünschten nichts sehnlicher, als daß derselbe dereinst eine hohe Stellung im Staatsdienste einnehmen möchte. Als Schack 13 Jahre alt war, wurde sein Vater zum Gesandten am Bundestage ernannt und zog mit seiner Familie nach Frankfurt a. M. Rührend wirkt es, wenn wir lesen, daß der Knabe auf der Durchreise in Weimar sich noch am späten Abend, nur von einem Lohndiener begleitet, nach dem Wohnhause des Dichterfürsten Goethe begab und dort in winterlicher Kälte nach dem einen erleuchteten Fenster im oberen Stock, von dem ihm gesagt war, daß dort das Arbeitszimmer des Dichters läge, so lange andachtvoll hinaufschaute, bis das Licht erlosch. Zunächst mußte Schack das Pädagogium in Halle besuchen, später erst, als die Cholera dort ausgebrochen war, gab ihn sein Vater in das Frankfurter Gymnasium. Hier begann für den Dichter eine glückliche Zeit des Lernens und Schaffens im Verein mit gleichgesinnten Freunden; nur an den Religionsunterricht, der in kalter, mechanischer Weise erteilt wurde, denkt er mit peinlichen Empfindungen zurück. Es haben diese Eindrücke eine bleibende Abwendung von jedem formulierten christlichen Bekenntnis bei ihm veranlaßt; dessenungeachtet hat er sich stets und durchaus als Christ gefühlt, und in der begeisterten Verkündigung und Verherrlichung des obersten Gebotes unseres Heilandes kann er sich nicht genug thun. Noch vor Vollendung seines 17. Lebensjahres hatte er die Reife für die Universität erlangt, und er bezog, nachdem er noch eine Reise durch die Schweiz und Italien unternommen, auf welcher erst das Interesse für die bildenden Künste in ihm geweckt wurde, die Universität Bonn, um sich juristischen Studien zu widmen. Hatte aber Schack schon als Gymnasiast litterarische und Sprachstudien getrieben, so daß er allmählich des Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen mächtig wurde, so folgte er jetzt ganz seinen Neigungen. Lektüre, eigenes poetisches Schaffen, Sprachstudien, die sich jetzt besonders auf Sanskrit und das Arabische richteten, wechselten mit ausgedehnten Reisen ab. Auf letzteren kam er damals und später mit den berühmtesten Persönlichkeiten in Berührung;

ja, es giebt kaum einen Mann von hervorragender Bedeutung aus der damaligen und der Jetztzeit, dem Schack nicht irgendwie näher getreten wäre; mit vielen dieser Größen hat ihn enge Freundschaft verbunden. Nachdem er noch die Universitäten Heidelberg und Berlin besucht, bestand Schack im Jahre 1838 die Staatsprüfung und trat in preußische Dienste. Die anstrengende Berufsarbeit, neben welcher er seine litterarische Thätigkeit fortsetzte, hatte seinen Körper so geschwächt, daß er einen längeren Urlaub nehmen mußte, den er wieder zu einer großen Reise, und zwar nach Sizilien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten u. s. w. ausnutzte. Nach seiner Rückkunft wurde er zum Legationssekretär der mecklenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M. ernannt und zwar im Sommer 1840. Dort hatte er Gelegenheit die traurigen Zustände im Reiche kennen zu lernen, die ihn mit Schmerz und Unwillen erfüllten. (S. die Einl. zu d. Abteil. „Kampf und Sieg" und meine Erläuterungen zu d. betr. Gedichten S. 177 ff.) Als Legationsrat begleitete Schack den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, den jetzigen Statthalter von Elsaß-Lothringen, auf einer diplomatischen Reise, die ihn nach Griechenland, Palästina und Ägypten führte. Nachdem König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone abgelehnt und Preußen mit Sachsen und Hannover das sogenannte Dreikönigsbündnis geschlossen hatte, das als Grundlage des neu zu schaffenden Bundesstaates dienen sollte, in welchen einzutreten alle deutschen Staaten, Österreich ausgenommen, aufgefordert wurden, war in Berlin ein Verwaltungsrat zusammengetreten, und Schack erhielt den Auftrag, als Bevollmächtigter die beiden mecklenburgischen Großherzogtümer dort zu vertreten. Er blieb aber nur noch ein Jahr im Staatsdienst und schied dann im Herbst 1851 aus demselben für immer aus. Sein Vater, der in den letzten Jahren seines Lebens die Bestrebungen und Erfolge seines Sohnes würdigen gelernt, hatte letzteren selbst dazu aufgefordert, den Staatsdienst zu verlassen; er starb aber schon im September 1852, tief betrauert von seinem Sohne. Dieser widmete sich nun ganz einer ernsten und rastlosen litterarischen Thätigkeit, die nur durch größere Reisen unterbrochen wurde. Von Schack's Reisen will ich außer den genannten noch die nach Paris im Jahre 1842 unternommene erwähnen, wohin ihn ein diplomatischer Auftrag seiner Regierung führte und wo er Louis Philipp und dessen Familie, Guizot, Thiers, Victor Hugo, Alexandre Dumas und andere Größen kennen lernte, ferner drei in Begleitung des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg ausgeführte. Die erste begann im Winter 1844 und ging über Italien, Sizilien, Malta, Smyrna, Konstantinopel, woselbst der Reisegesellschaft durch den Sultan eine prächtige Aufnahme zu teil wurde. Die zweite fand im Herbste des Jahres 1865 statt und führte den Dichter nach Spanien und Portugal. Napoleon III. weilte damals mit seiner Familie in Biarritz, und der Großherzog wurde nach vorangegangener Meldung von dem Kaiser zur Tafel geladen. Schack erhielt seinen Platz neben dem kleinen Prinzen Louis und hatte dann später noch ein sehr interessantes Gespräch mit Napoleon. Zum drittenmal lud der Großherzog den Dichter ein, ihn auf einer Reise zu begleiten, nach der Neugestaltung des deutschen Reiches, um welche sich der Großherzog selbst die hervorragendsten Verdienste erworben hat. Die Fahrt wurde kurz vor Weihnachten 1871 angetreten. Das nächste Ziel war Italien, dann wurde Ägypten besucht. Die Aufnahme, die der Großherzog und sein Gefolge bei dem Vicekönig fanden, war ähnlich glänzend wie diejenige, welche der Sultan im Jahre 1865 in Konstanti-

nopel ihnen bereitet hatte. Hierauf ging es nach Palästina, einem Lande, das der Dichter nun schon zum drittenmal besuchte, und zuletzt nach Griechenland.

Die Reisen sind dem Dichter nie Selbstzweck gewesen; gewiß haben die Schönheiten der Natur, gleichviel wo er sie fand, stets ein offenes Auge und empfängliches Gemüt bei ihm gefunden; aber daneben studierte er die Sprache, Geschichte und Litteratur der Völker, welche er kennen lernte, und gewann so eine Masse großartiger Anschauungen und Kenntnisse, die im Verein mit den landschaftlichen Reizen jener Gegenden dem Dichter einerseits eine Fülle von Stoffen und Motiven, die wir in seinen Dichtungen bewundern, boten, andererseits ihn auf jene hohe Warte hoben, von der aus er vorurteilslos, gerecht und doch milde die Verhältnisse und Menschen beurteilt.

Einen Wendepunkt in des Dichters Leben bezeichnet die im Jahre 1854 erfolgte Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern, die ihn nach München rief. Dieser kunstsinnige Fürst kannte Schacks litterarische Arbeiten, namentlich war er mit dessen Nachbildung des persischen Dichters Firdusi auf das genaueste vertraut und hat Schack in Bezug auf Förderung geistiger Interessen ein ehrendes Vertrauen geschenkt, wodurch es letzterem ermöglicht wurde, für die Unterstützung manches Talentes, dessen Bedeutung Schacks umfassendes Wissen und feines künstlerisches Verständnis erkannt hatte, zu sorgen und damit seine wahrhaft edle und humane Gesinnung zu bethätigen. In München fand der Dichter einen Kreis hochstrebender Männer, von denen einige ihm schon von früher befreundet waren, wie Emanuel Geibel und Paul Heyse, andere erst jetzt ihm näher traten, z. B. Justus Liebig, Wilhelm von Dönniges, Friedrich Bodenstedt, Moritz Carrière, H. W. Riehl, F. Bluntschli, Franz von Löher u. a. Namentlich hat den Dichter eine innige Freundschaft mit Geibel verbunden, von der — als eine reife Frucht derselben — der Romanzero der Spanier und Portugiesen, den die Freunde zusammen herausgaben, ein beredtes Zeugnis liefert. Schack richtete nun sein Leben in der Weise ein, daß er etwa die Hälfte des Jahres in München verweilte, während er die andere Hälfte teils auf Reisen, teils auf seinen Begüterungen in Mecklenburg zubrachte. Erst seit kurzem zieht er es vor, ohne nach München zurückzukehren, die nicht den Reisen gewidmete Zeit des Jahres zum größeren Teil auf seinem Stammgut Brüsewitz in Mecklenburg zuzubringen.

Schack gehört zu jenen hochragenden Dichtergestalten, die, die Kultur ihrer Zeit und der zurückliegenden Epochen mit weitem Blick und eingehendem Verstehen umfassend, als begnadete Seher auf die Zukunft verweisen, und indem sie der Gegenwart ihr Spiegelbild vorhalten, dieselbe im Schwunge der Begeisterung zu unablässigem Ringen nach dem Ideale rufen, damit sie an ihrem Teile beitrage, dasselbe der Verwirklichung näher zu führen. Unser Dichter hat selbst mit den größten Hemmnissen zu kämpfen gehabt; er ist durch eine schwere Schule der Leiden gegangen und durch diese besonders zum großen Dichter gereift. Wie hat er in seiner Jugend zu leiden gehabt unter dem Mangel an Verständnis seines Wesens, seiner Zwecke und Ziele bei seinen Eltern! Er mußte sich einem ihm nicht zusagenden Berufe widmen, der sein Gemüt unbefriedigt ließ und mit seinen Anstrengungen den Grund zu einer Nervenkrankheit legte die der Dichter nie ganz hat überwinden können. Seine schönheitsfreudigen Augen sehen wenig mehr von dem, was früher seines Herzens

Erquickung war, da dieselben früh schon durch angestrengtes Studium — namentlich des Arabischen mit seinen feinen Schriftzügen auf vergilbtem Papier — eine bedeutende Schwächung ihrer Sehkraft erlitten haben. Großen Schmerz hat ihm vornehmlich der Verlust der teuersten Menschen durch den Tod bereitet, so der seiner Braut, die er mit der ganzen Kraft seines tiefen Gemütes liebte. Schack spricht ungern von diesen Herzensangelegenheiten; aber in vielen Gedichten gelangt sein Schmerz zum ergreifendsten Ausdruck. Auch die schwer kränkende Gleichgültigkeit, mit welcher man in Deutschland anfänglich seine dichterischen Leistungen aufnahm und die erst im letzten Jahrzehnt einer täglich sich steigernden Anerkennung gewichen ist, hat ihn oft in tiefe Trauer versetzt. Aber immer wieder hat er sich emporgerafft, und keine noch so trübe Erfahrung hat vermocht, in ihm den Glauben an seine Ideale, an eine schönere Zukunft seines Volks und der Menschheit wankend zu machen. Sein glühender Patriotismus machte ihn zum Seher, der die Einigung Deutschlands durch Blut und Eisen im Kampfe mit dem Erbfeinde unter Führung eines Heldenfürsten aus dem erlauchten Hohenzollerstamme voraussagte, und in seiner Dichtung „Nächte des Orients oder die Weltalter" zeigt er, wie die Menschheit, wenn auch auf verschlungenen Wegen, sich allmählich zu einer immer edleren und höheren Daseinsstufe emporarbeite, so daß das Höchste für ihre Zukunft zu erhoffen sei. Es ist dieses eine Dichtung von gewaltigem Wurfe, die des Dichters großartige Gestaltungskraft im hellsten Lichte erscheinen läßt. Sein Epos „Die Plejaden" ist von klassischer Vollendung, ein gleiches gilt von seinen Dramen „Timandra" und „Die Pisaner". Überhaupt hat Schack das Bedeutendste auf dem Gebiet des Epos und des Drama geleistet; aber auch in vielen seiner lyrischen Gedichte zeigt er sich ganz auf der Höhe seines dichterischen Könnens; denn für alles, was von treibenden Kräften die Herzen der Menschen schneller klopfen läßt, sei es in qualvollem Ringen und in ungestillter Sehnsucht, sei es in unentwegter Hoffnung und zuletzt in jauchzender Freude der Erfüllung: für alles hat er die regste Teilnahme, die feinste Auffassung, den edelsten und schönsten poetischen Ausdruck. So können wir es denn mit Freuden begrüßen, daß die Sonderausgabe seiner Gedichte nun schon die 6. Auflage erlebt hat.*) Vor allem ist mit besonderem Nachdruck hervorzuheben, daß wir es hier mit einem Dichter von kräftigster Eigenart zu thun haben, der, gleichviel woher er seine Stoffe nimmt, dieselben mit seinem Geiste völlig durchdringt, so daß die so entstandenen dichterischen Gebilde ganz sein Eigentum sind, ganz ihn, den Dichter, wiedergeben. Wer sich mit Schacks Dichtungen genauer beschäftigt hat, wird dieses, wenn er nicht in Vorurteilen befangen ist, ohne weiteres zugeben müssen. Auch Schack könnte mit Geibel (Ges. W. Bd. 4, S. 87, „Als Epilog", Schluß) seinen Kritikern zurufen:

„Drum seid mir endlich unbefangne Richter,
Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter."

Früh hat er dichterisch zu schaffen begonnen, aber verhältnismäßig spät erst zur Veröffentlichung eines Teiles seiner Schöpfungen sich entschlossen; die erste Auflage seiner Gedichte stammt nämlich erst aus dem Jahre 1866. Es folgten dann der Reihe nach seine größeren Dichtungen, die später gesammelt herausgegeben wurden. Seine gesammelten Werke

*) Gedichte von Adolf Friedrich Graf von Schack. Sechste vermehrte Auflage. Stuttgart, Leipzig, Berlin. Deutsche Verlags-Anstalt 1888.

sind in 6 Bänden bei Cotta in Stuttgart 1884/85 in zweiter Auflage erschienen. Schack ist sich selbst der strengste Kritiker gewesen und hat nur solche Dichtungen in seine gesammelten Werke aufgenommen, welche nach langer und eingehender Prüfung von ihm als vollwertig erkannt waren; wir finden daher bei ihm fast nur ausgereifte Schöpfungen. Von den Dichtungen der Jugendperiode des Dichters sind auch nur die besten zur Veröffentlichung gelangt.

Auf dem Gebiete der Dichtkunst hat Schack das Bedeutendste geleistet; er ist aber in den Hallen der Kunst überhaupt zu Hause; so liebt er leidenschaftlich die Musik, und was die bildenden Künste anlangt, so zeugt seine Gemäldegalerie in München, Briennerstraße 19, und sein Werk über dieselbe („Meine Gemäldesammlung") sowohl von seiner feinen Kennerschaft als auch von seinem Edelsinn; hat er doch bedeutenden Talenten lohnende Beschäftigung geboten und einzelnen, z. B. dem Maler Genelli, erst zur rechten Anerkennung verholfen.

Jedes Kunstwerk soll auch ohne Hinblick auf den Schöpfer desselben die entsprechende Wirkung auf den Genießenden ausüben; es ist dieses eine Forderung der Ästhetik, die doch mehr für die bildenden Künste gilt. Bei diesen allerdings kommt dem Beschauer der Künstler selbst weniger in Betracht; anders stehen wir zu dem Dichter und seiner Schöpfung. Wir verlangen, daß die großen und schönen Empfindungen und Gedanken, die dieser in seinen Werken uns entgegenbringt, sich in seinem Verhalten als Mensch, in seiner ganzen Lebensführung wieder finden lassen. Mensch und Dichter sind für uns nicht so geschieden, daß das, was der letztere sagt, dem ersteren fremd sein sollte. Es kann nur ein ganzer Mensch auch ein ganzer Dichter sein. Die Dichtungen Schillers haben nicht zum wenigsten ihre große Verbreitung und Volkstümlichkeit dem Umstande zu verdanken, daß das Leben des Menschen Schiller gleichsam eine Erläuterung zu dem idealen Gehalt seiner Dichtungen bildete. Ganz so verhält es sich mit Leben und Dichtungen des Grafen von Schack; auch von ihm gilt das Wort:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Glücklich sind wir, daß wir sagen können „liegt" und nicht „lag", wie es bei Goethe über Schiller heißt; denn noch lebt Graf Schack, und von seiner ungeschwächten Schaffenskraft zeugen außer der erwähnten Lebensbeschreibung Werke wie die Sammlung poetischer Erzählungen „Aus zwei Welten" und die beiden Dramen „Walpurga" und „Der Johanniter", die alle in den letzten Jahren herausgekommen sind. Auch die größere Dichtung „Memnon" gehört der neueren Zeit an. Sie stammt aus dem Jahre 1885 und gehört mit zu dem Schönsten, was Schack überhaupt gedichtet hat. Im Jahre 1889 gab er ein wissenschaftliches Werk „Die Geschichte der Normannen auf Sizilien" heraus; in dem genannten und im laufenden Jahre brachte die von Karl Emil Franzos im Verlage von L. Ehlermann in Dresden herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Dichtung" zwei Novellen in Versen, „Mysterien der Seele" und „Drei Freunde" betitelt. Die Jahreszahl 1890 trägt auch Schack's Prosawerk „Pandora". Vermischte Schriften. (Deutsche Verlagsanstalt.) Wir haben also von der frischgrünenden Schaffenskraft des Dichtergreises, welcher den 2. August d. Js. sein 75. Lebensjahr vollendet, noch manche schöne Frucht zu erwarten.

Inhaltsverzeichnis.

Die römische II bedeutet den II. Band von Schacks Ges. Werken. Unter Ged. ist die im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt erschienene 6. Aufl. der Sonderausgabe Schackscher Gedichte zu verstehen.

I. Gott, Natur und Liebe.

VI. Aus fremden Ländern.

VII. Vermischte Gedichte.

Berichtigungen.

Auf Seite 14 „Heimatgefühl" Str. 4, Zeile 3 soll es heißen: wallend
„ „ 41 „Im Theater des Dionysos" Vers 61 ist zu lesen: ruhend die Linke
„ „ 56 „Die Athener in Syrakus" Str. 9, Zeile 2: Ilissus.
„ „ 80 „Die Hohenstaufenkrone" Str. 9, Zeile 8: Und hoch,
„ „ 83 „Wiedersehen von Deutschland" Zeile 9 von oben: in alten **Burgen**
„ „ 106 „Einleitung" Zeile 4 von oben: davon liefert
„ „ 147 Zeile 13 von unten: Deklamator
„ „ 151 11. Zeile von oben: ausgeübt wurde, **so** hatte **er**
„ „ 160 5. „ „ unten: mit **denen**
„ „ 166 12. „ „ „ Menschen**wurm."**
„ „ 181 1. „ „ oben: Wiedersehen **von** Deutschland
„ „ 190 15. „ „ „ Strophe 10 **und 11**
„ „ 191 14. „ „ unten: traurigsten **Zeiten**

I. Gott, Natur und Liebe.

1. Aufruf.

1. Auf! aus unsern Erdennächten,
Drin du zagend irrst, verwaist,
Von den Sorgen, die dich knechten,
Ringe dich empor, mein Geist!

2. Arm ist, wen in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält;
Aber denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet reich die Welt.

3. Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Das uns alle trägt und nährt!
Sonne dich in seinem Glanze,
Wärme dich an seinem Herd!

4. Auf der kleinen matterhellten
Erde nicht, die jetzt dich bannt,
In dem großen All der Welten
Ist der Menschheit Vaterland.

5. Und die Wesenscharen alle,
Von des Abgrunds tiefstem Schlund
Bis zum höchsten Sonnenballe,
Eint ein großer Geisterbund.

2. An eine Alpenrose.

1. Heil dir, du Bewohnerin sonniger Höhn,
Umrauscht von Quellen und Glockengetön,
Von himmlischem Blau verklärt!
Du Kind der Felsenspitzen,
Wo hoch mit Wirbelwind und Blitzen
Der Adler seine Jungen nährt!

2. Du Liebling von allen! Mit sorgender Huld
Von den Lüften geweckt und in Schlummer gelullt!
Von der Sonne, die dich gezeugt,
Mit ihrer reinsten Flamme,
Und von dem Frührot, deiner Amme,
Mit silberklarem Tau gesäugt.

3. Dir summt, wenn die Nacht in die Thäler entflieht,
Die Biene das erste Morgenlied;
Es schüttelt der Wind den fröhlichen Traum
Aus Blättern dir und Stielen
Und bringt dir muntere Gespielen,
Die Wölkchen mit dem ros'gen Saum.

4. Dich grüßet die Sonne mit letztem Strahl,
Und wenn schon unten auf Hügel und Thal
Die Dämmerung wallt wie ein Meer,
Erblühen rings im Kreise
Die Gletscher mit dem ew'gen Eise
Wie Schwesterrosen um dich her.

5. Und hüllt, wenn der letzte der Strahlen verglimmt,
Die Nacht, wie sie höher und höher klimmt,
Auch dich in den schattigen Flor,
Dann hauchst du von den Firnen
Dein volles Herz zu den Gestirnen
In die Unendlichkeit empor.

3. Blumenwelt.

Aus des Frühlings schwellendem Grün
Wie mit liebendem Auge
Blickt ihr zu mir empor, ihr Blumen!
Mir ist, als schaue
Aus eurer Kelche jedem
Der großen Mutter Seele mich an
Und ziehe mich mit sanften Schauern
In ihre Tiefe.
Ihre süßesten Träume und Gedanken,
Die, nur halb mir verstanden,
Immer neu mich zur Deutung locken,
Erblick ich in euch.
In eurer regungslosen Stille

Nicht kennt ihr des sturmbewegten Lebens
Streben und Ringen,
Noch der immer getäuschten Hoffnung Qual,
Die wir Dasein nennen.
In weiche Ruhe gebettet,
Nur dem hohen Himmel
Und den ewig kreisenden Lichtern droben,
Die den Tag und die Nacht herauf
Für die Sterblichen führen,
Öffnet ihr euer Herz
Und zittert selig,
Berührt von den göttlichen Strahlen.
O laßt mich vertraut in eurer Mitte
Wie im Kreis von Geschwistern weilen,
Und lehrt mich, ihr Lieblingskinder der Erde,
Ein reines, heiliges Leben
Führen wie ihr!

4. Nach dem Gewitter.

1. Nun zerreißt des Wetters Dach,
Matt verhallt das Sturmgetose,
Durch die Risse nach und nach
Blickt das Blau, das schleierlose;
Und wie sich der Sternenraum
Aufthut bis ans Weltenende,
Falten an der Wolke Saum
Engel zum Gebet die Hände.

2. Und hernieder wallt ein Ton
Von der Sonnen Feierreigen,
Die seit Ewigkeiten schon
Droben sinken oder steigen,
Reißt nach Sturm und Wettergroll
Aufwärts, aufwärts meine Seele,
Daß sie einstimmt andachtsvoll
In die himmlischen Choräle.

5. Im Grase.

1. Um mich schwärmender Bienen Gesumm;
Fernher Singen von Schnittern;
Sommerlüfte, die heiß ringsum
Über der Wiese zittern!

2. Hoch aus dunkelndem Himmelsblau,
Drin die Wolken verschwimmen,
Quillt es und rinnt hernieder wie Tau,
Säuselt wie liebe Stimmen,

3. Gaukelt und lacht mir hinweg das Leid,
Hebt die Erdengewichte,
Bis die Seele, gelöst, befreit,
Schwärmt in dem himmlischen Lichte.

6. Frühlingswonne.

Gestreckt in duftende Gräser,
Blühende Sträucher über mir nickend;
Aufschau' ich trunkenen Blicks
In den leuchtenden Frühling,
Der jauchzend durch alle Räume zieht,
Droben auf goldenen Wolken sich wiegt
Und unten den tiefsten Abgrund,
Mit seinem Atem erfüllt.

Wie es mich umstrickt,
Das quellende, pulsende Leben,
Und in warmen Tropfen
Auf meine Stirne taut!
Wie es sprudelnd aus der Tiefe
Zu den Wipfeln der Bäume,
Den Bergeshängen emporschwillt
Und wieder in Katarakten
In die Thäler stürzt!
Und all dieses Wimmeln und Regen
Um mich, über mir!
In der treibenden Schwüle des Werdens
Das Sprießen und Wuchern und Ranken!
Ein sanfter, seliger Geist,
Sorgend und hütend,
Daß kein rauher Windstoß
Den brütenden Vogel in seinem stillen Werke störe,
Wandelt hin durch die Welt,
Und das Fächeln der lauen Lüfte,
Die Schauer warmen Lichtes,
Fort und fort vom Himmel niederwallend,
Lösen den letzten Frost des Winters

In meiner Brust.
Zu dir ausbreit ich die Arme,
Ewige Mutter,
Die du den Adler in seinem Alpenhorst
Mit Morgenluft tränkst
Und der Biene im Thal
Den Blumenkelch mit Honig füllst,
Weite die Brust mir aus,
Daß der große Geist des Alls
Sie ganz erfülle!
Arm und flüchtig,
Ein Blatt, vom nächsten Winde verweht,
Ist unser Leben,
So lange in sich beschlossen,
Aber reich und groß und unsterblich,
Wenn wir in Liebe
Alle Wesen umfassen.

7. Der erste Mai.

1. Geh auf, o Tag, du herrlichster im Jahr,
In Frühlingssturm und Wetternacht geboren!
Schon flammt im ersten Rot der Bergaltar,
Und Purpurglanz strömt aus des Ostens Thoren;
Dich grüßt, aufjubelnd aus der grünen Saat,
Die Lerche, hoch ins goldne Licht verloren,
Und Blütenweihrauch dampft auf deinem Pfad.

2. Dem Knaben gleich, wenn vor dem Namensfest
Ihn Ungeduld, die Herrlichkeit zu schauen,
Die seiner wartet, Schlaf nicht finden läßt,
Harrt' ich auf dich schon vor dem Morgengrauen
Und weihte mich, indes noch hell Arktur
Am Himmel glomm, mit Wald und Strom und Auen
In Andacht für das Hochfest der Natur.

3. Wie sprudelt schwül vom großen Erdenherd
Die Lebensflut empor in tausend Quellen!
Ringsum ein mächt'ges Werden; wie es gährt
Und keimt und wimmelt in den heißen Zellen,
Dann los sich ringt und wuchernd rankt und sprießt
Und mit den hochbeschäumten Wasserfällen
Von Schlucht zu Schlucht in grünen Wogen fließt!

4. In laub'gen Wipfeln wiegt der Windeshauch
Die Vögel auf dem Nest voll warmer Eier
Und teilt am Felshang, wo der Ginsterstrauch
In Goldglanz prangt, den duft'gen Morgenschleier,
Indessen oben durch die Nebelschicht,
Wie Fackeln für des Frühlings Hochzeitfeier,
Das Flammenrot der Fichtensprossen bricht.

5. Und strahlend steigt empor der Sonnenball!
Welch Summen rings und Schwirren und Bewegen!
Libellen, Käfer und die Sänger all
Des Waldes stürzen sich dem Licht entgegen,
Und in dem Tau, der alle Kelche füllt
Und blitzend niederstäubt als goldner Regen,
Bricht tausendfältig sich der Sonne Bild.

6. O Frühling! Götterkind! du Jugendrausch,
In dem beseligt Himmel sich und Erde
Vermählen bei der Küsse heißem Tausch,
Sei Zeuge! treu geübt hab' ich am Herde,
Dem heil'gen, der Natur mein Priesteramt;
Im Westwindsäuseln lauscht' ich deinem Werde,
Wie wenn in Wettern du herabgeflammt.

7. Ich spürte deiner Schritte jedem nach
Und deiner Kräfte tiefgeheimem Walten;
Im Laubgrün all der kleinen Herzen Schlag,
All deiner Blumen Knospen und Entfalten
Hab' ich gefühlt und ließ die Melodien,
Die holden, die durch Berg' und Thäler hallten,
Geflügelt hin durch meine Seele zieh'n.

8. Sei denn, der du mit deinem Hauch, o Mai,
Genährt mich hast seit erster Jugendfrühe,
Ein hoher Lehrer mir und Meister sei,
Daß schaffend ich wie du durch's Leben ziehe
Und gleich den Fluren, die dein Tau besprengt,
Die Erde unter meinem Tritte blühe,
Knospe an Knospe, Keim an Keim gedrängt.

9. So in dem Segen, den ich um mich schuf,
Laß mich durch Frühling hin und Sommer wallen!
Und, kommt mein Herbst, hör' ich des Mahners Ruf,
Der allen Staubgebornen tönt, mir schallen,

Auf meiner Ernte noch im Abendlicht,
Indessen reife Früchte um mich fallen,
Mag mir das Auge ruhen, wenn es bricht.

8. Allein mit der Natur.

1. O zu stromzerriß'nen Thälern
Führt mich, wo das Leben schweigt
Und die Felswand blau und stählern
Unerklimmbar aufwärts steigt,
Wo der Strauch der wilden Rose,
Von der Bäche Schaum besprengt,
Zitternd in die bodenlose
Abgrundtiefe niederhängt!

2. Wenn in Klüften, tief geborsten,
Dort der Sturm das Echo weckt
Und aus ihren Felsenhorsten
Die verstörten Adler schreckt,
Grüßt mit tausendstimm'gen Chören
Mich im Wogenschlag der Seen,
In dem Rauschen durch die Föhren,
Des Naturgeists ew'ges Wehn.

3. Mächtiger! in deinen Schauern
Fühl' ich mit gehobner Brust
Nicht der Erde kleines Trauern
Mehr, noch ihre kleinre Lust,
Fühle nur, wie deine Schwinge
Aufwärts meine Seele trägt,
Und das große Herz der Dinge
Mächtig an das meine schlägt.

9. Morgen auf den Alpen.

1. Bin ich der Erde schon entrückt? Ringsum
Schweift mir der Blick hinab ins Bodenlose,
Die Menschenwelt liegt mir zu Füßen stumm,
Nur fernher mit des Katarakts Getose
Verhallend steigt im feierlichen Chor
Der Tannenwälder Rauschen an mein Ohr.

2. Wie Opferdank der betenden Natur
Seh' ich die Nebel um die Gletscherspitzen

Aufwirbeln in den leuchtenden Azur
Und durch den Rauch die Eisaltäre blitzen,
Indes in donnernder Lawinen Fall
Den Morgenhymnus singt das große All.

3. So unermeßlich das, so riesengroß!
Mein Geist erliegt vor dieser Welt des Hehren!
Zum Tröpfchen Tau, zum Käfer auf dem Moos
Sehn' ich zurück mich unter Ephemeren;
Hier wo das Welten-Schöpfungswerk beginnt,
Wie fühl' ich mich so ganz als Eintagskind!

10. Die Jungfrau.

Halbdunkel schon über den Thälern;
Wolken, in schwerem Zug
Von Klippe zu Klippe sich wälzend;
Um mich zerrissene Schluchten
Und Meere von Stein, deren Wogen
Seit dem letzten Weltorkan nicht mehr branden,
Hinschweift mein Blick
Über Öden, nur von Adlern bewohnt,
Empor zu den Felsensteilen,
Wo die Riesentannen,
Gleich Giganten der Vorzeit
Hoch und höher im Himmelssturme klimmend,
Sich im wallenden Dunste verlieren.
Doch sieh! zu wirbeln, zu wogen
Beginnt das Gewölk,
Die Nebeldecke zerreißt,
Und durch die stäubenden Flocken
Fern in der blauen Unendlichkeit
Welcher Silberglanz,
Das Auge mit Strahlenschimmer blendend!
Sie ist es, sie ist's, der Berge hohe Königin,
Auf ihrem Gletscherthrone,
Hoch über die Erde den mächtigen Scheitel erhebend,
Die riesigen Glieder
Von Schneegewanden umwallt.
Schon schweigend zu ihren Füßen
Lagert die Nacht,
Doch weithin im Strahle der sinkenden Sonne

Blitzt auf ihrem Haupte die Demantkrone,
Und in Nebel zerflatternd, enthüllt
Der Schleier das majestätische Antlitz.
Über die Stirn ihr gleitet
Bleich und golden und rot
Ein wechselnder Schimmer.
Plötzlich erblassend
Vor den gähnenden Tiefen des Alls,
In die der Blick hinunterstarrt,
Scheint sie zurückzubeben,
Dann wieder umfliegt
Ein rosiger Glanz ihre Züge,
Wie Wiederschein von Gedanken und Träumen,
Die ihr durch die Seele ziehen.
Giebt sie mit Geistern anderer Welten
Sich Flammenzeichen,
Oder gewahrt ihr Auge
Jenseits der Erde
Ungeahnte Geheimnisse,
Daß süßes Erschrecken
Die Wange ihr rötet?
Doch der Schimmer erlischt,
Höher empor auf den Nebeln flutet die Nacht,
Und, den sterblichen Blicken entrückt,
Mit den Sternen dort oben
Hält die Königin Zwiegespräch.

11. Abenddämmerung.

1. Sei willkommen, Zwielichtstunde!
Dich vor allen lieb ich längst,
Die du, lindernd jede Wunde,
Unsre Seele mild umfängst.

2. Hin durch deine Dämmerhelle
In den Lüften, abendfeucht,
Schweben Bilder, die der grelle
Schein des lauten Tags gescheucht.

3. Träume und Erinnerungen
Nahen aus der Kinderzeit,
Flüstern mit den Geisterzungen
Von vergangner Seligkeit.

4. Und zu Jugendlustgenossen
Kehren wir ins Vaterhaus;
Arme, die uns einst umschlossen,
Breiten neu sich nach uns aus.

5. Nach dem Trennungsschmerz, dem langen,
Dürfen wir noch einmal nun
Denen, die dahingegangen,
Am geliebten Herzen ruhn,

6. Und, indes zum Augenlide
Sanft der Schlummer niederrinnt,
Sinkt auf uns ein sel'ger Friede
Aus dem Land, wo jene sind.

12. In der Nacht.

1. Sanft hat der Tag die strahlenhellen,
Sehmüden Augen zugethan;
Zur Ruhe sammelt seine Wellen
Der laute Lebensozean,
Und von dem Wechsel der Gestalten,
Der unten ewig wogt und kreist,
Schaut wieder zu der Nacht, der alten
Geliebten Freundin auf dein Geist.

2. Still blickt sie mit vertieftem Sinnen,
Die Mutter, die vor allem war,
Auf dich herab und Schauer rinnen
Durch deine Seele wunderbar;
Dir ist, als ob die teuern Züge
Du sähest, die dich angelacht,
Als deine Kindheit in der Wiege
Aus ihrem ersten Schlaf erwacht.

3. Ein groß Geheimnis, ahnst du, trage
Die göttliche in ihrem Schoß;
Du spähst danach in banger Frage, —
Umsonst; sie schweigt und lächelt bloß;
Doch wie ihr Blick unwiderstehlich,
Dich bannend, auf dich niederschaut,
Fühlst du, wie über dich allmählich
Ein inniges Genügen taut.

4. Die Frage stirbt auf deinem Munde,
Und jeder Zweifel wird Gebet;
Du fühlst, wie aus dem Weltabgrunde
Ein Odem dir entgegenweht;
Nicht wähnst du ferner dich verstoßen,
Nicht heimatlos, und frei von Harm
Kehrst zu dem Tagewerk, dem großen,
Zurück du aus des Schlummers Arm.

13. Am Kamin.

1. Stürme, Dezember, vor meinem Gemach,
Hänge Zapfen von Eis an das Dach,
Nichts doch weiß ich vom Froste;
Hier am wärmenden, trauten Kamin
Ist mir, als ob des Frühlings Grün
Rings um mich rankte und sproßte.

2. All das Gezweig, wie es flackert und flammt,
Plaudert vom Walde, dem es entstammt,
Redet von seligen Tagen,
Als es, durchfächelt von Sommerluft,
Knospen und Blüten voll Glanz und Duft,
Grünende Blätter getragen.

3. Fernher hallenden Waldhornklang
Glaub' ich zu hören, Drosselgesang,
Sprudelnder Quellen Schäumen,
Tropfenden Regen durch's Laubgeäst,
Der die brütenden Vögel im Nest
Weckt aus den Sommerträumen.

4. Stürme denn, Winter, eisig und kalt!
An den Kamin herzaubert den Wald
Mir der Flammen Geknister,
Bis ich bei Frühlingssonnenschein
Wieder im goldgrün schimmernden Hain
Lausche dem Elfengeflüster.

14. Der Tod der Nachtigall.

1. Du, die unsterblich, vom Geschlechte
Der Feen und Elfen ich geglaubt,
O holde Freundin meiner Nächte,
So hat der Tod dich mir geraubt!

2. Im weichen Mondlicht vom Balkone
Wie oft dir lauscht' ich andachtsvoll,
Wenn aus der grünen Blätterkrone
Dein heil'ges Lied herüberscholl.

3. Aufhorchte selbst das Seelenlose
Den Tönen deiner Melodie;
Die bleiche Lilie, die Rose
In ihrem Schlummer hörten sie.

4. Zu Abgrundtiefen bald versunken,
Wo kein Gestirn des Lichtes kreist,
Bald von des Himmels Wonnen trunken
Schien im Gesang dein Sehergeist.

5. Ein Hoffen quoll aus ihm, ein Ahnen
Von Höherm, als die Erde giebt;
Ein Hauch, so wollte michs gemahnen,
Der Liebe, die in allen liebt.

6. Nicht schwieg dein Schmettern, dein Geflöte,
Seitdem das Abendlicht verglüht;
Erst spät beim Schein der Morgenröte
Sank dir das Köpfchen schlummermüd.

7. Im Dunkel gestern auch zum Singen
Auf deinem Zweig warst du erwacht;
Gewölk stieg auf; verloren gingen
Schlaftrunkne Donner durch die Nacht.

8. Sanft glitt dein Lied, das leisgehauchte,
Auf Rosen- und Jasminenduft,
Der ringsher aus den Kelchen rauchte,
Zu mir durch sommerschwüle Luft.

9. Doch stärker ward der Äste Sausen,
Des Donnerkrachens Wiederhall;
Laut, immer lauter durch das Brausen
Des Sturms quoll deiner Stimme Schall;

10. Und ob der Blitz mit lohem Strahle
Hernieder auf die Wipfel fuhr,
Hoch jauchztest du in dem Chorale
Der um dich jubelnden Natur.

11. Mit Geistern wars ein Zwiesprachhalten,
Ein Stürzen in das ew'ge Licht,
Ein Schauen himmlischer Gestalten,
Wie in Ezechiels Gesicht.

12. Und, wo selbst der Prophet mit Zagen
Den Blick gesenkt und heilgem Graun,
Wie wolltest dus, o Kleine, tragen,
Die Gottheit unverhüllt zu schaun?

13. Beim Frührot rollte durch das Wetter
Ein letzter mächt'ger Donnerklang,
Durch den dein jubelndes Geschmetter
In hohem, vollem Hymnus drang.

14. Glorreich durchs Dunkel stieg die Sonne,
Da sankst du zuckend erdenwärts;
Der Donner schwieg, im Sturm der Wonne
Gebrochen war dein kleines Herz.

15. Maiwonne.

1. Denkst du der Stunde, als zu zweien
Wir saßen unter duftgen Maien
Im Brautgemache der Natur?
Als Lippe wir an Lippe drückten,
Indessen über den Beglückten
Der Frühling im Triumphzug fuhr?

2. Die Wipfel bog er uns zu Häupten,
Hernieder von den Zweigen stäubten
Die Blüten unter seinem Hauch;
Ihm tönte in den Laubenhallen
Das Feierlied der Nachtigallen,
Ihm quoll der Düfte Opferrauch.

3. Der Himmel jauchzte in Gewittern,
Durch alle Räume ging ein Zittern
Der Liebe und der Werdelust;
Allein die große Jubelfeier
Verstummte vor der Wonne zweier,
Die selig ruhten Brust an Brust.

4. O Stunde, ewig unvergessen!
Das weite Weltall mögt ihr messen,

Bis wo in Schwindel zagt der Blick,
Doch wenn zwei Wesen ihre Seelen
Im ersten heil'gen Kuß vermählen,
Wo ist ein Maß für solches Glück?

5. Sie beben stumm und freudetrunken,
Die Erde scheint um sie versunken,
Hinweggeschwunden Raum und Zeit,
Und von der Welt ist nichts geblieben,
Als nur zwei Herzen, die sich lieben,
Allein in der Unendlichkeit.

16. Heimatgefühl.

1. Wir schritten durch des Abends Schweigen,
Ein Wetter war fernhin verrollt;
Durch's feuchte Laub von Zweig zu Zweigen
Glitt sanft der Sonne letztes Gold.

2. Da von den Ländern dir, den fernen,
Erzählt' ich, wo ich dein gedacht.
Von Rast am Rande der Cisternen
In Syriens blauer Sommernacht.

3. Von Ägeus' Meer, wie längs der Küsten
Mich schaukelte der schwanke Kahn,
Und halb zerbrochne Marmorbüsten
Aus Tempelnischen niedersahn.

4. Und hoch dein Auge sah ich leuchten,
Du heischtest mehr noch, doch ich schwieg,
Indessen rollend in der feuchten
Spätluft der Wiesen Nebel stieg.

5. Warum mich in die Ferne träumen?
Dacht' ich, mein Haupt an deins gelehnt:
Nach dir und unsern Lindenbäumen
Wie oft hab' ich mich dort gesehnt!

17. Heimkehr.

1. Leiser schwanken die Äste,
Der Kahn fliegt uferwärts,
Heim kehrt die Taube zum Neste,
Zu dir kehrt heim mein Herz.

2. Genug am schimmernden Tage,
Wenn rings das Leben lärmt,
Mit irrem Flügelschlage
Ist es ins Weite geschwärmt.

3. Doch nun die Sonne geschieden
Und Stille sich senkt auf den Hain,
Fühlt es: bei dir ist der Frieden,
Die Ruhe bei dir allein.

18. Enthülltes Geheimnis.

1. Von meinem Auge sank es wie ein Schleier,
Da ich zuerst dich fand. Mir war,
Als würd' im Tempel mir bei heil'ger Feier
Ein göttliches Geheimnis klar.

2. Und in die Seele kam mir tiefes Schweigen;
Mit Staunen, wie zum ersten Mal,
Sah ich die hocherhabne Sonne steigen,
Des Mondes milden Dämmerstrahl.

3. Erst nun ist alles, alles mir erschlossen,
Die Stimmen all' von Wald und Flur
Versteh' ich nun, das Welken und das Sprossen
Der ewig waltenden Natur.

4. Und was der Weisen Lehren nicht gelungen,
Nur durch der Liebe Zaubermacht,
Die feur'ger redet, als mit Engelzungen,
Hast du es, fast noch Kind, vollbracht.

19. Am Meere.

1. Nun nimm mich wieder an deine Brust,
Mein altes, geliebtes Meer!
Noch rollst du in Mut und Jugendlust,
Wie da ich dich ließ, einher.

2. Mir tönt's aus der brandenden Wogen Schwall
Entgegen wie Freundeslaut,
Als liebe Gespielen begrüß' ich sie all,
Die ich seit lang nicht geschaut.

3. Ich stürze hinein in die schäumende Flut,
Mir jubelt die Seele mit ihr;
Den Knaben, der einst ihr am Busen geruht,
Erkennt sie freudig in mir.

4. Und wie das Naß, gegeißelt vom Nord,
Die Brust und die Stirne mir kühlt,
Fühl' ich mir leise vom Herzen fort
Den Rost des Lebens gespült.

5. Die Wangen umkost mir der wirbelnde Schaum,
Es lacht ihn hinweg mein Mund;
Bald schaukelt die Welle mich hoch auf dem Saum,
Bald tauch ich hinab in den Schlund.

6. Hinaus! in's Allunendliche hin!
Das mißt' ich so manches Jahr.
Ja, altes geliebtes Meer, noch bin
Ich derselbe, der einst ich war.

20. Ätna.

1. Der Sturm trieb Wolken ringsumher zusammen
Ums Haupt des Donnerberges drauf ich stand.
Noch tiefe Nacht; zu Füßen mir verschwammen
Im jähen Abgrund Insel, Meer und Land.
Ein Wiederschein von unterird'schen Flammen
Umspielte nur den schwarzen Kraterrand
Und wogte zitternd auf den dichtgeballten
Rauchwirbeln, die dem finstern Schlund entwallten.

2. Hin durch die Tiefe schlich ein dumpfes Dröhnen,
Die Schluchten hallten ihm, die Thäler nach,
Und Weheruf dazwischen hört' ich tönen,
Halb übertäubt von donnerndem Gekrach;
Der Mutter Erde Klage ob den Söhnen
Erkannt' ich wohl und der Giganten Ach,
Wie, Ätna's Felswucht über seinem Haupte,
Im Abgrund Typhon mit den Brüdern schnaubte.

3. Und rückwärts durch die Dämmrung heil'ger Sagen
Blickt' ich in grauende Vergangenheit,
Bevor dort unten sie gefesselt lagen
Und Kampf die junge Erde noch entweiht:

Mir war, die goldne Sonne säh' ich tagen
Am Morgenhimmel jener frühen Zeit
Und wie dem Licht, das durch die Weltnacht glühte,
Das Leben jugendlich entgegenblühte.

4. Noch ungebeugt von dunkeln Schicksalsmächten,
Hob da der Mensch die Stirne kühn und frei;
Mit milden Tagen, lauen Sternennächten
Umfing auf Erden ihn ein ew'ger Mai;
Er wußte nichts von Herren und von Knechten,
Nicht was die Leidenschaft, die Zwietracht sei,
Nur Liebe war Gesetz und immer gleiche
Gerechtigkeit in Kronos altem Reiche.

5. Doch ach! vor Zeus, dem Herrschbegier-Entbrannten,
Entfloh der milde Gott zum Erdensaum,
Und Glück und Frieden schwand mit dem Verbannten;
Der Menschen Leben ward ein wüster Traum;
Im Kampf für sie auftürmten die Giganten
Die Weltgebirge durch den Himmelsraum,
Dann, hingeschmettert, stürzten in den offnen
Erdschlund die von des Donnrers Blitz Getroffnen.

6. Oft noch, die Stirn gefurcht von Wetterstrahlen,
In Flammenglut, die zu den Wolken leckt,
Aushauchen sie dort unten ihre Qualen,
Indessen tief erniedert, schuldbefleckt
Das sterbliche Geschlecht mit Totenmalen
Der Erde große Schädelstatt bedeckt,
Und wechselnd Reich auf Reich und Glaub' auf Glaube
Begraben wird im allgemeinen Staube.

7. Allein von der Gefesselten Befreiung
Und von des Welttyrannen letztem Fall
Ertönt uralter Seher Prophezeiung
Durch die Jahrtausende mit Jubelschall,
Wie einst der Fluch sich löse, die Entzweiung
Und herrlich wieder durchs verjüngte All
Der Mensch in ew'ger Jugend der Titanen
Hinschreiten werde seine hohen Bahnen.

8. Dann flammt, wie Fackel sich an Fackel zündet,
Von Herz zu Herzen eine heil'ge Glut;

Der Born der Liebe, der, noch unergründet,
Verborgen in der Wesen Tiefe ruht,
Quillt hoch empor, und brüderlich verbündet,
Taucht Volk auf Volk sich in die lautre Flut,
Nach Schuld und Elend, dem jahrtausendlangen,
Des reinern Daseins Weihe zu empfangen.

9. Komm denn, nicht du, die aus Siziliens Meere
Dort leuchtend steigt in jugendlicher Pracht,
Komm, große Geistersonne, in der Hehre,
Wie du zuerst zerteilt des Chaos Nacht!
Mit deinem Licht jedwedes Dunkel kläre!
Laß es hinab zum tiefsten Erdenschacht
Und in der Seelen tiefern Abgrund dringen,
Daß sie erlöst zu dir empor sich schwingen!

10. Ich rief es, überströmt vom Strahlenregen,
Der über Berg und Meer und Inseln quoll,
Und, hingekniet, dem großen Tag entgegen
Streckt ich die Arme, andachtvoll,
Indessen Donner in gebrochnen Schlägen
Prophetisch aus dem Ätnakrater scholl
Und durch den Purpurdampf, der um mich rauchte,
Das Weltall glorreich aus dem Dunkel tauchte.

21. Auf dem Pik von Teneriffa.

Wohin, o Herz,
Das fort und fort im Busen mich stachelt,
In welches Wagnis mich hast du verlockt?
Auf himmelnahem Gipfel,
Den kaum der Gedanke erklimmt,
Der einzig Atmende ich,
Im unendlichen Raume verloren;
Höher als ich nur der strahlenhelle Orion,
Den Schild durchs Unermeßliche streckend!
Unten die Tiefe, die bodenlose,
Drin Meer und Inseln begraben.

Uralte Nacht,
Riesige Sphinx, die in dunkler Brust
Des Daseins Rätsel du hütest,
An deines Reiches Pforten
Hier steh' ich voll Grauen,

Und schwindelnd, jähen Sturzes
Vom Kraterrand des Feuerberges
Gleitet der Geist mir hinab
In die unterirdischen Hallen,
Wo deine Kinder, die finsteren Erdgewalten,
Wie schlummernde Riesen
Auf ihren Lagern ruhn.

So durch des Menschen Seele
Führen tiefe Schachte,
Düstere, vielgewundne,
Hinab in Finsternis,
Und oft, hinunterstarrend,
In sich selbst zu versinken zagt sie.
Furchtbare Mächte
Schlummern in ihrer Tiefe;
Weh, wenn die Entsetzlichen,
Vom Unheil geweckt,
Die schlaftrunknen Häupter schütteln!
Wie die Titanen dort unten,
Des schwarzen Kerkers Pforten sprengend,
Ihr Fest der Zerstörung feiern,
Gewitternd so aus der Seele Abgrund
Steigen die grausen Dämonen
Verzweiflung, Wahnsinn,
Mit Wirbelrauch
Ihr todgeweihtes Opfer umhüllend.

Aber was zuckt durch das Dunkel?
Dämmernd am Himmelsrande
Glimmt es empor,
Ein Flammenglanz umspielt den Gipfel,
Wo gleich Adlern in Lüften ich schwebe;
Wie glühende Tropfen
Sinken die Sterne
In die Wirbel des steigenden Tages;
Unten in schwindelnder Tiefe
Leuchtet und blitzt mit den duftenden Inseln
Der unermeßliche Ocean,
Und allein, allein,
Wie in der Seele ein großer Gedanke,
Schreitet der Lichtgeist
Über den Weltrand.

Heil, Glorreich-Herrlicher!
Durch alle Räume
Bis in des Dunkels tiefste Falten,
Der Seele verborgensten Abgrund
Laß deine Feuerströme fluten,
Daß die finsteren Mächte
Vor der Glanzfülle vergehn
Und die Welt dem erlösenden Strahl
In ewigem Hymnus erklinge.

22. Neujahr.

1. Komm, erster Tag im neuen Erdenjahr,
Du herrlicher, wie keiner noch gewesen,
Wir harren dein am festlichen Altar!

2. Wes Geist den trüben Schleier je zerriß,
Der unser Auge deckt, er sah von ferne
Dich dämmern durch der Zeiten Finsternis.

3. Dich rief, wenn in der Schlacht ihm blutig rot
Die Wunde klaffte, noch der Held im Sterben
Und schloß die Augen ruhiger im Tod.

4. Gegrüßt hat dich, seit es zuerst erklang,
Der Tonkunst andachtvolles Saitenbeben
Und dich der Dichtung ahnender Gesang.

5. Und wenn im hellern Glanze die Natur
Aufleuchtete aus ihrer dunkeln Hülle,
Ein Schimmer deines Lichtes war es nur.

6. O komm! wir streun dir Palmen auf den Pfad,
Dir jauchzt die Welt, es wogt in höhern Wellen
Entgegen dir des Lebens frische Saat.

7. Die Völker all', beglückt durch dich und frei,
Geeinigt durch der Liebe sanfte Bande,
Wirst du umblühn in ew'gem Erdenmai.

8. Allein in unserm dumpfen Lebenstraum
Vergebens, deinen Aufgang zu gewahren,
Die Blicke richten wir zum Himmelssaum

9. Nicht aus dem Meere durch des Ostens Thor,
Aus uns'rer Herzenstiefe einzig steigst du,
Wenn ganz die Liebe sie erfüllt, empor.

23. Macht der Liebe.

1. Wie einen Stern, der im Versinken,
Seh' ich im Auge, grauumflort,
Nur matt noch deine Seele blinken,
Vom scharfen Todespfeil durchbohrt.

2. Ich kenn' ihn, ach! den Schmerz, den herben;
Wenn in dem Winterfrost der Welt
Das Herz erstarrt, und vor dem Sterben
Das Leben schon in Trümmer fällt.

3. Und, wie einst vor den Tempelmauern,
Den Säulen, die auf Sunium
Um die verlornen Götter trauern,
Oft steh' ich vor dir, wehmutstumm.

4. Doch eine Macht ist, Weib, o glaub' es,
Die aus Verzweiflungsqual den Geist,
Aus Tod und aus der Nacht des Staubes
Empor in alle Himmel reißt.

5. Durch Liebe steigt aus den Ruinen
Das Leben, das in Trümmern lag,
Und leuchtet, morgenglanzbeschienen,
Entgegen einem neuen Tag.

24. Der Jubelgreis.

1. Meiner Kindheit frühster Lehrer,
Meiner Jugend Freund und Rat!
Gerne wohl als Freudenmehrer
Wär' ich diesem Fest genaht,
Dem dein Herz, in sich beseligt,
Jugendlich entgegenschlägt,
Ob es gleich des Alters Schneelicht
Bleich auf deine Stirne legt.

2. Hätt' ich Oden, leicht von Takte,
Flaccus' Lieder und Catulls,
Die beim Schneeglanz des Sorakte
Flügelten den trägen Puls,
Hätt' ich Rosen von Präneste
Oder Trauben von Falern,
O Geliebter, dir zum Feste
Brächt ich solche Spenden gern.

3. Aber ach, was kann ich bringen,
Ich der Bettler, deinem Herd?
So wie mit gebrochnen Schwingen
In das Nest der Vogel kehrt,
Müde so, ein irrer Wandrer,
Kehr' ich von der Lebensbahn;
O fürwahr, ich bin ein andrer,
Als da wir zuletzt uns sahn.

4. Kennst du mich nicht mehr, mein Alter,
Nicht den Knaben, hoffnungsfroh,
Welcher munter wie ein Falter
Deiner Vaterhut entfloh?
Düster steht er nun, ein Stummer,
An des Erdenglückes Grab,
Und der Nächte öder Schlummer
Löst den Gram der Tage ab.

5. Doch genug! In meiner Blindheit
Seh ich nicht, was mich umgiebt?
Nicht die Stätte meiner Kindheit,
Wo ich jeden Platz geliebt?
Hier die Halle, dort das Estrich,
Alles grüßt mich so vertraut,
Und der Tag bedünkt mich gestrig,
Als ich sie zuletzt geschaut.

6. Ja, wie sich die Lüfte klären,
Lacht der Himmel wieder blau,
Und im Auge mir die Zähren
Wandeln sich in Freudentau;
Auf der Lippe stirbt das Klaglied,
Und mein Sang, geliebter Greis,
Fröhlich, wie der Lerche Taglied,
Töne nur zu deinem Preis.

7. O der Zeit, sie war so selig,
Als mich Dämmrung noch umwob
Und durchs Zwielicht sich allmählich
Meines Lebens Sonne hob,
Wie du da, ein früher Klopfer,
Mich den Schlaf zu scheuchen batst,
Und mit mir zum Morgenopfer
In den Griechentempel tratst.

8. Wie der Hymnus, Zeus-gewidmet,
Der Gesang des Pindaros,
Dann in Worten, schöngerhythmet,
Über unsre Lippen floß,
Wie für ihn, der goldenthronig
Mit der Leier prangt, Apoll,
Süßer als Hymettushonig
Dir der Preis vom Munde quoll!

9. Wie du mir, da noch der Kreisel
Unter meinem Schlage flog,
Und ich schweifend, wie ein Weisel,
Neben dir das Feld durchzog,
In den Blüten und im Laube
Deutetest den großen Geist,
Der im kleinsten Sonnenstaube
Wie in den Planeten kreist!

10. O wie oft, wenn uns zu Häupten
Ihren Kelch die Nacht erschloß
Und ein Meer von hingestäubten
Welten durch die Himmel goß,
Stand ich da in heil'gem Schauer,
Während du, zu mir geneigt,
Jeden Stern in dunkelblauer
Ätherferne mir gezeigt!

11. Wenn der Blick dann durch die lichten
Höhen mit dem Sehrohr klomm,
Bis aus den zerteilten Schichten
Neue Weltenfülle glomm,
O wie ward sich da mein kleines
Herz der Ewigkeit bewußt!
O wie sank ich nicht an deines,
Neugestählt für Leid und Lust!

12. Ja, Geliebter, überschwänglich
Fühl' ich mich in deiner Schuld!
Alles gab, was unvergänglich
In mir ist, mir deine Huld.
Der du mir den Becher randvoll
Fülltest mit der Liebe Trank,
Ach! was hab' ich eine Handvoll
Staubes nur für dich zum Dank!

13. Mag der Himmel, der Vergelter,
Jeden Lenz dein Glück erneun!
Mag der Herbst auf deine Kelter
Seine vollsten Trauben streun,
Und aus Krügen, schön von Henkel,
Eh dein Auge Nacht umhüllt,
Sei von Enkeln deiner Enkel,
Dir das letzte Glas gefüllt!

25. An F. L.

1. Ein sanfter Friedensodem haucht mich an,
Wenn ich dein Haus, o frommer Greis, betrete,
Als ob mir milde Luft entgegenwehte
Vom Hirtenlande Kanaan.

2. Wer gab dir Macht, dir im Gewühl der Welt
Die tiefe Seelenstille zu bewahren,
Wie einer, der seit seiner Kindheit Jahren
Geruht im Patriarchenzelt?

3. Ob rings die Erde von der Völker Streit
Erzitterte und von der Reiche Fallen,
Nicht eine Stunde trübte bei dem allen
Sich deiner Seele Heiterkeit.

4. Der Mitwelt fern und dem, was sie erstrebt,
Hast du mit jenen, welche nie veralten,
Der Vorzeit großen, heiligen Gestalten,
Einfach und schlicht wie sie gelebt;

5. Und während Zielen nach, die keiner kennt,
Wir ruhlos hasteten auf irren Pfaden,
Warst du im Geist bei friedlichen Nomaden
Im ewig hellen Orient.

6. Dort zogst du mit dem Karawanenzug
Hin über glühnde Fläche, nackte Kuppe,
Und mittags tränkte bei der Palmengruppe
Rebekka dich aus ihrem Krug.

26. An Elisabeth v. K.

1. In deiner Seele mildem Lichte
Ist mir der Frühling aufgeblüht,

Gereift sind meine ersten Früchte
Allein von ihrem Strahl durchglüht.

2. Als sich vom Staub emporzuringen
Mein Geist noch matt die Flügel schlug,
Liehst du ihm, Freundin, Kraft der Schwingen
Und sporntest ihn zu kühnem Flug.

3. Die Sehnsucht, die zu lichtern Räumen
Sich aufschwingt aus dem dunkeln Hier,
Der Seele Rausch in hohen Träumen
Als Lebensmitgift gabst du mir.

4. Mit mir auf allen meinen Wegen
Zogst du als Schutzgeist ungesehn,
Und deiner Lippen milden Segen
Fühlt' ich um meine Stirne wehn.

5. Bei Nacht zu meinen Augenliden
Hat sich im Traum dein Bild gesenkt,
Bis es das Herz mit stillem Frieden
Zum Überfließen mir getränkt.

6. Für alles, was du mir gegeben,
Wo wär' ein Dank, der nicht zu klein?
Von einem vollen ganzen Leben
Die Ernte dacht' ich dir zu weihn.

7. Nun, da du sankst zum frühen Grabe,
Am kalten Marmor hingekniet,
Hab' ich für dich nicht andre Gabe,
Als Thränen und dies arme Lied.

27. An die Hausgeister.

1. Wieder in dem alten Gleise
Rollt das Rad der Tage nun;
Von des Lebens irrer Reise
Kehr' ich, um in euerm Kreise
Froh und glücklich auszuruhn.
Meines Vaterhauses Laren,
Mich vor Irrsal zu bewahren
Hütet mich bei Tag und Nacht,
Wie ihr, euern Reigen schlingend,
Süße Lieder leise singend,
Meine Wiege schon bewacht!

2. Nun aufs neu mit Glockenklange
Weckt mich, wenn der Morgen graut!
Bei der Schwalbe Frühgesange,
Die sich an dem Bogengange
Heimatlich ihr Nest gebaut,
Sei ich in der Dämmerfrische
An dem trauten Arbeitstische
Von der Bücherwelt umringt,
Während ihr mit lust'gem Klettern
Aus den Schränken, von den Brettern
Mir die lieben Bände bringt!

3. Gern dann lausch' ich euren Spielen,
Wenn — als ob, vom Wind bewegt,
Leichte Blätter niederfielen —
Auf den Treppen, auf den Dielen
Trippelnd sich eur Fußtritt regt;
Wenn ihr klingelt an den Schellen,
Lachend, wie das lust'ge Gellen
Auf dem Flur ein Echo weckt,
Oder, mit den Händchen klappend,
Durch das Morgendämmer tappend,
Euch mit unsern Gnomen neckt.

4. Oder nachts mit den Geschwistern
Und den Freunden am Kamin
Hör' ich in der Flamme Knistern
Eure Stimmen leise flüstern;
Ännchen sitzt auf meinen Knien
Und erzählt uns schöne Märchen,
Sei es vom verliebten Klärchen,
Wie es sich im Wald verlief,
Oder von der Dornenhecke,
Wo im sicheren Verstecke
Röschen hundert Jahre schlief.

5. Spielend mit den blonden Locken
Küss' ich das geliebte Kind;
Bertha sitzt indes am Rocken,
Und das Spinnrad ohne Stocken
Schnurrt im Kreise pfeilgeschwind;
Von des Herbstes Blättertreiben
Klirren oft die Fensterscheiben,

Draußen rauscht der Eichenbaum
Und, zu meinen Füßen liegend,
Bellt, sich fester an mich schmiegend,
Oft das Windspiel auf im Traum.

6. Aber von den Glockentürmen
Mahnt zum Schlaf der zwölfte Schlag;
Euch, ihr Laren, uns vor Stürmen
Und vor Flammennot zu schirmen,
Euch befehl ich dieses Dach!
Wacht an unser aller Bette,
Und auf jede Lagerstätte
Gießt der Träume goldne Flut,
Bis im Schlaf ein Lächeln sage,
Wie das Herz vor Freude schlage,
Das an dem der Heimat ruht!

28. Aller-Seelen-Nacht.

1. Der Tag verglomm mit blassem gelbem Streife,
Einsam war ich zum Thor hinausgegangen
Auf Pfaden weiß vom ersten Winterreife.

2. Und wie um mich in des Novembers Schauer
Die letzten welken Blätter niederstoben,
Verhüllte meine Seele sich in Trauer.

3. Der Lieben all, die ich verloren hatte,
Dacht' ich und hub versunken in Erinnrung,
Von jedes Grabe noch einmal die Platte.

4. So, nicht der Stunden achtend, wie sie schwanden,
War ich verirrt zu einem Platz gekommen,
Auf welchem nie zuvor mein Fuß gestanden.

5. Um mich erglänzten bleich im Mondesstrahle
Mit frischem Kranze jedes Kreuz umwunden,
Reihn hinter Reihen, ernste Totenmale.

6. Gesang ertönte aus der Grabkapelle,
Die in der Mitte stand, und durch die Fenster
Glomm vom Altar der Lichter matte Helle.

7. Langsam herab vom Turm erklang Geläute;
Zwölf Schläge that die Uhr, und bangen Herzens
Sagt' ich mir: Aller-Seelen-Nacht ist heute,

8. Da, wenn's vom Turme Mitternacht erschollen,
Sieht, wer auf einen Friedhof sich verirrte,
Die Teuern, die ihn bald verlassen wollen.

9. Und schon im bleichen Mondstrahl drei Gestalten
Gewahrt' ich auch, die längs der Grabdenkmale
Im Feiergange zur Kapelle wallten.

10. Zur Seite wollt' ich weichen, angstbeklommen;
Doch mußte festgebannt am Wege stehen
Und sah sie näher, immer näher kommen.

11. Der vordern glühten jugendlich die Wangen,
So wie in Bajä's Bucht die Meereswellen,
Wenn sie im Rosenlicht des Ostens prangen.

12. Sie war es, die mir leicht jedwede Mühe
Und jeden Kampf gemacht und jedes Wagen
In meines Lebens goldner Morgenfrühe.

13. Sie schritt mit mir im Lenz durch grüne Auen
Und ließ, wenn schwer des Herbstes Nebel wallten,
Mich schon des neuen Frühlings Sonne schauen.

14. Als Spiel hat mir durch sie Gefahr gegolten,
Und lächelnd blickt' ich auf die Wetterwolken
Des Schicksals, die zu meinen Füßen grollten.

15. Ich rang, berauscht von ihrem Atemzuge,
Mich aus dem niedern Staub empor und folgte
Dem Adler nach auf seinem kühnsten Fluge.

16. Und nun, du schönster Gast beim Lebensfeste,
Rief ich, o Jugend, willst du mich verlassen
Und nimmst vom Dasein mit dir fort das Beste?

17. Doch achtlos sah ich sie von dannen schreiten;
Drauf wehmutsvoll ihr nachschaund, hört' ich Töne,
Wie Windeshauch durch Äolsharfensaiten.

18. Und zu mir trat mit rückgeschlagnem Schleier,
Das dunkle Auge von Begeistrung glühend,
Die zweite, in der Rechten eine Leier.

19. Auch du, Gespielin meiner Knabenjahre,
Rief ich, des Jünglings Lehrerin und Freundin,
Willst fliehn? o was bleibt dann mir als die Bahre?

20. Nie mehr die heil'ge Flamme willst Du zünden
Auf dem Altare meines Herzens? nie mehr
Durch meine Lippen Seherworte künden?

21. Nie ferner zu der Vorwelt grauen Tagen
Und über Raum und Zeit hinweg die Seele
Mir zu der fernen Zukunft Wundern tragen?

22. Soll ohne Sinn fortan der Sterne Reigen,
Der ewige, zu meinen Häupten kreisen,
Und die Natur, zu Stein erstarrt, mir schweigen?

23. Wenn du mich fliehst, und früher Herbstreif schnöde
Verwelken läßt den Frühling meiner Seele,
Was bleibt mir in des Lebens Winteröde? —

24. Sie schritt zur Grabkapelle fort! mir hingen
In dunkler Trauer lang an ihr die Blicke,
Und fern hört' ich ihr Saitenspiel verklingen.

25. Die dritte kam, von mildem Glanz umwoben;
Ein Hauch des Lenzes schien um sie zu wehen,
Vor dem die kalten Nebel rings zerstoben.

26. Mit tiefen, seelenvollen Augen schaute
Sie lang mich an; mir war, als ob in ihnen
Der ganze wolkenlose Himmel blaute.

27. Und du auch, sprach ich, willst mir treulos werden,
Du Hüterin an der geweihten Quelle,
Draus alles fließt, was göttlich ist auf Erden?

28. Dich in der Seele ahnungsvoller Stille
Früh fühlt' ich, wie des Morgens Nahn die Rose
Schon fühlt, eh sie noch brach die Knospenhülle.

29. Und als du kamst, als du die Engel-Holde
Mir in den Arm geführt, wie glomm und strahlte
Um mich das Leben auf im Morgengolde,

30. Wie senkte sich auf uns in Duft und Blüten
Ein Lenz, der nicht von dieser Welt, hernieder,
Als ihre Lippen an den meinen glühten!

31. Und ist mit seinen ersten Wonnestunden,
Mit seinen Rosen, seinen Nachtigallen
Auch jener Mai der Liebe hingeschwunden,

32. So weich' doch du nicht, Fürstin meines Lebens!
Schon wenn ich's denke, zittert durch die Seele
Mir Todesahnung schauervollen Bebens.

33. Ich sprach's; mir war, als ob sie, mein nicht achtend,
Von dannen schreite; da sank tiefes Dunkel
Auf meine Augen, finster mich umnachtend.

34. Besinnungslos lang lag ich; als das matte
Augenlid ich wieder hob, fand ich am Boden
Mich hingestreckt auf eine Grabesplatte.

35. Erblaßt im Kirchlein war der Kerzen Schimmer,
Doch die Gestalt, die ich geschieden wähnte,
Stand, wie zuvor, zur Seite mir noch immer.

36. Nein, nicht dieselbe sah ich mehr; ihr Schatten
Nur wars gewesen, welchen meine Blicke,
Ich ahnt' es wohl, zuvor gesehen hatten.

37. Sie glich an Hoheit und an Himmelsmilde
Dem Urbild aller Göttinnen und Frauen,
Dem ewigen, auf des Urbiner's Bilde.

38. Ins Antlitz schaut' ich bange nur der Hehren,
Und mehr und mehr sah, als ich aufwärts blickte,
Ich sie zu Himmelsglorie sich verklären.

39. Sie sprach: Nicht jene, die im Sinnentriebe
Die Adern klopfen läßt, die Herzen schlagen,
Ich bin die ewige, die reine Liebe.

40. Wem meinen Lebensodem in die Seele
Ich hauche, überreich mag er sich preisen:
Und ob auch alles andere ihm fehle,

41. Die Menschheit lehr' ich an die Brust ihn drücken,
In Liebe alles Lebende umfassen
Und selber so beglückt sein im Beglücken.

42. Drum zage nicht, wenn in dem wüsten Treiben
Der Welt Du einsam dastehst und verlassen!
Ich will dir bis zum Schluß der Zeiten bleiben.

29. Chorgesang.

1. Komm Geist der Liebe! Gott der Götter komm!
Zu deinen Füßen wird, wie Lämmer fromm,
Der schnaubende Orkan sich schmiegen!
Komm, der du heilst des Weltalls großen Riß!
Anbetend sollen Licht und Finsternis
Im Staub vor dir wie Schwestern liegen!

2. Du höchster Strahlenquell, aus dessen Flut
Die Frühlingsrose ihre Farbenglut,
Die Sonne ihren Glanz gesogen,
Dich preist die Lippe in der Küsse Tausch,
Die Seele dich in der Begeistrung Rausch,
Das Meer im Donner seiner Wogen!

3. In Allmacht herrschest du vom ew'gen Blau
Des Äthers, bis wo sich im Tropfen Tau
Die Herrlichkeit des Himmels spiegelt,
Von wo sich kaum minutenlang der Wurm
Im Dasein sonnt, bis wo der Schöpfungssturm
Das werdende Gestirn beflügelt!

4. Wir harren dein angstvoll in unsrer Nacht,
Daß unsre Seelen bis zum tiefsten Schacht
In deinem Lichte sich verklären;
Laß uns den bangen Zweifeln nicht zum Raub,
Die uns gequält, als wir im Sündenstaub
Gekniet vor anderen Altären!

5. O führ' herauf den neuen Erdentag!
Verehrung werden dir mit einem Schlag
Die Herzen der Nationen stammeln,
Die Laute aller Sprachen sich, die lang
Geschiedenen, in einen Feierklang
Zu deinem Preis, o Eros, sammeln.

II. Unsterblichkeit.

1. In der Krankheit.

Dem Schlummerlosen
Langsam schleichen die Stunden;
O führt mich hinaus
In die klare Septembernacht,
Daß ich wieder ihn schaue,
Den Freund meiner Kindheit, den schönen
Orion,
Und seinen strahlenden Bruder Sirius.
In jedem Herbst,
Wenn zuerst durch die Nebel des Ostens
sie stiegen,
Ihren Aufgang hab' ich gegrüßt;
Wie Genien waren sie mir,
Die auf dem Erdenpfad mich geleitet;
Sie sahen mein Leben aufblühn,
Und auf das welkende nun
Soll sanft ihr Glanz herniedertaun.
Schwer ist's, sich loszureißen
Von dem heimatlichen Stern,
Der uns so traulich gehegt.
Doch sollen wir ewig gebannt sein
An den einen unter den vielen,
Die schweigend, leuchtend
Im unermeßnen Raume rollen?
Hört ich nicht oft
In stillen Weihestunden der Seele
Leishallende Tritte,
Rauschen unsichtbarer Quellen
Und Flüstern von Geisterlippen
Wie Botschaft aus andern Welten?
Von diesem niederen Ball,
Hinauf dann wollt' es mich ziehn,
Zu den hohen unsterblichen Sonnen,
Dem Lichte des Lichts.
Und nun sie zum Aufbruch mahnt,

Die große Himmelsuhr,
Die des Menschen kurzes Leben
Nur als Sekunde zählt,
Kann ich zagen vor dem Gange
In das unbekannte Land?
Mag kein Pfad dort sein,
Keine Hand, die mich führt,
Ich weiß, vorauf mir
In ungezählten Scharen
Sind sie gezogen,
Die Weisen und Guten
Der Zeit und Vorzeit,
Und fest in meiner Seele steht der Pol,
Der ihnen nach den Weg mir weist,
Daß ich lösche den Durst
Nach ewiger Wahrheit,
Trinke den mächtigen Odem der Liebe,
Der durch das Weltall weht!

2. Das neue Jahrhundert.

Noch bevor am Himmel dämmernd deine Morgenröte steigt,
Hat sich von der Last der Jahre müd' ins Grab mein Haupt geneigt;
Doch der Lerche gleich, die, eh' sie sich den Osten röten sieht,
Schon dem Tag entgegenjubelt, flattre dir voran mein Lied,
Glorreich herrliches Jahrhundert, das im königlichen Flug
Reigenführend du dahinschwebst vor der Menschheit Siegeszug!
Ja, Vollender du von allem, was wir hoffend nur geahnt,
Dem die Weisen und die Helden jeder Zeit den Weg gebahnt,
Vor dem Blick mir weicht der Schleier, der noch vor der Zukunft ruht,
Und wie ferne Alpengipfel in des Frühlichts Purpurglut
Seh' ich dich und seh' die andern, die dir folgen, hellbesonnt
Himmelauf die Scheitel heben an der Zeiten Horizont.
Weit vor mir in Segensfülle mit der Ernten wogendem Gold,
Mit den üpp'gen Rebgeländen, liegt das Erdgefild entrollt,
Und von Überfluß für alle strotzt der mütterliche Herd.
Längst, des blut'gen Werkes müde, ward zur Sichel jedes Schwert,
Und mit flatternden Standarten auf der Freiheit Siegesfeld
Wallen rings heran die Völker zu dem Bundesfest der Welt.

Der geweihte Born des Wissens, der für wen'ge sonst nur quoll,
Nun in breitem Strom durch alle Länder fließt er reich und voll,
Und harmonisch alle Herzen stimmt der Dichtung Orpheuslied
Und die Kunst, der ew'ge Frühling, der in Farb' und Marmor blüht.
Durch gesprengte Felsen, über schwindlige Klüfte hingespannt,
Schlingt um alle Erdenzonen sich der ehrnen Gleise Band,
Drauf vom Dampf, dem schnaubenden Renner, den er in sein Joch geschirrt,
Hin von Pol zu Pol mit Sturmes Flug der Mensch getragen wird.
Er, der einst auf Eichenpfählen, in der Seeen Grund gerammt,
Dem Geschick, dem grausen, fluchte, das zum Dasein ihn verdammt;
Nun der Elemente Meister, Herrscher über Zeit und Raum,
Herrlich sieht er sich erfüllen alter Seher Wundertraum,
Segelt durch den höchsten Äther hin auf luftbeschwingtem Kahn,
Taucht durch blauer Wogen Zwielicht in den tiefsten Ozean.
Ihm gehorcht der Blitz als Sklave; in das grenzenlose All
Trägt den Blick ihm Frauenhofer auf den Flügeln von Kristall;
Durch den Sternennebel dringend, der als Lichtstrom niederträuft,
Sieht er neue Firmamente tief im funkelnden Raum gehäuft,
Und hinüber und herüber auf dem strahlenschnellen Weg
Mit Bewohnern fremder Welten führt er Zeichen-Zwiegespräch.
Aber hehrer noch als droben, wo sich Sonn' an Sonne reiht,
Unergründlich in der Seele ruht ihm die Unendlichkeit.
Wie aus weitentlegnen Himmeln, nie durchforscht vom Seherohr,
Steigen der Gedanken große Sternenbilder ihm empor.
Fernhin schweift sein Adlerauge, jenseits dieses engen Jetzt,
Vom Beginn der Erdendinge bis zum dämmernden Zuletzt;
Nicht fortan im Unermessnen steht er ratlos und verwaist.
Ueber alle Räume breitet herrlich leuchtend sich sein Geist,
Und, im Leben wie im Tod sich seiner Ewigkeit bewußt,
Jeglichem Geschick entgegen trägt er frei und kühn die Brust.
So, wenn welk von vielen Jahren seines Daseins Blüte sinkt,
Schreckt ihn nicht des letzten Mahners Kommen, der zur Abfahrt winkt.
Gleich dem meervertrauten Schiffer, dem das Herz voll Hoffnung schlägt,
Wenn hinweg zu fernen Inseln seinen Kiel die Woge trägt,
Dieser Erde Küsten läßt er, während sanft in seinem Boot
Ihn dahin zu neuen Ufern führt der freundliche Pilot.

3. Auf dem Friedhof.

Nichts also wäre, das noch bliebe,
Nachdem der Wange Rot erblaßt?
Die großen Herzen, die in Liebe
Der Menschheit ganzes Sein umfaßt;
All jene, die zum Seelenbunde
Sich mir gelobt mit Schwur und Hand,
Wenn in die fliehende Sekunde
Wir eine Ewigkeit gebannt;
Die Geister, die gedankenschnell
Der fernsten Sterne Nebelstraßen,
Des Abgrunds tiefste Nacht durchmaßen:
Statt an des ew'gen Lichtes Quell
Den Durst zu löschen, sollten nun
Im Moder sie dort unten ruhn,
Als stumme Kläger wider den,
Der sie geschaffen zum Vergehn?

Nein! sinke, was der Staub gebar,
Hin auf den weiten Leichenacker!
Was groß und hehr auf Erden war,
Kann nicht nach flüchtigem Geflacker
Erlöschen wie ein Meteor.
Die Himmelsflamme, gottverwandt,
Die in der Endlichkeit gebrannt,
Steigt leuchtend aus der Gruft empor;
Und jenen nach, die aus den Banden
Der Körperwelt befreit erstanden,
Werd' ich dereinst, vom Durst nach Wissen,
Vom Drang nach Licht emporgerissen,
Des dumpfen Sarges Deckel sprengen;
Die Schleier alle will ich heben,
Die vor der Schöpfung Wundern hängen,
Und alle sie, die mich im Leben
Getränkt mit ihres Odems Wehn,
Die hohen Geister wiedersehn!

Mit deinen Särgen, deinen Wiegen
Bleib, kleine Erde, drunten liegen!
Hinauf von dieser Schädelstäte
Blick' ich, wo schon die sternbesäte

Allheil'ge Nacht emporgestiegen
Und ihre unermess'nen Hallen
Die Ewigkeit erschlossen hat.
Wie funkelt dort des Lebens Saat,
Gleich Lilien, die im Windhauch wallen!
Mein Vaterhaus, aus dessen Thoren
Ich früh mich in die Welt verloren,
O Ätherstadt, glanzvolle Feste,
Ihr Sternen-Tempel und Paläste,
Wie leuchten eure Lampen wieder
Von droben mild zu mir hernieder!
Milchstraßen, leicht wie Morgentau
Dahingesprengt ins tiefe Blau,
Ein unermess'ner Strom von Sonnen,
Der durch entlegne Himmel schäumt,
Bis wo, in blassen Dunst zerronnen,
Ein All vergeht, ein andres keimt!
Das Fluten breiter Strahlenwogen
Von Weltenstrand zu Weltenstrand!
Die Himmelsbogen hinter Bogen
Durch die Unendlichkeit gespannt!
Hinauf! hinauf! zum großen Flug
Will ich der Seele Schwingen rüsten;
Es rauscht um mich der Geisterzug,
Der von der Schöpfung fernsten Küsten
Zu ihren Sonnengipfeln zieht;
Empor mit ihm zu Lichtgestirnen,
Die nie ein irdisch Auge sieht!
Schon wo des Weltalls höchste Firnen
Mit morgenrotem Scheitel blinken,
Seh' ich sie mir entgegenwinken,
Die hehren, strahlenden Gestalten,
Die vor mir her durchs Leben wallten;
Euch, die Geschlecht ihr auf Geschlecht
Erleuchtet, Seher und Propheten,
Euch Helden, deren Fahnen wehten
Im Kampf für Freiheit und für Recht,
Und euch, die ihr durch Farb' und Töne
Dort unten schon enthüllt die Schöne,
In der ihr nun unsterblich wohnt!
Von Polen hin zu fernern Polen
Aufflieg' ich, um euch einzuholen,

Und fort zu höhern Geisterreichen,
Wo eure Strahlen selbst erbleichen,
Wie vor dem Sonnenglanz der Mond.

4. Die letzte Stunde.

Drum dürfen wir das Schicksal schelten,
Daß wir den großen Gang der Welten
Durchs Grab zu jungem Leben gehn?
Nein! fällt auch mir das Los, es sei!
Und, wenn die ernste Stunde naht,
Im Festschmuck will ich dich, o Tod, empfangen,
Und alles Herrliche soll um mich prangen,
Was leuchtend mich umstrahlt auf Erden hat.
Der Jugend hohe Träume und Gesichte,
Der ersten Liebe göttliches Gefühl,
So frisch wie in des Lebens Morgenlichte,
Umblühn mir sollen sie den Sterbepfühl,
Indessen von der Zukunft Thore
Vor mir zurück der Schleier wallt
Und sanft von fernem Geisterchore
Zu meinem Ohr das Rufen schallt.
Mir schweift der Blick in Dämmerweiten
Zu unbekannten Himmelsräumen,
Und bei dem Schein verhüllter Sonnen
Seh' ich sich blasse Meere breiten,
Die, in der Ferne Dunst zerronnen,
Um neue Weltgestade schäumen;
Hinüber denn! die Küste winkt!
In bangen, zitternden Minuten
Hoch gehen zwischen hier und dort die Fluten,
Ich zage nicht; um ewige Gedanken
Fest soll sich meine Seele ranken,
Damit sie mich ans andre Ufer tragen,
Wenn dieses hinter mir versinkt.

5. Der kleine Franz.

1. Gestern noch im muntern Spiel
Mit den Seifenblasen
Sprang er viel und lachte viel
Auf dem grünen Rasen;

Abends drauf von meinen Knien
Späht er nach den Sternen;
Jeden, der am Himmel schien,
Wollt' er kennen lernen.

2. „Gute Nacht nun! Morgen dann
Mir erzählst du weiter!"
Und er lächelte mich an,
Hüpfte fort so heiter.
Gestern noch so frisch im Glanz
Seiner sieben Jahre,
Liegt er heut, der kleine Franz,
Auf der Totenbahre.

3. Zarter Knabe, der du bang
Sonst im Finstern zagtest,
Sprich, wie du den großen Gang
Durch das Dunkel wagtest,
Wagtest, in den Schlund, davor
Alle zitternd stehen,
Durch das schwarzverhängte Thor
So allein zu gehen?

4. Seit dem letzten Sonnenstrahl
O wie weit die Reise!
Weiter, weiter tausendmal,
Als vom Kind zum Greise!
Jüngst erst auf der Mutter Schoß,
Ihr am Busen lagst du,
Nun die Größten riesengroß
Plötzlich überragst du.

5. Und mit allem, was ich kann,
Was ich bin und habe,
Nichts vermag ich dir fortan
Mehr zu lehren, Knabe;
Weiser du als Sokrates,
Ich an Geist erblindet,
Alles, alles weißt du es,
Was wir nie ergründet.

6. Lächelnd blickst auf uns du nun,
Denen du entrissen;
Kindisch dünkt dich unser Thun,
Unser Sein und Wissen.

Seit du über mich so hoch
Bist erhöht, o Kleiner,
Nur mit heil'gem Schauer noch
Denken kann ich deiner.

6. In den Savoyischen Alpen.

So rüste dich mit Kraft und Stärke
Zu deinem großen Tagewerke;
Wie nur ein Land bis heute Gottes ganzes
Antlitz geschaut in Fülle seines Glanzes,
Muß jedes Land ein Hellas werden;
Nicht bleiben soll ein Platz auf Erden,
Den nicht ein göttlich Werk geweiht.
Erst wenn die Gipfel all, die Thäler
Dastehn als deine Ehrenmäler,
Hinwerfen darfst du, Mensch, die Sterblichkeit
Und in der Tage letztem Abendrot
Zur Rast eingehn im sel'gen Tod!
Mag, gleich dem fliegenden Gespinst der Spinnen
Im Schilf der ersten Uferseen,
Dann jeder Bau von Menschenhand vergehn
Und dieser Erdball selbst in Dunst zerrinnen:
Ein großes Leben strömt mit mächt'gen Wogen,
Von Himmelsbogen hin zu Himmelsbogen
Und läßt die Nebel, die den Raum durchwallen,
Die flatternden, sich neu zu Welten ballen,
Wo sich wie hier in Wiegen und auf Bahren
Geburt und Sterben an einander reiht;
Doch ob auch sie den andern, die schon waren,
Nachstürzen in das große Grab der Zeit,
Das Hohe, was dein Geist geboren,
Bleibt in dem Schoß des Ew'gen unverloren;
Hinfluten wird es mit den Wesenscharen,
Von Stern zu Stern durch die Unendlichkeit.

III. Altertum.

1. Im Theater des Dionysos.

Mählich erblaßte das Licht um Salamis' zackige Klippen,
Während die Sonne versank in das ägäische Meer;
Hell nur leuchtete noch der honigberühmte Hymettus
4. Und die Cekropische Burg hoch auf dem Felsengestein.
Um mich lagen verwirrt zerbröckelnde Tempelgesimse,
Säulen von dorischer Pracht, Trümmer auf Trümmer gehäuft.
Kaum zu erkennen vermochte der Blick in dem Schutte die Stufen,
8. Drauf das athenische Volk Haupt sich zum Haupte gedrängt
Wenn das Theater dem Donner von Äschylus' Worten erdröhnte,
Wenn es wie Weihrauchduft Sophokles' Odem durchzog.
O wie sind sie verklungen, die herrlichen Chöre der Meister,
12. O wie liegst du gestürzt, heiligster Tempel der Kunst!
Wo sich die Thymele hob, nicht weiß ich die Stätte; es haben
Zwei Jahrtausende Staub auf die Orchestra gehäuft. —
Während ich saß und das Auge bethränt auf den Trümmern mir ruhte,
16. Schweifte die Seele zurück in Perikleische Zeit;
Wechselnd schwebten vor mir die erhab'nen Gestalten der Dichter,
Welche zu Thränen wie Lust hier die Athener bewegt;
Bald in unsterblichem Weh den titanischen Dulder mir malt' ich
20. Über dem Weltabgrund ringend am scythischen Fels,
Bald den thebäischen König, wie blind er am Arme der Tochter
Thronlos, heimatlos Länder und Städte durchirrt.
Also sann ich und preßte die Stirn auf verwitterten Marmor,
24. Einzig die Seele noch sah, aber das Auge nicht mehr.
Horch, auf einmal da was hör' ich? Ein Rauschen, dem Sturm gleich,
Wenn er im Pinienwald Wipfel und Äste durchsaust.
Schnell mich raff' ich empor, und siehe! verwandelt ist alles,
28. Statt der Trümmer umher ragt ein unendlicher Bau;
Hallen und fliegende Treppen und rings in den Nischen gewahr' ich
Bilder, wie Phidias sie parischem Marmor entlockt.
Aufwärts steigen zu Seiten mir Sitzreihn, Stufen an Stufen,
32. Tausende drängen sich drauf in der hellenischen Tracht;

Weihrauch quillt vom Altar, im Festschmuck leuchtet die Scene.
Und zu dem Chorlied schallt lieblich der Flöten Getön.
Schweigen verbreitet sich rings, fast hör' ich das Atmen der Menge,
Grauen der Dämmerung sinkt über die Bühne dahin.
Langsam steigt und umhüllt von faltigen grauen Gewanden,
Sieh! durchs stygische Thor zitternd ein Schatten herauf.
Blutlos bleich das Gesicht, an der Brust tiefklaffend die Wunde,
Murmelt ein Rachegebet dumpf das ermordete Weib:
„Kinder des Abgrunds, auf! daß nicht euch der Frevler entrinne,
Welcher den Busen durchbohrt, der ihn als Knaben gesäugt!"
Hohl tönt also die Stimme der Hades-Entstiegenen — grausig
Zu der Erinnyen Ohr dringt in das Dunkel der Ruf.
Sich in der Tiefe zu regen beginnt's; schlaftrunkenen Taumels
Heben die Töchter der Nacht stöhnend das finstere Haupt,
Eine die andre zu wecken; mit Grimm und wüstem Geheule,
Geißeln in Händen, empor stürmt die entsetzliche Schar.
„Auf, ihn zu jagen, ihr Schwestern! wohin mordtriefend er flieh'n mag,
Über die Länder, das Meer folgt ihm in hastigem Sprung!"
Und, sich die Brüste zerschlagend, mit weitaufstarrenden Blicken,
Wälzt sich in Beutebegier fort der mänadische Chor. —
Irrend, das Haupt umnachtet von Wahnsinn, naht sich indessen
Schwankenden Schrittes Orest Attika's glücklichen Aun.
Leuchtend im Frühlicht steigen aus lachendem Grün der Olive
Heilige Tempel vor ihm, Bilder der Götter empor.
Mild schon lichtet ein Strahl ihm die nächtig umdunkelte Seele,
Doch, wie die Meute dem Wild, stürmen die Furien ihm nach,
Murmeln ins Ohr ihm den Fluch der erschlagenen Mutter und ziehen
Wilden Getümmels um ihn enger und enger den Kreis.
Siehe! da schwebt durch die Luft, auf dem Goldschild ruhend die Rechte,
Helmbuschprangenden Haupts Pallas Athene herab.
Hoch in der Rechten den Speer, voll Huld sich dem Flehenden, neigend,
Ruft zum Gericht sie das Volk ihrer geheiligten Stadt.
Schmetternd ertönt die Drommete; heran zu dem Tempel der Göttin,
Sich auf den Stufen zu reih'n, wallen die Männer Athens.
Ernst hebt an das Gericht; nach unvordenklicher Satzung
Heischen die Töchter der Nacht Blut für vergossenes Blut,
Aber der Jüngling fleht um die sühnende Gnade der Götter,

Die wie erquickender Tau mild sich vom Himmel ergießt.
Lang nachsinnen die Richter, bevor sie entscheiden; vom Herold
Werden die Lose gezählt, die in die Urne gerollt;
Gleich sind die schwarzen an Zahl und die weißen; Orestes, der bange,
Weiß nicht, ist er erlöst, ist er für immer verdammt —
Aber die Göttliche legt in die Urne das Los der Befreiung,
Und auf den Schützling senkt sanft sie die strahlende Stirn.
So denn sind sie bezwungen, die düsteren Mächte der Vorwelt,
So hat Milde gesiegt über das starre Gesetz.
Jeglicher Fluch ist gesühnt; durch die prangenden Hallen des Tempels
Schreiten Athens Jungfraun, Kränze von Myrten im Haar,
Feiern mit Hymnen die neuen olympischen Götter, die heiter
Über der Schicksalsnacht walten im ewigen Licht;
Und auf den Stufen umher aus den Blicken der Schauenden leuchtet
Andacht; jeglicher Mund murmelt ein frommes Gebet.

Mählich verklangen die Chöre; der Festzug schwand in den Tempel,
Doch in der Seele noch lang tönte die Dichtung mir nach,
Während wie Wogengebraus mich der tausende Stimmen umhallten,
Welche mit jubelndem Ruf kündeten Äschylus' Sieg.
Kühl da fühlt' ich ein Wehn mir die Schläfe berühren; ich fand mich,
Als ich die Augen erschloß, wieder auf nacktem Gestein;
Trümmer wohin ich nur sah; im Frührot glühte der Himmel,
Her von Joniens Strand morgendlich hauchte der Ost,
Und mir über dem Haupte, den Marmorspalten entsprossen,
Rauschte, vom Winde bewegt, wildes Olivengesträuch.

2. Perikles.

Nicht neiden soll der Mensch ihr Glück
Den anderen; und doch, ich will's bekennen,
Hör' ich nur deinen Namen nennen,
O Perikles, umsonst zurück
Zu drängen such' ich in das Herz den Neid.
Wer hat des Lebens Herrlichkeit
So voll und reich, wie du, genossen,
So göttlich wer sein Lebenswerk vollbracht?

Als Kind, da, aus dem ersten Schlaf erwacht,
Dem Lichte deine Augen sich erschlossen,
Vom Morgenglanze junger Siege,
Dem schönsten Frühling, den die Welt gekannt,
Umleuchtet sahst du deine Wiege
Und lächeltest bei der Drommete Ton,
Die hin durchs schöne Griechenland
Die Kunde trug von Marathon.
Auf Krokusauen, am Ilyssusbett
Die ersten Spiele spieltest du als Knabe
Und jagtest in den Schluchten am Hymett
Den Bienen ab die süße Honigwabe,
Und sahst die großen Adler fliegen,
Und ihnen nach, wie sonnenwärts
Sie durch den stillen Äther stiegen,
In hohen Schlägen klopfte dir das Herz.
Am Abend in der Halle, wenn der Kreis
Der Sklaven um den Herd sich drängte
Und Klisthenes, der ernste Greis,
Mit Naß der Weihe den Altar besprengte,
Trunkenen Ohres von des Vaters Munde
Sogst du der Götter, der Heroen Kunde.
Heran trat durch des Gartens Lorbeergang
Der Freudenbringer, der Rhapsode:
Und wie er von Patroklus' Tode,
Vom Zorn Achills zur Leier sang,
Leuchtenden Auges ihn umstanden alle.
Mit Lauschern füllte sich die Halle,
Und leise schritt durch ihre Reihe
Ein Greis heran — hochwölbig, majestätisch
War seine Stirn, auf der Eleusis' Weihe
Zu ruhen schien, sein Blick glomm wie prophetisch; —
Er nahm, der ernste Äschylus,
Dich auf den Arm, ließ unter dunklen Brauen
Dich in sein weltalltiefes Auge schauen
Und sprach: „Mit Dir ist Hellas' Genius!"

Dich traf das erste Morgenrot
Schon wach bei den Papyrusrollen,
Am Quell dich labend, den aus vollen
Trinkschalen dir die Muse bot.
Da kündete dir Herodot

Die Salamis- und Thermopylen-Thaten,
Da in des Akademos Laubengängen
Mit andern Schülern bald bei Flötenklängen
Lustwandeltest, und bald dem Eleaten,
Dem Zeno, liehst das Ohr du, ehrfurchtstumm.
Und als du an der Weisheit Herd
Den Geist, den dürstenden, genährt,
Als du im Wettlauf durch das Stadium,
Im Faust- und Ringkampf dir die Sehnen
Zu ehrner Jugendkraft gespannt,
Trieb mit den Heeren der Hellenen
Der Thatendrang fürs heil'ge Vaterland
Hinaus dich in die Männerschlacht. Dich sahn
Hoch auf dem Schiff, das Schwert in deiner Faust,
Die Inseln alle, die der Ozean
Mit Purpurwogenflut umbraust;
Und lächelnd auf dich nieder schauten
Die Götter von den Felsenspitzen,
Den Tempelhöhen, ihren alten Sitzen,
Wie auf der Spur der Argonauten
Durch Kolchis' ewig sturmdurchwühltes Meer
Jenseits der Cyaneen die Fahrt du wagtest
Und gleich dem Nordwind vor dir her
Der Feinde fliehnde Segel jagtest.

Den Heimgekehrten in dem Ruhm
Neunfachen Siegs empfing im Heiligtum
Der Pallas huldigend Athen; wer war,
Seitdem das Dioskurenpaar
Miltiades und Aristides
Nicht anders lebte als im Klang des Liedes,
Dir aller seiner Söhne gleich?
Aufs Haupt Dir drücken konntest du die Krone
Und jochen an dein Haus von Sohn zu Sohne,
So wie Pisistratus, das Reich;
Du aber wiesest fort den eitlen Glanz
Und schlangst dir um die Stirn der Freiheit Kranz.
Und als nun neu des goldnen Alters Segen
Durch dich der Theseusstadt gekommen schien,
Auf deinen Wink heran auf allen Wegen
Sahst du der Künste Meister ziehn.
Reichprangend, wie im Lenz der Mandelhain,
Sproß aus Penteles Marmorgruben

Empor ein Blütenflor von Stein;
Wo steil zerklüftet des Anchesmus Fels,
Des Cekrops Burg aufragt, wo klaren Quells
Kallirrhoë durch Wiesen rinnt, erhuben
Theater sich, Odeen und Palästren,
Und zu der Dorersäulen Majestät
Gesellten sich die holdern Schwestern,
Die, von Joniens milder Luft umweht,
Zuerst der Schönheit vollen Reiz entfaltet;
Die Giebel an der Tempel Thoren
Erhoben schlanke Kanephoren,
In Erz von Polyklet gestaltet,
Und Phidias und Myron sprühten
Die Glut der Seele in des Marmors Adern;
Lebendig wurden selbst der Wände Quadern
Im Kampfe der Centauren und Lapithen,
Und hoch von ihres Heiligtumes Dach
Sah Pallas nieder, ewig wach,
Um ihre Lieblingsstadt zu hüten.

Wenn abendlich der Meißel Schlag
Verstummte und vom hingesunknen Tag
Um Salamis die letzten Strahlen glühten,
O hätt' ich, Mann der Männer, da
In deine Halle treten dürfen
Und deines Mundes Rede schlürfen!
Da waltete mit dir Aspasia,
Das größte Weib, das Hellas sah,
Und was geheim an herrlichen Entwürfen
Du bargst, an ihrer Liebe Sonnenschein
Ließ sie's zur goldnen Frucht gedeihn.
Um euch in jenen Nächten, welche Schar
Unsterblicher! Dort wie ein Aar,
Der müd' vom Sonnenfluge, ruht
Der greise Pindar, tief versenkt in Schweigen,
Doch mählich aus der Trauben Flut,
Die ihm Aspasia bietet, steigen
Ihm neu die Lebensgeister, Jugendglut
Sprüht wieder hin durch seine Züge,
Um sich zu rüsten scheint, als sei die Bahn
Olympias vor ihm aufgethan,
Sein Geist für neue Liedesflüge.
Dann des Sophillos großer Sohn,

Aus dessen Chorgesang mit Flötenton
Die Stimmen von Kolonos Nachtigallen,
Sehnsucht erweckend, ewig schallen.
Seitdem er ihrer Melodie
Zuerst der Rhythmen seelenvolle Tänze
In Lied und Gegenlied entlieh,
Erblühten ihm und welkten sechzig Lenze,
Und doch sinnt er auf neue Siegeskränze.
An seiner Seite aber, sieh!
Um einen, der noch Knabe fast,
Um Aristophanes, den jüngsten Gast,
Im Kreise sind die Lauschenden versammelt.
Leicht hat ihm bei der Rede Wechseltausch
Sein Lieblingsgott den Sinn umstrickt mit Rausch,
Und trunknen Übermutes stammelt
Er Verse, die vom Dyonysosfeste
Dereinst im Flug der Anapäste
Von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort
Hinflattern werden, späteste Geschlechter
Erquickend noch mit seligem Gelächter.

Und allem, was in Klang und Wort,
In Farben und Gestalten um dich sproßte,
Du warst ihm, was der Frühling für die Flur,
Wenn von Jonien her beim Wehen milder Oste
Er kommt im leuchtenden Azur
Und Knosp' an Knospe die Natur
Erweckt mit seinem Strahlenkuß.
O Tag, als an dem Fest der Athenäen
Du standest an des heil'gen Ölbaums Fuß
Und über Parthenon und Propyläen,
Gekrönt von Pallas' Erzbild mit der Lanze,
Dein Auge hin auf deine ganze
Glorreiche Schöpfung glitt!
Da leuchtete dir vom Piräus her,
Gebändigt zwischen Quadern von Granit,
Das Masten-überdeckte Meer;
Da dämmerte der reine Äther
Durch Wipfel von Platanen zu den hehren
Denkmälern nieder, den Altären,
An denen dichtgedrängte Beter
Den Göttern dankten, daß, o großer Vater
Des Volks! sie ihnen dich geschenkt.

Des Dichterwettstreits Sitze, die Theater,
Rennbahnen, wo sein Roß der Jüngling lenkt,
Gärten, hervorgelockt aus Felsenöden,
Und Schulen für die Citharöden,
Für Redekunst der Agora,
Das alles lag vor deinem Auge da,
Und dieser Blick war deines Lebens Lohn —
Der große Xerxes selbst auf seinem Thron,
Vor dem die unterjochte Asia
Endlos sich breitete mit ihren Reichen,
Wie durft er sich mit dir vergleichen?
In dir sprach eine Stimme: mag die Zeit
Auch alles Menschenwerk zertreten,
Mag über ganzen Völkern, Ländern, Städten
Ihr Banner pflanzen die Vergessenheit,
Dies mein Athen doch kann sie nicht vernichten,
Denn auf die Pfeiler göttlicher Gedanken
Hab ich's gebaut, die nimmer wanken,
Und decken Schutt und Trümmerschichten
Den letzten Stein auch seiner Mauern,
Im Geist der Menschen wird es ewig dauern.

Kaum war verrauscht das Athenäenfest,
Da aus dem Tartarus mit schwarzem Flügel
Schwang sich der Todesdämon auf, die Pest.
Vom Lykabettus bis zum Nymphenhügel
In langen Reihen durch die Stadt
Hin wälzte sich der Zug der Totenbahren;
Auch du bald wanktest fiebermatt;
Den letzten noch, die dir geblieben waren,
Der Freunde drücktest du die Augen zu
Und folgtest ohne Zagen, ohne Leid
Dem Ruf ins Schattenreich; wohl wußtest du,
Du trägst in dir die Ewigkeit.

3. In Olympia.

1. Das bist du, Heimatstätte höhern Ruhmes,
Als sonst die Erde je gekannt?
Und kaum ein Säulensturz des Heiligtumes,
Zu dem vom Phasis- und vom Bätisstrand,

Von Gades und dem Land der Argonauten
Die Griechen als nach ihrem Pharus schauten,
Mehr kündet von der Welt, die hier verschwand.

2. Wie sind sie nun verstummt, des Pindar Oden!
Wie ist verklungen der Epheben Chor!
Um Schutt der Weihaltäre, der Tripoden,
Im Windeshauche flüstert nur das Rohr,
Und durch Gestrüpp von Ginster und von Myrten
Hallt ferneher Gesang der Ziegenhirten
Vom Bergeshange mir ans Ohr.

3. O Tag der Tage, Stolz der Olympiade,
Wenn rings, zu werben um den Ölzweigkranz,
Zum Ringplatz an des heil'gen Stroms Gestade
Die Kämpfer zogen, und im Morgenglanz
Von ihm aufflatterten die goldnen Aare,
Wie schwinden alle unsre Lebensjahre
Vor einem solchen Tage Griechenlands!

4. Wer sich Hellene nennt, ob Küstenwohner
Des fernen Kolchis, ob Siziliens Sohn,
Hier fühlen alle, Dorer und Joner,
Sich als die eine, herrliche Nation,
Begrüßen froh die heimischen Penaten
Und stählen mit den andern sich zu Thaten
Von Salamis und Marathon.

5. Erst noch die Rosse von des Meles Wiesen,
Vom fetten Strand des Akragas gezäumt,
Dann ein Gebet vor Phidias' Mormorriesen,
Von dem als Knabe jeder schon geträumt
Und sich gemahnt, wer ihn gesehn nicht habe,
Der suche Ruhe einst umsonst im Grabe,
Weil er des Lebens Herrlichstes versäumt;

6. Zum Kampfe dann! wenn an den Diskobolen
Die Augen alle heften, neugier=stumm,
Der Faustkampf tobt und, wie auf Flügelsohlen,
Der Läufer hinsaust durch das Stadium,
Wenn durch der Rennbahn Staub die Wagen fliegen —
O angesichts von Hellas da zu siegen,
Zeus gäbe sein Unsterblichsein darum!

7. Drauf Jubelruf und Schall von Festpäanen,
Verhallend in das heil'ge Abendrot;
Frohes Gewühl im Haine der Platanen,
Skolien und Becherklang beim Gastgebot;
Äolier drängen Arm in Arm, Argeier,
Athener, Sparter sich um Sappho's Leier
Und um den Musenleser Herodot.

8. Und nun? umsonst such ich die Heldenmale;
Zermalmt, daß nicht Atom bleibt beim Atom,
Mit Erzbild und Altar und Weiheschale
Kronion's Tempel samt dem Hippodrom!
Der Boden selbst, darauf er stand, vernichtet,
Und durch den Moder grub, der rings geschichtet,
Ein neues Bett sich der Alpheusstrom.

9. Doch nein! hin auf der Zukunft Särg' und Wiegen
In Fernen, welche nie ein Auge sah,
Schweift mir der Geist, und deinem Schutt
entstiegen,
Glorreiches Thal, von neuem liegst du da;
Ich sehe wunderbar im morgenfrühen
Lichtglanz den jungen Erdenlenz erblühen;
Und darf ihm fehlen sein Olympia?

10. Wenn in der Freiheit reinem Sonnenlichte
Der dunkle Fleck der Menschheit sich verklärt,
Wenn hell ein neuer Welttag der Geschichte
Den Völkern aufgeht, und auf einem Herd
Die Herzen aller glühn mit lautrer Flamme,
Dann wieder denken sie der großen Amme,
Die mit der Milch des Schönen sie genährt.

11. Was, wenn nicht Hellas sie erzogen hätte,
Nun wären sie? Die Seele faßt es kaum;
Und neu zu grüßen die geliebte Stätte,
Wo sie geträumt der Jugend schönen Traum,
Ziehn sie heran vom Sonnenland der Anden,
Vom Thor des Morgens, Indiens Palmenstranden
Und von des Nordmeers eis'gem Saum.

12. Sieh! wie verwandelt dieses Land der Toten!
Von Wimpeln und von Fahnen, farbenbunt,
Glänzt das Alpheus-Thal; sie nahn, die Boten
Der Völker alle auf dem Erdenrund,

Und, wo zum Fest nur sonst Hellenen kamen,
Bei höhrer Feier in der Menschheit Namen
Nun schließen sie den großen Bund.

4. Homer.

1. Vergessen hat die alte Erde nun
Selbst deinen Staub, erhabner Blinder!
Zuviel sind der Geschlechter ihrer Kinder,
Die drunten schon begraben ruhn.

2. Öd liegt Jonien; vergebens sucht
Mit Wellen, welche träge schleichen,
Dein Meles durch den Schutt von so viel Reichen
Den Weg zur nahen Meeresbucht.

3. Doch, wie das Morgenlicht den Sipylus
Bekrönt mit goldnem Strahlenkranze,
Umleuchtet in der ew'gen Jugend Glanze
Noch dieses Land dein Genius.

4. Ja selber auf den Trümmern deiner Welt
Und den zerbröckelten Gebeinen
Der Völker weilst du noch in Idas Hainen,
Auf Ilions weitem Totenfeld;

5. Und her zu dir vom fernsten Erdensaum,
Jenseits vom Land der Lästrygonen,
Wo Nebel dir noch barg die Erdenzonen,
Triebs mich durch salz'ger Wogen Schaum.

6. Erzähle mir von des Peliden Wut,
Von Priams Gram an Hektors Leiche!
Von Circes Zauber, wie die Listenreiche
Odysseus zu dem Becher lud!

7. Und während mir ins Grab — gedankt dir sei's! —
Die drei Jahrtausende versinken,
Laß mich die Luft der Erdenfrühe trinken,
In der du atmest, heil'ger Greis!

IV. Romanzen und Balladen.

1. Evadne.

1. Evadne trauert im öden Haus,
Seit Kampflust ihren Verlobten hinaus
Ins Feld vor Theben getrieben;
Da naht ihr ein Bote: „o Herrin, vernimm,
Und zürne mir nicht, wenn die Botschaft schlimm!
Der Götter Grimm
Ruht schwer auf dem Heere der Sieben!

2. „Herab von den Thoren von Theben flog
Geschoß an Geschoß auf das Kriegergewog,
Rings türmten sich Haufen Toter;
Da klomm dein Kapaneus, allen zuvor,
Inmitten des Kampfs am Elektrenthor
Zur Mauer empor,
Nicht achtend die Wut der Böoter.

3. „Und hoch auf der Zinne, von Speeren umsaust,
Rief er und ballte nach oben die Faust:
‚All deine Gewölke türme,
Ja all deine Flammen herniedergeuß,
Doch wirst du nicht hindern den Kapaneus,
Ohnmächtiger Zeus,
Daß er dies Theben erstürme!‘

4. „Er rief es, und schon aus den Wolken scholl,
Den Himmel durchhallend, Donnergeroll;
Herab auf das Haupt des Stolzen
Fuhr lohend Kronions Wetterstrahl,
Er taumelte rückwärts leichenfahl,
Sein Panzerstahl,
Sein Helm und sein Schild zerschmolzen.“

5. Evadne vernimmt's; sie verhaucht kein Ach;
Stumm liegt sie am Boden im Trauergemach,
Umringt von den sorgenden Frauen.

Von Theben nahte der Trauerzug,
Der den blitzerschlagenen Helden trug,
Sie aber schlug
Das Auge nicht auf, ihn zu schauen.

6. Die Ihren flüsterten: „weil sie nicht klagt,
Weil stumm ihr der Jammer am Herzen nagt,
Verkündet Böses ihr Brüten.
Damit sie nicht rasche That verübt
Und, dem zu folgen, den sie geliebt,
Den Tod sich giebt,
Laßt uns sie achtsam behüten!“

7. Im Hof wird Kapaneus aufgebahrt;
Doch sie, als hätte sie nichts gewahrt,
Liegt selbst für tot im Gemache.
Da plötzlich am Morgen erwacht sie und spricht:
„O Mutter, mein Haupt mit dem Kranz umflicht!
Mir ward ein Gesicht,
Aus dem ich in Freuden erwache.

8. „Vernimm! in der Rechten den Thyrsusstab,
Stieg Bacchus in meinen Traum herab,
Von himmlischem Glanz umflossen;
Sein dunkles Antlitz leuchtete hold,
Der rebenbekränzten Locken Gold
War niedergerollt
Um den schwellenden Nacken ergossen.

9. „Schon,“ sprach er, „reift in den Trauben der Saft;
Was zögerst du? auf! dich emporgerafft!
Denn dich zur Dienerin will ich!
Die Stirn umschling mit dem Epheukranz,
Führ' an die Mänaden bei Fackelglanz
Zum bacchischen Tanz,
Und alle Leiden dir still' ich!“

10. So kündet Evadne des Gottes Geheiß
Und eilt von dannen; der Weiber Kreis
In freudigem Staunen umringt sie;
Die Stirn bekränzt sie mit Epheu schnell,
In der Rechten flammt ihr die Fackel hell,
Und der Hindin Fell
Um die blendenden Schultern schlingt sie.

11. „Evadne“, rufen die Ihren, „Kind!
Was bist du so bleich?“ — Sie aber beginnt
Die eherne Cymbel zu schlagen,
Und Evoë, ruft sie, Evoë!
Heil göttlicher Sohn der Semele,
Der du stillst das Weh
Und in Jubel wandelst die Klagen!

12. Bald faßt der Taumel die ganze Schar,
Sie geben dem Winde das flatternde Haar,
Durchflochten mit Rebenzweigen;
Den Thyrsus schwingend, durch Schluchten und Wald
Hinbrausen sie jauchzend; die Pauke schallt
Und ringsum hallt
Die Flur von dem wirbelnden Reigen.

13. „Heil Bacchus! den trauernden Sterblichen gab
Er den Saft der Traube, das duftende Grab,
Darin sie den Kummer versenken;
Er sprengt beim kränzeprangenden Mahl
Den Schlummer auf sie aus goldnem Pokal,
Damit sie der Qual
Des Tages nicht länger gedenken!“

14. So schallt der Chor; schon dunkelt die Nacht,
Der Schein der Fackeln wird heller entfacht,
— Doch wo ist Evadne geblieben? —
Lang ist sie verstummt bei dem Jubelgesang,
Sie floh hinweg von dem Cymbelklang,
Die Schluchten entlang
Vom Jammer des Herzens getrieben.

15. In den Hofraum schleicht sie verstohlen ein;
Nun hindert sie keiner, nun ist sie allein
Beim Werk, das sie sinnet und dichtet;
Sie schmückt den Toten mit weißem Gewand,
Bekränzt und salbt ihn mit eigener Hand,
Und bald zum Brand
Den Holzstoß hat sie geschichtet.

16. „Ihr wolltet mich hüten — nun bin ich frei!
Zu scheiden, die sich geliebt, die zwei,
Wähnt nicht, es werd' euch gelingen!

Du, dessen Blitz mir den Teuern geraubt,
Ohnmächtiger Donnerer, hast du geglaubt,
Ich würde das Haupt
Dir beugen und Opfer dir bringen?

17. „Such andere, Zeus, die vor dir knien!
Nicht weiß ich von dir, ich kenne nur ihn,
Den du mir tückisch erschlagen.
Schon hält die bräutliche Kammer der Tod
Uns beiden bereit; in die Flamme, die rot
Gen Himmel loht,
Wird der Hochzeitmorgen uns tagen."

18. Sie zündet den Scheiterhaufen und preßt
Den Mund auf die Stirn des Geliebten fest;
Aufsteigen mählich die Flammen;
Fernher ertönt aus Schlucht und aus Hain
Der Mänaden Gesang gleich bräutlichem Reihn,
Und über den zwein
Schlägt lodernd die Glut zusammen.

2. Die Athener in Syrakus.

1. Frühmorgens auf seinem Söller saß
Klearch mit dem Sohne Gorgias,
Vor ihm, gedehnt an des Hügels Fuß,
Das unermeßliche Syrakus
Mit Tempeln und Hallen und Thermen,
Und drüber hinweg des Ätna Schnee
Und das hochgezinnte Epipolä
Und der Häfen tobendes Lärmen.

2. „Du weißt, Sohn, was ich dem Ares versprach,
Als er die Macht der Athener zerbrach!
Eh Boreas noch, der eisige, tobt,
Muß ich, sowie ich im Kampfe gelobt,
Im Tempel das Opfer ihm zünden.
Geh, ruf mir den Meister des Bau's herbei!
Ob nun vollendet das Prachtthor sei
Und der Giebel, soll er mir künden.

3. „Doch sieh! dort naht er. — Du hörtest, ich will
Vor Winter den Tempel noch weihen, Thrasyll.

Schon werden die Blätter herbstlich welk,
Sag an denn: ruht bereits das Gebälk
Auf den marmornen Architraven?
Wo nicht, so brauche die Geißel zum Schlag
Und zwinge zur Arbeit Nacht wie Tag
Die weichlichen attischen Sklaven!“

4. Thrasyll darauf: „Wenn, wie du verlangt,
Noch in Vollendung der Bau nicht prangt,
Bezähme Gebieter die Ungeduld!
Ein Chor des Euripides trägt die Schuld;
Sobald die Athener ihn singen,
Wird jeder der anderen Sklaven verlockt,
Dem Klange zu lauschen, die Arbeit stockt,
Nicht kann ich sie ferner erzwingen.“

5. Klearch vernimmt's und erblaßt vor Wut.
„Mir, Vater, vertraue der Sklaven Hut,
Ruft Gorgias da, ich sei ihr Vogt!
Eh winterlich stürmend die See noch wogt,
Den Tempel sie lass' ich vollenden!
Fand doch durch dieser Athener Speer
Mein Bruder den Tod, das büßen sie schwer,
Wenn die Geißel mir zuckt in den Händen!“

6. Den Jüngling, der hoch von Zornglut flammt,
Entsendet Klearch zu dem neuen Amt.
Und Tage verstreichen; im langen Zug
Geht schon nach Süden der Kraniche Flug,
Der Herbst hat die Haine gelichtet;
Da folgt der Vater dem Sohn, und bald
Ragt vor ihm der Hügel voll Pinienwald,
Auf dem er den Tempel errichtet.

7. Fast glaubt er, daß ihn das Auge trügt;
Kaum sind bis zum Dache die Quadern gefügt!
Er sieht, und im Herzen schwillt ihm der Groll,
Die attischen Sklaven trauervoll
In Reihen am Boden sitzend,
Und neben ihnen, o Spott und Hohn,
Verhüllten Gesichtes den eignen Sohn,
Das Haupt mit dem Arme stützend.

8. Die Geißel erhob Klearch zum Schlag,
Die hingesunken am Boden lag:
„Was? Mitleid mit der verruchten Brut?
Auf, Hunde! Träg nicht länger geruht!
Sonst fort in die Steinbruchgruben!“
Da rafften die Sklaven sich mühsam empor,
Begannen die Arbeit und sangen im Chor,
Indes sie die Quadern huben:

9. „Ihr, die uns erzogen, heimische Aun,
Die mild des Ilyssus Wellen betaun,
Wo im säuselnden Hauch lind atmender Luft
Die Pinie rauscht an der Felsenkluft
Und Bienen um Blüten summen!
Ihr Haine, wo stets lau fächelnd der West
Die Purpurgranate reifen läßt
Und nie in dem grünenden dunklen Geäst
Die Nachtigallen verstummen!

10. Glückselige Flur des geliebten Athen,
So sollen wir nie dich wiedersehn?
Nie sehn, wie die hehre Akropolis
Und Tempel und Hallen am schönen Kephiß
Im Morgenglanze sich röten,
Indessen, die Stirnen grün umzweigt,
Der Zug der Opfernden aufwärts steigt
Und Luft und Himmel und Erde schweigt
Beim Klange der heiligen Flöten?“

11. Schon war dem Klearch, der horchend stand,
Die Geißel mählich entglitten der Hand,
Da sangen sie weiter: „So sollen wir nie
Bei den Götterbildern der Akademie
Den Lehren der Weisen lauschen,
Und nie, gestreckt auf die Marmorbank,
Mehr schlürfen der Dichtung göttlichen Trank,
Wo sprudelnde Quellen durch Epheugerank
Aus der Grotte der Nymphen rauschen?

12. Hier schmachten wir fern von Weib und Kind,
Ach! ferne von allen, die teuer uns sind!
Die Geißel tönt und die Kette klirrt,
Und wenn uns Jammer den Geist verwirrt,
Uns zu trösten haben wir keinen!

Verwehn wird unseren Staub die Luft
Und keine geliebte Hand auf die Gruft
Uns Kränze legen von süßem Duft,
Kein Auge über ihr weinen."

13. Das Lied verhallte; sein Antlitz barg
Lang in des Gewandes Falten Klearch;
Dann trat er hin in der Sklaven Kreis,
Vom Auge quollen ihm Thränen heiß,
Haß war ihm und Grimm geschwunden.
Er rief: „Kehrt heim in eur schönes Athen,
Und grüßt mir den Dichter beim Wiedersehn!
In seinem Liede hab' ich ein Wehn
Vom Hauche der Götter empfunden!"

3. Metella.

1. Siehst du das Weib im Kleid der Trauer,
Das Tag für Tag seit Jahresdauer
Durch Rom dahinwankt hauptverhüllt,
Und seine Hügel all', die sieben,
Rastlos vom Schmerz umhergetrieben,
Mit lauter Weheklage füllt?

2. Schon frühe mußte sie den Gatten
In seiner Väter Gruft bestatten,
Die Kunde ward ihr dann gebracht,
Daß er, den sie geliebt vor allen,
Ihr Sohn, ihr Lentulus, gefallen
In Cannä's mörderischer Schlacht.

3. Und als ihr kam der Trauerbote,
Da, selber bleich wie eine Tote,
Rief sie am Herd die Götter an:
„Laßt mich, ihr Lenker der Geschicke,
Allein auf Erden nicht zurücke!
Erlöst mich von des Lebens Bann!"

4. Zwölf Monde sind seitdem geschwunden,
Sie hat den Tod zu allen Stunden
Als einz'gen Retter sich erfleht;

Sie trat durch jede Tempelpforte
Und stammelte dieselben Worte,
Doch unerhört blieb ihr Gebet.

5. Und, Asche auf das Haupt sich streuend,
Irrt sie, den Wehruf stets erneuend,
Vom Quirinal zum Palatin:
„Das Einz'ge war er, was ich hatte,
Mehr noch, als da mir starb der Gatte,
Verwitwet bin ich nun durch ihn.

6. „Wen soll ich an die Brust nun pressen?
Auf wessen Lippen, ach, auf wessen
Drück' ich den warmen Mutterkuß?
Wer wird mich jetzt im Alter stützen,
Wer plaudernd mir zur Seite sitzen,
Seitdem dahin mein Lentulus?

7. „Ach, hold und schön, mit achtzehn Jahren
Durch Schwerter blutiger Barbaren
Fiel er dem grimmen Mars zum Raub,
Und fern dem Sitz der hohen Ahnen
Umschweifen ruhlos nun die Manen
Des Jünglings windverwehten Staub.

8. „Mich aber hält, daß von der Erde
Ich nicht hinweggenommen werde,
Der strengen Götter Machtgebot;
Nichts rettet mich vom Leid, dem herben;
In Jammer muß ich ewig sterben,
Und ewig flieht mich doch der Tod!"

9. So klagt sie laut, da plötzlich schreitet,
Vom Jubelruf des Volks begleitet,
Im Erzgewand mit hurt'gem Fuß
Ein junger Krieger durchs Gedränge;
„Sieh da! — so ruft es aus der Menge —
Metella, sieh! dein Lentulus!"

10. Und sprachlos, ohne sich zu regen,
Starrt sie dem Kommenden entgegen,
An ihren Busen sinkt der Sohn:
„O Mutter, Mutter! lang im Lager
Hielt mich gefangen der Karthager;
Den Göttern Dank, ich bin entfloh'n!"

11. Doch sie bleibt stumm, umklammert hält sie
Den Teuern, dann zu Boden fällt sie,
Und durch die Menge raunt es sacht:
„Für immer hat sie ausgerungen!
Was nicht dem langen Gram gelungen,
Das hat die Freude schnell vollbracht.“

4. Der Triumphator.

1. Stolz im Triumph glorreicher Siege,
Wie keiner sie erkämpft zuvor,
Zieht auf der leuchtenden Quadrige
Ämilius Paulus durch das Thor;
Es wirbelt Duft aus goldnen Becken,
Roms Tempel sind mit Purpurdecken,
So schön sie Tyrus beut, behängt,
Und rauschend tönts, wie Meeresbranden,
Wo sich das Volk in Festgewanden,
Des Feierzuges harrend, drängt.

2. Auf Helmen, Schilden, Wurfgeschossen,
Auf Rüstungen von blankem Stahl,
Auf Marmorbildern, Erzkolossen
Spielt wie verirrt der Sonnenstrahl;
Jünglinge nerv'gen Armes führen
Von des Clitumnus weißen Stieren
Die schönsten hundert, kranzgeschmückt;
In Reihen dann, ein Spott der Sieger,
Nah'n Macedoniens blasse Krieger,
Von eh'rner Ketten Wucht gedrückt.

3. Drauf er, dem bis zu Asiens Landen
Sich gestern noch gedehnt das Reich,
Der König selbst in Eisenbanden,
Dem niedersten der Sklaven gleich;
An seiner Seite fleh'n zwei Söhne,
Fast Kinder noch, von holder Schöne,
Der stolzen Römer Mitleid an;
Dann siehe! durch die Ehrenbogen
Der Legionen trunknes Wogen,
Des Siegers weißes Roßgespann!

4. Beim Jauchzen der Triumphgesänge,
Das tausendstimmig rings erschallt,
Rollt die Quadriga durch die Menge
Und macht am Kapitole Halt.
Ämilius steigt durchs Jubelrufen
Des Volkes die prophyrnen Stufen
Zum Haus des Donnerers hinauf;
Da, durch die Menschenwoge dringend,
Stürzt, bleich von Antlitz, händeringend,
Ein Sklav ihm nach in hast'gem Lauf.

5. O Herr, vernimm die Trauerkunde!
Was dir des Lebens Liebstes war,
Ward dir geraubt in einer Stunde,
Der Zwillingsöhne blühend Paar!
Ein Blitzstrahl hat die zwei erschlagen,
Als mittags sie entschlummert lagen
Im Ölwald der Akademie;
Her von Athen, damit die Laren
Der Heimat ihren Staub bewahren,
Im Sarkophage bring' ich sie.

6. Die rings die Botschaft hören, schauen
Voll Mitleid auf Ämilius:
„Weh, daß in Gram und Todesgrauen
Ihm der Triumphtag enden muß!"
Doch er tritt, kaum entfärbt die Wange,
Zum Tempel ein mit festem Gange,
Vollzieht das Opfer am Altar
Und ruft, indes die Flammen lohen:
„Nun bring' ich erst, ihr Ew'gen, Hohen,
Euch Dank aus vollem Herzen dar!

7. „Als kühn wie nie mit Siegesprangen
Von Schlacht zu Schlacht Roms Adler flog,
Als König Perseus selbst gefangen
Einher vor meinem Wagen zog,
Da bebt' ich vor des Schicksals Tücke,
Da dacht' ich: allzugroßem Glücke
Stürmt rächend das Verderben nach;
Mir bangte, daß des Schicksals Bürde
Sich über Rom entladen würde
In ungeheurem Wetterschlag.

8. Doch nun, ihr Götter, darf ich hoffen,
Gerettet sei das Vaterland,
Da mich allein der Blitz getroffen,
Den das Geschick herabgesandt;
Gesättigt nun in einer vollen
Gewalt'gen Rache ward sein Grollen,
Denn Unglück traf mein Haupt so schwer,
Daß den Besiegten ich beneide;
Ihm blieben seine Söhne beide,
Ich aber habe keinen mehr.

5. Wolfram von Eschenbach.

1. Wolfram! Wolfram! Sängerkönig! Deutschlands Ehrenschmuck und Stolz,
Dessen Weise, tausendtönig, bald in sanfte Wehmut schmolz,
Bald wie Läuten von metallnen Glocken in den Himmel drang,
Bald zum Abgrund der Gefallnen sich als Seraph niederschwang!

2. Starker du, gleich Deutschlands Forsten, zarter so wie Deutschlands Frau'n,
Ist dein altes Grab geborsten, und der Enkel darf dich schau'n?
Ja du bist's, du bist's, Erlauchter! durch der Jahre Wolkenflor
Quillt und bricht wie sanftgehauchter Flötenton dein Lied hervor!

3. Und ein Bild von langverschwundenen Tagen steigt herauf mit dir —
Sieh! ein Saal mit kranzumwundnen Säulen voll von Pracht und Zier,
Und der Landgraf mit dem Hofe, und umher der Sängerkreis,
Der in Stolle und in Strophe streitet um des Liedes Preis!

4. Reimar und der Ofterdinger kämpfen dort und andre viel,
Heldendichter, Minnesinger, mit Gesang und Saitenspiel;
Doch dein Lied, mein Eschenbacher, tönt vor allen stark und voll,
Neben ihm ist alles schwacher Windhauch neben Sturmgegroll.

5. Gleich dem Meer, das hin- und herrollt, wogt der Jubel, der dich preist,
Schon drommetend will der Herold künden, daß du Sieger sei'st;
Da, so wie die Föhrentangeln in der Wetternacht Getos,
Bebt die Menge; aus den Angeln reißt das Thor ein Windesstoß.

6. Rings, als ob die Hölle klaffte, flammt ein Lichtglanz, gelb und fahl,
Sieh! und eine riesenhafte Nachtgestalt tritt in den Saal.
Um den Gang des Gastes rauscht es wie von Geisterflügelschlag,
Faltig wallt ein aufgebauschtes Purpurkleid ihm weithin nach.

7. Schwarz das Brustwamms, ringelmaschig, silberweiß das Lockenhaar;
Aus dem Antlitz, falb und aschig, leuchtet matt das Augenpaar;
In dem Arm ihm, aufgeschlagen, ruht ein pergamentnes Buch,
Doch die Rechte, es zu tragen, zittert wie von Gottes Fluch.

8. Klinsor ist's, der mächt'ge Meister aus dem fernen Ungarland,
Der durch Sprüche nächt'ge Geister aus dem Höllenabgrund bannt;
Dir mit gift'gem Haß Verdammter, Wolfram, neidet er den Sieg,
Rüste denn, du Gottentflammter, rüste dich zum großen Krieg!

9. Alles flieht; von dicht sich breitenden Wolken wird der Saal erfüllt;
Einsam stehen sich die Streitenden gegenüber, nachtumhüllt,
Bläulich glimmen einzle Funken durch den Nebelqualm und Dampf,
Und die Erde scheint versunken vor dem Himmels-Höllen-Kampf.

10. Matt zuerst hallt Klinsor's Harfe, doch bei jedem Saitenschwung
Taucht mit Lachen Larv' an Larve grinsend aus der Dämmerung;
Dumpf und schwer wie aus den Trümmern einer eingestürzten Welt
Tönt gefallner Engel Wimmern, von der Teufel Hohn durchgellt.

11. Dann in immer stärk'rer Schwingung bebt die Harfe: wilder stets
Wogt's in seltsamer Verschlingung, wirbelnd sich im Kreise dreht's;
Hell und heller zucken fliegende Blitze durch der Wolken Riß,
Lodernd taucht die unten liegende Hölle aus der Finsternis.

12. Rote Flammenzungen lecken durch den Rauch, der dicht sich ballt;
Aufwärts steigen bleiche Schrecken, Spukgestalt an Spukgestalt;
Bald den Weheruf von Jammernden hört man, bald ein Jubelschrei'n,
Wie die paarweis sich Umklammernden tauchen aus dem Schlund der Pein.

13. Vorn, sein rotes Banner pflanzend, kampfgerüstet Lucifer;
Teufel um ihn hüpfend, tanzend, rufend: „Du bist Gott und Herr!“
Furien dann, die Geißel schwingend, Sünder mit dem Flammenmal,
Und Verlorne, händeringend in dem Wahnsinn ew'ger Qual.

14. Nah und näher ziehn die Rasenden unter Hohn und wüstem Greul,
Braust der Lärm der Zinkenblasenden, das Gelächter und Geheul;
Bald wie Donner tönt's, wie gellender Angstruf bald und Windespfiff,
Da die Saiten immer schwellender rauschen unter Klinsors Griff.

15. Und zu Wolfram ruft's: „Betrogner Narr des Himmels, der du bist,
Laß das Preisen von erlogner Seligkeit, die nirgend ist!
Glaubst du denn, von Gott gedungener Schranze, daß er Wort dir hält,
Dessen Engelchor-umsungener Herrschersitz in Trümmer fällt!

16. „Sieh die Hölle in Empörung und den Himmel schreckenblaß!
Unser Wirken ist Zerstörung, unsre Liebe ist der Haß;
Schon da wir zum Streit uns waffnen, stürzt dein Mächtiger vom Thron,
Such im Grab denn des Erschaffnen und des Schöpfers deinen Lohn!“

17. Also sie, und sinnbetäubender Jubelruf durchhallt den Sturm:
„Komm mit uns, dich fruchtlos sträubender, gottverlass'ner Menschenwurm!“
Fernher, wovon dicht sich Rottenden auch das letzte Licht erlischt,
Hört man durch den Lärm der Spottenden, wie die alte Schlange zischt.

18. Aber du, mein Himmelsstreiter, fest mit ungebeugtem Haupt,
Blickst nach oben friedensheiter, da die Hölle unten schnaubt;
Ob zu Füßen dir der wankende Weltbau auch in Trümmer bricht,
Deine fest um Gott sich rankende Seele zagt und zittert nicht.

19. Mit der Hand die Saiten streifst du; leise flüsternd beben sie;
Tiefer dann und stärker greifst du in den Born der Harmonie;

Lauter stets in weithin kreisender Strömung wogt dein
Harfenklang
Und dazu dein Himmel-preisender, Gott-verkündender Gesang.

20. Strahlengüsse, Flammenschwerter brechen in das Dunkel ein,
Und du stehst, ein Glanzverklärter, um das Haupt den
Heil'genschein,
Während nur von fern der Klagenden Wehruf aus der Tiefe
dringt
Und der Lärm der Flügelschlagenden, die die alte Nacht
verschlingt.

21. Klinsor's Harfe ist zersprungen, wankend flieht er aus dem Saal,
Und um dich von tausend Zungen wallt und flutet der Choral:
„Held des Glaubens, Held der Dichtung, wer, der dich be-
fehden mag,
Nun die Hölle in Vernichtung unter dir zusammenbrach!“

22. Lang schon ist die Zeit geschwunden, da du jenen Kampf
gekämpft,
Halb verhallt sind ihre Kunden, ihre Stimmen sind gedämpft;
Doch durch Jahre und Jahrtausende, Wolfram, mit gewalt'gem
Schall,
Tönt dein Siegeslied, das brausende, fort in deinem Parzival!

6. Das Bahrrecht.

1. „Nun geht, Graf Otto! zum drittenmal
Erduldetet ihr die Folterqual
Und habt sie, wie keiner, bestanden.
Wohlan denn! reinigt euch ganz vom Verdacht,
Als hättet den Ohm ihr umgebracht
Aus Gier nach Schätzen und Landen!
Drei Stunden harret mit festem Mut
Allein an der Bahre, darauf er ruht,
Entquillt den Wunden alsdann kein Blut,
So lösen wir euch aus den Banden.“

2. Drauf Otto: „Ich scheue die Probe nicht;
Kommt, daß ich allen wie Sonnenlicht
So klar meine Unschuld mache!“
Er spricht's; ihn führen die Schöffen den Gang
Zur Totenkammer schweigend entlang,

Durch die Thür einläßt ihn die Wache;
Davor wird wieder gewälzt der Stein,
Und der Graf bei flimmerndem Lampenschein
Bleibt mit des Herzogs Leiche allein
Im schwarzbehängten Gemache.

3. Da liegt der Greis, der einst ihn erzog
Und mild des verwaisten Knappen pflog,
Da liegt er vor ihm auf der Bahre,
Sein Antlitz, drauf einst Liebe wie Haß
So mächtig geflammt, nun welk und blaß,
Umflossen vom weißen Haare.
Graf Otto steht in Sinnen versenkt;
Nicht mehr, wie schwer ihn der Tote gekränkt,
Als er ihm die Tochter versagt, nun denkt
Er nur an die glücklichen Jahre;

4. Denkt, wie er zuerst mit Schwert und Schild
Zur Seite des Ohms aufs Schlachtgefild
Gesprengt durch das Waffengeblitze;
Und wie, als er selber im Kampfe verzagt,
Sein eigenes Leben der Herzog gewagt,
Damit er den Knappen beschütze.
Er denkt es; ihm deckt die Augen ein Flor,
Blut, glaubt er, quill' aus den Wunden hervor,
Das, Gottes Rache heischend, empor
Zur Wölbung der Kammer spritze.

5. Noch steht in stummem Starren der Graf,
Da ist ihm, als säh' er vom Todesschlaf
Den Greis sich langsam erheben,
Als schlag' er die Augenlider zurück
Und schau' ihn an mit dem alten Blick
Nur finsterer als im Leben.
Graf Otto taumelt zurück mit Graun,
Er wankt, doch kann er hinweg nicht schaun,
Kalt auf die Stirne fühlt er es taun
Und den Boden unter sich beben.

6. An der Bahre liegt er dahingestreckt,
Als Stimmenruf aus dem Starren ihn weckt;
Schon sind verronnen die Stunden.
Die Richter treten in das Gemach
Und forschen nach Sitte des Bahrrechts nach,

Ob Blut entquollen den Wunden.
Sie rufen: „Glückauf! kein Tropfe floß!
Glückauf, Graf Otto, besteigt Eur Roß,
In Frieden kehrt heim nach Windeckschloß!
Unschuldig seid Ihr befunden.“

7. Wohl hört der Verklagte der Richter Wort,
Stumm aber liegt er fort und fort
Zu des schweigenden Klägers Füßen;
Glückwünschend strömen die Diener herbei:
„Was zögert ihr, Herr? Ihr seid nun frei!“
Doch achtet er nicht ihr Grüßen.
Auf springt er und ruft, aus dem Brüten erwacht:
„Ich habe den Oheim umgebracht
Und heische das Eine, noch diese Nacht
Die Strafe des Mordes zu büßen.“

7. Malcolms Mörder.

1. Sie haben des schlummernden Königs Haupt
Gefällt durch tückischen Mord!
Mit dem Golde stürmen sie, das sie geraubt,
Aus dem Schlosse von Glamis fort.

2. „Dicht wirbelt, vom Winde gefegt, der Schnee,
Verweht ist jegliche Spur;
Durch Nebel und treibende Flocken, weh,
Wie finden den Weg wir nur?“

3. Ins Antlitz starren sich John und Dick:
„O wär' es nimmer geschehn!
Sahst du, wie zum Himmel den brechenden Blick
Er hob, um Rache zu flehn?

4. „Sie holt uns ein. Als vom Rumpf ich ihm schlug
Das greise Haupt mit dem Schwert,
Starb stumm auf seinen Lippen ein Fluch,
Gott aber hat ihn gehört.“

5. Die anderen lachen: „Furcht vor Spuk
Hat Euch die Glieder gelähmt;
Vom Weine des Königs ein tüchtiger Schluck
Wird Mut Euch geben; da nehmt!“

6. Im Kreise lassen sie gehn den Wein,
Um das starrende Blut zu taun.
„Nun schnell! an der Grenze müssen wir sein,
Eh der Morgen beginnt zu graun.

7. „Grad aus den Weg! nur immer gerad!
Rechts liegt die Gespensterheide,
Links führt auf den Farfarsee der Pfad;
Die müssen wir fliehen beide."

8. Im Sturm, der die Stimmen übertäubt,
Nicht hören einander sie mehr;
Sie sehen sich nicht, so wirbelt und stäubt
Der Schnee in den Lüften umher.

9. Sieh da! was zuckt durch die Finsternis?
Ein Windstoß bricht herein;
Die Wolken zerstäuben: herab durch den Riß
Fällt matt des Mondes Schein.

10. „Weh, weh, im Kreise sind wir geirrt!
Von Glamis das Schloß ragt dort.
Seht ihr, wie's hell an den Fenstern wird?
Hört ihr die Töne? fort! fort!"

11. Klar leuchtet hernieder vom Kirchlein des Turms
Der Altar-Kerzen Strahl,
Und herüber hallt durch die Pausen des Sturms
Der Totenamt-Choral.

12. Da dröhnt zu den Füßen der Mörder jäh
Ein Krachen wie Donnerrollen;
Sie stehn auf dem Eis; aufreißt sich der See,
Es bersten und knirschen die Schollen.

13. Durch gähnende Spalten schießt und quillt
Das Wasser mit schäumenden Wellen;
In den Strudel, der hoch und höher schwillt,
Versinken die Mordgesellen.

8. Erwin von Steinbach.

1. „Dank dir Ew'ger! Meine Sendung
Auf der Erde ward vollbracht;
Denn in herrlicher Vollendung
Strahlt das Werk, das ich erdacht,

Um den ungebornen Jahren
Künft'ger Zeit zu offenbaren,
Daß ich nicht umsonst gelebt."
Erwin also vor dem Münster,
Der zum Abendhimmel finster
Seine Riesenmauern hebt.

2. Über den gewalt'gen Zinnen
Steigt der Mond ins Ätherblau,
Und noch lang in tiefem Sinnen
Steht der Meister vor dem Bau,
Während um ihn, stumm und stummer,
Schon die Welt in sanften Schlummer
Ihre kleinen Sorgen wiegt,
Und auf ihren Menschenzwergen
Von dem Turme, hoch gleich Bergen,
Der erhabne Schatten liegt.

3. Da, so wie im Jugendschwunge
Dichterlippen zum Gesang,
Hebt des Domes Glockenzunge
Sich zum ersten Feierklang.
Schallend öffnet am Portale
Sich das Thor der Kathederale,
Und von innen dröhnt ein Ruf;
Wohl versteht der Greis die Mahnung,
Und er tritt mit ernster Ahnung
In die Welt, die er erschuf.

4. Festlich grüßen ihn die hehren
Hallen mit dem mächt'gen Chor,
Von den prangenden Altären
Wallt der Myrrhenrauch empor;
Mystisch aus der Fensterrose
Sieht er durch die grenzenlose
Wölbung einen Schimmer glühn,
Sieht ihn droben von den Knäufen
Der gewaltgen Säulen träufen,
Hier in den Kapellen blühn.

5. Und ihm ist, zu allen Seiten
Rege sich der Bau um ihn,
Wo die ehrnen, langgereihten
Bilder in den Nischen knien;

Seltsam flimmert's an den Wänden,
Die Apostel in den Blenden
Öffnen ihr geweihtes Buch,
Und von Jungfraun, die zum Segen
Ihre Lippen sanft bewegen,
Hört er rings den Atemzug.

6. Horch und von den Höhn des Domes
Quillt herab der Orgelklang,
Wallt und flutet mächt'gen Stromes
Durch den Strebebogengang,
Und aus allen Schiffen brechen,
Wie das Meer in tausend Bächen
Über seine Dämme braust,
Echoreiche Katarakten,
Deren Fall an den gezackten
Pfeilern in die Tiefe saust.

7. Erwin kniet, ein stummer Beter,
Und hernieder durch das Dach
Strömt auf ihn ein Sonnenäther
Heller als der Erdentag;
Durch die hohen Säulenlauben
Schweben weiße Gottestauben
Und beschwingte Seraphim,
Und ein Rauschen heil'ger Palmen
Und Gesang von Himmelspsalmen
Wogt und flutet über ihm.

8. „Meister, Meister! — tönt's im Chore —
Tritt aus der, die du gebaut,
In die himmlische Empore,
Die du oft im Traum geschaut!
Durch die Reihn der lichtumwallten
Vierundzwanzig hehren Alten,
Wo die sieben Fackeln lohn,
Durch die Halle, jaspissäulig,
Und das Heilig, heilig, heilig,
Folg' uns nun zu Gottes Thron!"

9. Also rauscht es im Chorale
Durch die nächt'ge Wunderwelt,
Aber als mit erstem Strahle
In den Dom der Morgen fällt:

An dem Pfeiler da, nach oben
Betend noch den Blick erhoben,
Liegt der greise Meister tot,
Und der Tempel der Gesänge
Schickt die letzten Orgelklänge
Sterbend in das Morgenrot.

Der Strohhalm.

1. „Wo blieb er, daß er so plötzlich verschwand?
Wir müssen ihn suchen, den Höllenbrand,
Denn solch ein Hauptmann, beim Teufel, ist rar!"
So schallt's durch den Haufen von Mansfelds Schar
Im Dickicht der düsteren Tannen.
Der Hauptmann indes, von den Seinen verirrt,
Stürmt, wo das Gebirg sich am wildesten wirrt,
Nachdem er die Klöster in Brand gesteckt
Und den Boden mit Trümmern und Leichen bedeckt,
Auf brausendem Rosse von dannen.

2. Es dunkelt; da unter dem Felsen sieht
Er einen Siedler, der betend kniet.
„Ei, Bruder, grüße dich Lucifer,
Und liebst du dein Leben, so laß das Geplärr!
Hervor mit den Truhen und Kisten!"
Doch der Siedler giebt Antwort: „Von Stroh ist mein Pfühl,
Trank bietet der Bach mir frisch und kühl;
Ich habe kein Mahl zu teilen mit Euch,
Als die bitteren Beeren vom Heidegesträuch,
Die spärlich das Leben mir fristen."

3. Drauf jener: „Schicke, du Kuttenmann —
Verderben euch allen — zum Sterben dich an!" —
Das Schwert erhebt er, doch, wie er auch droht,
Nicht zittert der Siedler, da ihn der Tod
Anblitzt von der funkelnden Schneide;
Zu singen beginnt er: „O Herr, geh' nicht,
Mit deinem Knechte geh' nicht ins Gericht!"
Dann beut er dem tödlichen Streich das Genick,
Doch der Hauptmann schlägt zu Boden den Blick,
Und es sinkt ihm das Schwert in die Scheide.

4. „Das ist das Lied — wohl kenn ich den Klang —
Das vor dem Sterben mein Vater sang."

So murmelt er leise und starrt und sinnt,
Und der Siedler, der es gewahrt, beginnt
Den Frevler zur Buße zu mahnen;
Er redet von Gott, der dem Sünder vergiebt
Und den Sohn, den verlorenen, doppelt liebt,
Von dem Himmel der Gnade, der über uns blaut
Und den Frost in dem eisigen Herzen taut,
Noch eh' wir es denken und ahnen.

5. „Vergeben?“ spricht jener — „o eitler Wahn!
Schon seh ich den Anklageengel nahn
Und zwischen mich und des Himmels Huld,
Die Berge, die ich gehäuft von Schuld,
Als ewiges Bollwerk wälzen.“
Er spricht es und seufzt, doch der Siedler ruft:
„Und wären wie Schnee in der Bergeskluft,
Ja mehr noch deine Sünden gehäuft,
Die Thräne der Reue, die dir entträuft,
Sie wird sie wie Flocken schmelzen!“

6. Da löst sich dem Sünder der starre Sinn;
Er sank vor das Bild des Gekreuzigten hin,
Und die Nacht durch lag er am Boden so,
Indessen heiß auf des Lagers Stroh
Die strömenden Thränen ihm flossen.
Der Siedler sah es mit Scheu von fern,
Er fühlte mit Schauern die Nähe des Herrn,
Der im Herzen des Menschen sich mächtig erweist;
Dann senkte sich Schlummer auf ihn, und der Geist
Ward zum hehren Gesicht ihm erschlossen.

7. Ein Regenbogen, so schien ihm im Traum,
Hing hoch im unendlichen Himmelsraum,
Und Christus droben auf leuchtendem Thron
Hielt die Wage, welche zu Strafe wie Lohn
Die Tugenden wägt und die Sünden;
Die Seele des Hauptmanns kniete vor ihm,
Bang blicken auf sie die Cherubim,
Doch die Teufel harren erwartungsvoll
Des Spruchs, der die frevelnde stürzen soll
Zu der Hölle dunkelsten Schlünden.

8. Und mit Sünden, gleich Bergen, gleich Welten so schwer,
Zahllos wie die Körner des Sandes am Meer,

Ward eine der Schalen zum Rande gefüllt;
Die Engel hatten ihr Haupt verhüllt,
Und die Teufel jauchzten und riefen:
„Noch nie belud, seit die Welt steht, nie,
Sich eine Seele mit Freveln, wie die!“
Und sie jubelten lauter: „Bruder hab' Dank!“
Und die Schale sank und sie sank und sank
In die untersten Abgrundtiefen.

9. Da naht sich ein Engel hoffnungsfroh
Und legt mit der Rechten ein Hälmchen Stroh
Auf die Schale der Tugenden, die noch leer;
Begierig drängten sich um ihn her
Die Engel in dichtem Gewimmel;
Und sieh! durch das Hälmlein, leicht wie ein Haar,
Das feucht von den Thränen des Reuigen war,
Ward die Schale der Sünden emporgeschnellt,
Und huldvoll blickte der Richter der Welt,
Und die Seele flog in den Himmel.

* *
*

10. Tag wird es, da stürmen mit wüstem Geschrei
Die Mordgesellen zur Siedelei;
Schon zuckt in den Händen der Wilden das Schwert,
Doch der Siedler erhebt sein Haupt wie verklärt,
Und sie weichen zurück betreten;
Er weist auf das Lager am Kruzifix,
Wo der Hauptmann liegt gebrochenen Blicks;
Er kündet, was Gott ihm enthüllt im Gesicht,
Sie aber bestaunen des Herren Gericht
Und knien an der Leiche zum Beten.

10. Der Husar von Auerstädt.

1. Nach dem Tage war es von Auerstädt,
Verloren die preußische Ehre,
In alle Winde die Fahnen verweht,
Zerbrochen Waffen und Wehre;
Da lag bei Nacht in waldiger Schlucht
Zu kurzer Rast nach ermattender Flucht
Ein Trupp vom geschlagenen Heere.

2. Beim erloschenen Feuer am Boden schlief
So Offizier wie Gefreiter.
Nur einer wachte, der seufzte tief,
Ein Major der Blücher'schen Reiter.
Er starrte tief in das Dunkel hinein
Und knirscht' in die Zähne: „Beim Ewigen, nein,
Ich folge der Flucht nicht weiter!

3. „O daß mich keine der Kugeln traf,
Und tausende hört ich doch pfeifen!
Nun läg' ich ruhig im ewigen Schlaf,
Statt ehrlos weiter zu schweifen,
Statt lebend zu schauen in Scham und Wut,
Wie fränkische Schergen durch Schmach und Blut
Mein Preußen zu Tode schleifen."

4. Da wiehert sein Roß, er schwingt sich empor
Und spornt es zu rasender Schnelle.
So führt ihn der Pfad an des Städtleins Thor
Beim Dämmern der Morgenhelle;
Und dort vor dem Wirtshaus macht er Halt:
„Schaff' Hafer dem Gaul! Bring Wein alsbald!
Was zögerst du, träger Geselle?"

5. Groß starrt ihm der Wirt entgegen: „Major,
Wo ließt ihr Augen und Ohren?
Ihr spielt ums Leben. Das Lannes'sche Korps
Rückt eben herein zu den Thoren."
Doch der Reiter schwingt sich vom Sattel und ruft:
„Wein her! In der graulichen Morgenluft
Ist mir das Blut wie gefroren.

6. Stoßt an! Auf besser kommende Zeit!
Daß ein Geist sie, ein neuer, durchzücke,
Ein Geist, der vom Joch die Gemüter befreit,
Von Selbstsucht, Dünkel und Tücke!" —
Nun leert er das Glas, nun schenkt er es voll;
Horch Trommelwirbel, Kanonengeroll,
Dumpf dröhnend über die Brücke!

7. „Um Gott, Herr, wenn ich euch raten mag,
Flieht, flieht, statt länger zu zechen!"
Doch lauter ruft jener: „Ein Hoch dem Tag,
Wo wir die Ketten zerbrechen,

Wo das würgende Schwert die Franzosen frißt,
Wo welsche Hoffahrt und welsche List
Erstickt in blutigen Bächen!

8. Und verströmen wir alle das Leben auch
Aus klaffender Herzenswunde,
Wir jubeln froh mit dem letzten Hauch
Entgegen der rächenden Stunde;
Heil, Deutschland, Heil! steig' auf verjüngt
Aus dem Boden, mit unserm Blute gedüngt
Und den Leichen der fränkischen Hunde!"

9. „Da sind sie!" jammert der Wirt todblaß,
„O spaltete gleich sich die Erde!" —
Doch der Reiter schleudert in Scherben das Glas
Und steigt kaltblütig zu Pferde;
Dann ruft er, die Doppelpistolen gespannt:
„Noch winkt dem Freien ein Vaterland,
Laßt sehn, ob zu teil es mir werde!"

10. Anrücken die Feinde mit klingendem Spiel;
Er sprengt auf dem schnaubenden Tiere
Der Front entgegen und wählt sein Ziel
Und streckt auf den Boden viere.
Da knattert die Salve; von Dampf umflort,
Stürzt Roß und Reiter zumal, durchbohrt
Von den Kugeln der Füsiliere.

11. Der Kadett.

1. Nicht mir ein Alter, matt und siech,
Nicht mir der Tod auf dem Krankenbett!
Nein sterben möcht' ich im fröhlichen Krieg,
Wie bei Aspern der junge Kadett;
Ihm that es von allen im Hiller'schen Korps
Beim Stürmen des Dorfes nicht einer zuvor.

2. Unnahbar drohte die Schanze dort,
Von der die französische Batterie
Den Deutschen entgegen fort und fort
Kartätschen und Kugeln spie,
Und „vorwärts das dritte Bataillon!"
Erscholl das Kommando zweimal schon.

3. Starr standen sie all vor dem Donnergekrach,
Da trat aus den Reihen hervor der Kadett
Und klomm nach oben; die andern ihm nach,
Gefällt das Bajonett;
Rings pfiffen die Kugeln, doch allen vorauf
Bahn brach sich der Jüngling im Sturmeslauf.

4. Am Ziele stand er nach heißem Kampf
Und pflanzte die Fahne: Hurrah! hurrah!
Vorübersprengend im Pulverdampf,
Rief Hiller nach oben: „sieh da,
Dich nenn' ich den Besten im Bataillon;
Doch sage, bist du verwundet, mein Sohn?"

5. Da blickte der Jüngling nach unten groß,
Stolz färbte von neuem die Wangen ihm rot;
Er jubelte: „o, nicht verwundet bloß,
Mein General, ich bin tot!"
Dann sank er zusammen, zur ewigen Ruh
Deckten die Siegesbanner ihn zu.

V. Kampf und Sieg.

1. Die Bildsäule Karls des Großen.

1. Steigst du aus der Gruft, Erhabner?
Von der Erdengeister Haft
Hat dein abgrundtief-begrabner
Heldenleib sich aufgerafft?

2. Wo dich band des klugen Zwerges
Leisgeraunter Zauberspruch,
In der Kluft des Odenberges
Schlummertest du lang genug;

3. Senktest auf dem Stuhl von Erze
Deine Stirne träumeschwer,
Und das Licht der Grubenkerze
Goß sich flimmernd um dich her.

4. Aber als die Frist verronnen,
Wie ein Erdstoß da erscholl's
In den Erz- und Feuerbronnen,
In den Wasseradern schwoll's;

5. Und beim Ruf, der mit dem Stoße
Schütterte den Erdenball,
Dröhnte: „Wo ist Karl der Große?"
Hundertfach der Wiederhall.

6. Da erstandest du, Gewaltiger,
Sprengtest die granitne Thür;
Ein Jahrtausend hing als faltiger
Mantel um die Schultern dir;

7. Und ein steingewordner Schatte,
Deine Seele selber Stein,
Trittst du auf die Marmorplatte,
Neu bei deinem Volk zu sein.

8. Sprich, was runzelst du die Brauen?
Freut das Morgenrot dich nicht,
Welches deinen deutschen Gauen
Hoffnungsreich durch Wolken bricht?

9. Siehst du nicht mit Stolz das Wappen,
Das dein ein'ges Deutschland schmückt,
Seit in sechs und dreißig Lappen
Wir dein Purpurkleid zerstückt?

10. Nicht die Wälder, wo der Gimpel
Seine Hoffnungslieder pfeift,
Und der Mastbaum für die Wimpel
Unsrer deutschen Flotte reift?

11. Nein, den Blick verhülle, Mächtiger,
Nicht für dich ist dieser Tag!
Mag ein Schleier dir, ein nächtiger,
Uns entziehn und unsre Schmach!

12. Schlaf in diesem immer wüsteren
Leben, das die Nachwelt lebt,
Nur erwachend, wenn mit düsteren
Nebeln sie die Nacht begräbt!

13. Dann, wenn Donner um dich wettert,
Wenn der Sturmwind dich umfliegt,
Und der Blitz, der sonst zerschmettert,
Sich auf deiner Stirne wiegt,

14. Schau hinab zu deinem Reiche,
Das sich weithin, endlos zieht
Wie die Gegenwart die bleiche
Große Vorzeit dämmern sieht!

15. Durch die Fläche schleicht ein Glimmen,
Wie ein blasses Meteor;
Fernher tönen dumpfe Stimmen,
Kaum vernehmbar an dein Ohr.

16. Lauter dann gleich Geisterrufen,
Hallt es aus dem Erdenschoß,
Wie Gestampf von ehrnen Hufen
Dröhnts und wie Drommetenstoß.

17. Ist's das Wogen ferner Meere,
Das an fels'ge Küsten schlägt?
Sind's die Schemen deiner Heere,
Die der Sturmwind peitscht und fegt?

18. Ja, sie steigen, die Erwachten,
Aus der Gruft, wo hingestreckt,
Sie den Staub von hundert Schlachten
Über ihren Pfühl gedeckt.

19. Toderstandne, bleiche Gruppen
Nahn sie sich im luft'gen Tanz,
Ihre ehrnen Panzerschuppen
Blinken matt im Mondenglanz.

20. Schleuderer und Bogenspanner,
Eiserne von Isenland,
Knappen mit dem heil'gen Banner,
Und dem Horne Olifant,

21. Ritter, die der Saracenen,
Die des Nordmanns Heere sahn,
Ziehn auf Rossen, schwarz von Mähnen,
Zu dir her die nächt'ge Bahn.

22. Aber du aus dicht sich ballenden
Nebeln, wie ein Riesengeist,
Blickst hernieder zu dem wallenden
Kriegsvolk, wie es um dich kreist.

23. Da der alten Schlachtlust denkst du,
Deine Ader schwillt vor Zorn,
Einmal noch die Fahne schwenkst du,
Einmal stößt du noch ins Horn!

24. Langsam, weithin tönt der flutende,
Schwellende, gewalt'ge Schall —
So blies Roland, der verblutende,
In der Schlacht von Ronceval.

25. Wild indes, wie ums verwitternde
Felsenhaupt ein Wolkenzug,
Braust das Heer um deine zitternde
Steingestalt im Wirbelflug;

26. Und wie bei der Töne Rollen
Donnernd das Getümmel wallt,
In dem Sturm- und Wettergrollen
Ist das kleine Jetzt verhallt!

2. Die Hohenstaufenkrone.

1. Noch rauschen deine Eichenforste
Von unsrer Väter Heldentum,
Um deiner Felsenburgen Horste
Schwebt einsam noch der Adler Ruhm;
Es glüht von seinen kühnen Flügen
Die Kunde noch in Flammenzügen
An manchem Denkmal, halbvermorscht:
Doch über den Ruinenhaufen
Nach dir, o Land der Hohenstaufen,
Nach dir hab ich umsonst geforscht.

2. In schweren Kerkerbanden liegst du,
Germania, Weib im Trauerkleid;
Gramvoll die müde Stirne wiegst du
In Träumen der vergangnen Zeit!
Es spotten dein die rohen Schergen,
Wie deine Thräne zu den Särgen
Des Gatten und der Söhne träuft,
Und rostig ruht am Sarkophage
Ein Schwert, nach dem in stummer Klage
Bisweilen deine Rechte greift.

3. O Zeit, mit ihm ins Grab gestiegen,
Als, deinem Friederich vermählt,
Du deine Tage nach den Siegen,
Die er für dich erstritt, gezählt!
Als sich vom Rhein zum Hellesponte
Die Welt in deinem Ruhme sonnte,
Und dein Panier mit stolzem Flug
Im alten Wunderland der Träume,
Im Orient, die Purpursäume
Des fernsten Morgenhimmels schlug!

4. Wo ist das Zeichen, das geweihte,
An dem das Erdenschicksal hing,
Die Krone, die den Kaiser feite,
Mit ihrem goldnen Zauberring?
Wo das Geschlecht, das göttlich schöne,
Die hehren Töchter und die Söhne
An deiner Mutterbrust gesäugt?
Ach! Antwort giebt der stille Jammer,
Der tiefer in der Totenkammer
Dein Antlitz auf die Erde beugt.

5. Doch traue, Weib, den alten Sagen
Von unsern Vätern gern geglaubt!
Es liegt dort, wo die Alpen ragen,
Ein himmelnahes Bergeshaupt;
Rings klaffen mit jahrtausendalten
Schneefeldern ungeheure Spalten,
Kein Wanderer drang je hindurch,
Und auf der höchsten, steilsten Spitze
Hebt sich die Nachbarin der Blitze,
Der Stürme Braut, die Kronenburg.

6. Als Manfred fiel, der heldenkühne,
In Benevent auf blut'gem Feld,
Als auf Neapels Henkerbühne
Hinsank der junge Kaiserheld,
Da trug von dem verwaisten Throne
Ein Aar die Hohenstaufenkrone
Zu jenem Alpenschlosse fort —
Es blühn und welken die Geschlechter,
Doch Geister schirmen, treue Wächter,
Bis heut des deutschen Reiches Hort.

8. Einst aber wird ein Held erstehen,
Von edlem deutschem Stamm ein Sproß,
Auf den der Herr im Sturmeswehen
Den Atem seiner Weihe goß;
Es strahlt sein Haupt im Morgenglanze,
Befreiung blitzt auf seiner Lanze,
In seinem Banner rauscht der Sieg,
Und mit den Winken seiner Brauen
Lenkt durch der Schlachten Wettergrauen,
Wie seinen Sklaven, er den Krieg.

9. Vor ihm vergeht die Macht der Bösen,
In sich zerbricht der alte Bann;
Das deutsche Kleinod einzulösen,
Stürmt er die Kronenburg hinan;
Und sieh! die Eisgewölbe brechen,
Sie lösen sich zu Gletscherbächen,
Schneebrücken stürzen donnernd nach,
Und, hoch die Alpenhäupter zündend,
Ein neues Erdenjahr verkündend,
Hebt strahlend sich der junge Tag.

10. Hernieder dann aus den Ruinen,
Die teure Krone in der Hand,
Steigt bei dem Donner der Lawinen
Der Kaiser in sein deutsches Land;
Ihn feiern die Drommetenstöße,
Der auf das Haupt der alten Größe
Den Kranz der jungen Freiheit drückt,
Ihm prangt die Flamme der Altäre
Und ihm die lautre Freudenzähre,
Die jedes deutsche Auge schmückt.

11. Dir kündet, Weib, der Klang der Glocken
Das Nahen des ersehnten Herrn,
Entgegen strahlt von seinen Locken
Die Krone dir als Morgenstern;
Und über dir und dem Befreier,
Als Zeuge bei der heilgen Feier,
Die allen deinen Jammer sühnt,
Rauscht stolz wie einst die deutsche Eiche,
Die mit dem neuerstandnen Reiche
Der Ewigkeit entgegengrünt.

3. Siegesfeier in Straßburg.

1. Hallt, Glocken, hallt von Erwin's Turm,
Und brausen mag der Jubelsturm
Von Berg zu Berg, von Strom zu Strome!
An jedes Ohr die Botschaft tragt:
In deutsche Luft nun wieder ragt
Der herrlichste der deutschen Dome!

2. Der alte Frevel ist gerächt,
Der von Geschlechte zu Geschlecht
Uns bittre Schmach vererbt und Schande:
Hallt Glocken! von des Nordens Meer
Bis zu den Alpen ruft sie her,
Die Söhne aller deutschen Lande!

3. Ja, freier, wie gelöst vom Bann,
Aufatmet aller Brust; heran
Durchs Münsterthor seh' ich sie wogen,
Und wie ein himmlischer Orkan
Braust Orgelschall, indes sie nahn,
An Gurten hin und Strebebogen.

4. Und durch die Fensterrose bricht
Ein Farbenglanz herein, wie Licht
Des Regenbogens nach Gewittern;
Allhin bewegt sich's wunderbar,
Wie von Altare zu Altar
Die Strahlen durch den Tempel zittern.

5. Vom Mund der Cherubim von Stein,
Die oben längs der Pfeilerreihn
Und an den Marmorbecken hängen,

Tönt schmetternder Drommetenstoß,
Als wollt' im tiefsten Erdenschoß
Der Klang die Grabesriegel sprengen.

6. Der Beter jeder sinkt aufs Knie;
Und durch der andern Reihen, sieh!
Umklungen von den Dankchorälen,
Nahn sich Gestalten, schattengleich;
Die sind nicht aus des Lebens Reich,
Sie kommen aus dem Land der Seelen.

7. Voran, die Locken silberweiß,
In Freudenthränen tritt ein Greis;
Um ihn erschallt von tausend Zungen —
Denn alle haben ihn erkannt —
Sein Lied vom deutschen Vaterland;
Nun ward erfüllt, was er gesungen.

8. Und rings knien sie, die opferfroh
Auf Leipzigs Feld, bei Waterloo
Um Tod fürs Vaterland geworben;
Lang wurde drüben in der Welt
Der Seligen ihr Glück vergällt
Vom Gram, daß sie umsonst gestorben.

9. Doch nun, verklärt im Morgenglanz,
Geschmückt mit ihrem Siegeskranz
Und mit der Wunden blutgen Malen,
Begrüßen sie den hehren Tag
Nach langen Nächten dunkler Schmach
Und sonnen sich in seinen Strahlen.

10. Und hochher vom Gewölb herab,
Wie von den Engeln, die das Grab
Auf Golgatha erschlossen fanden,
Zu Glockenschall und Orgelklang
Ertönt ein himmlischer Gesang:
Deutschland ist aus der Gruft erstanden.

4. Wiedersehen von Deutschland.

1. Hier, wo um mich im Morgenglanz der Alpen Gletscher strahlen
Und hinter mir Italien mit seinen Goldfruchtthalen,
Mit seiner Myrtenhügel Grün verschwimmt in duft'ge Bläue,
Schaut freudethränenvoll mein Blick, o Deutschland, dich aufs neue!

Oft, aus der Ferne heimgekehrt ans Ufer deines Rheines,
Wohl dacht' ich, schön auf Erden sei wie du der Länder keines,
Und Rast nicht ließ mir's, bis ich dich nochmals durchpilgert hatte,
Von wo das Hochgebirg Tirols sich senkt zur grünen Matte
Und in der frischen Thäler Schoß die blauen Seeen träumen,
Bis wo an Schleswigs Dünenstrand die Nordseewogen schäumen;
Doch stolzer heut, als je zuvor, darf ich dich mit dem süßen,
Dem heil'gen Namen Vaterland, du teure Heimat grüßen!
Wenn sonst in alten Bergen nur, wo rankendes Gewinde
Der Epheu schlingt und scheu bei Nacht am Brunnen trinkt die Hinde,
Ich deines Ruhmes Kunden las auf grauen Marmorplatten,
Jetzt glorreich stehst du vor mir da, erstanden von den Schatten.

2. O, nun der mächt'ge Kaiseraar, hinflatternd ob den Heeren,
Zu seinem alten Horste kehrt, an Siegen reich und Ehren,
Wie rollt hochwallend, Adern gleich, wenn sie zu schnellern Schlägen
Die Freude treibt, dein deutscher Rhein voll Jubel ihm entgegen!
Von den Vogesen bis zum Harz, zum Kreidestrand von Rügen
Fliegt flammenhell die Botschaft hin von seinen Siegesflügen;
Aus langem, schwerem Traum erwacht, hebt Straßburgs Kathedrale
Begeistert ihr befreites Haupt und tönt im Morgenstrahle,
Und mit der Glocken Festgeläut vom Strome hin zum Strome
Zujauchzen freudestammelnd ihr die hehren Schwesterdome.
Hochbrausend mit der Wogen Schlag, die um Arkona branden,
Begrüßt der Ostsee blaue Flut das Reich, das neu erstanden;
Die Alpen jauchzen Antwort ihr mit donnernden Lawinen,
Und deine Kaiserpfalzen all und deine Burgruinen
Und deine Städte altersgrau, des Ruhms erlauchte Wiegen,
Erglänzen in dem jungen Licht, dem Schutte halb entstiegen.

3. Gesühnt ist, was von welschem Hohn seit Karls von Anjou Tagen
Bis zu dem Korsen-Unhold du, Unselige, ertragen.
Zu deinen Toten drunten selbst im kalten feuchten Grauen
Der Gräber rinnt der Trost hinab wie sanftes Frühlingstauen.
Und sie, der Franken-Frevelmut das schöne Herz gebrochen,
Die heilige Luise, fühlt neu ihre Pulse pochen;
Von Thränen um ihr Vaterland noch schwer die Augenlider,
Entsteigt sie ihrem Sarkophag und hebt die Blicke wieder
Und schlürft die junge reine Luft mit frohem Atemzuge.
Indes sie über Deutschlands Aun hinwallt in luft'gem Fluge,

Schwebt von Apuliens Blütenstrand, verklärt im Morgenrote,
Der junge Konradin heran, der vielbeweinte Tote,
Und Manfred führt er an der Hand, des Staufenthrones Erben,
Den wälsche Tücke so wie ihn gerissen ins Verderben.
Da, wie die teure Heimat sie mit ihren burggekrönten
Felshöhen schauen, lächeln sanft hernieder die Versöhnten.

4. So mögt ihr unserm Volk fortan Schutzgeister sein, Verklärte,
Daß es so groß im Frieden sei wie mächtig mit dem Schwerte!
Gleichwie nach der Gewitternacht, durch das zerriss'ne Dunkel
Der Morgenstern sein Licht ergießt mit silbernem Gefunkel,
Auf alle Völker strahle so von dem geweihten Schilde,
Mit dem es Recht und Freiheit schützt, ein Glanz von Himmelsmilde!
Den Blick der Zukunft zugewandt, in Thatenkraft der Ahnen,
Der Menschheit schreit es kühn voran auf ihren hohen Bahnen,
Bis unter Palmenwipfeln sie im morgenhellen Lichte
Aufatmet aus dem Kampfgewühl, dem Angsttraum der Geschichte,
Und nach Jahrtausenden voll Blut, nach langen düstern Nächten
Der Liebe schöne Genien ihr den Kranz des Sieges flechten.

5. Italien.

Zu ihr, zu der die Gletscherbäche
Südwärts hinunterjauchzen,
Noch einmal wend' ich den Blick.
Wie unter der nordischen Eichen Dom
Ihre Riesenschwester Germania,
So unter Lorbeerwipfeln
Hält Italien die Siegesfeier.
Ein magischer Ring
Hat eure Geschicke, ihr Länder,
An einander gebunden —
Zu eurem Unheil, o wie lange!
Mit ihres Himmels schmachtendem Blau,
Ihrer Goldfruchthaine Duft und Glanz
Lockte die Zauberin des Südens
Deutschlands Fürsten und Völker
In ihre Armidagärten,
Daß sie bei Brunnenrieseln
Unter Myrtengebüsch und leuchtenden Marmorbildern
Nicht ihres Reiches und Volks mehr gedachten.

Dann aus Wollustträumen der Nacht
Fuhren sie auf;
An den eisernen Panzer
Pochte ihr Herz in Begier,
Über das Land der Götter zu herrschen;
Es zuckt das Schwert aus der Scheide,
Und hochauf schlug die Flamme des Kampfes;
Städte loderten und erstanden neu
Zum Rachekrieg aus der Asche;
Von Gift gewürgt,
Sank der größte der Kaiser
Bleich auf den fieberatmenden Boden;
Selbst die Bande des Bluts
Löste der Haß,
Ganze Geschlechter von Italiens Söhnen
Niederwälzte die mordende Schlacht,
Und als verhallt der Schwertschlag,
Der Siegesruf und die Totenklage,
Erschöpft, ohnmächtig lagt ihr beide,
Ein Hohn und Spott dem Fremden.
Sei denn, wie einst zum Verderben,
So nun euch zum Heil, eur Schicksal
Unauflöslich verbunden,
Und, wie in einer Sonne Mittagsglanz
Eur Auferstehungsfest ihr feiert,
So schreitet Arm in Arm
Der größern Zukunft entgegen.

6. Beim Siegeseinzug in Berlin.

Steig' empor,
Herrlichste der Sonnen,
Die über Deutschland geleuchtet!
O den Tag, den du bringst,
Ganz und voll zu genießen,
Ist es genug nicht des Glücks für ein Leben?
Den sterbenden Greis
Laß das Auge nicht schließen,
Bevor er ihn erblickt,
Und in der Wiege dem Säugling
Öffne des Geistes Sehkraft,
Daß sein Gedanke ihn fasse

Und er einst noch den Enkeln künde:
Ich habe den großen Tag erlebt.
Horch! Trommelwirbel
Und Fall von hunderttausend Tritten!
Sie sind es, sie nahen,
Die durch den Donner der Schlachten
Über stürzender Brüder Leichen dahin
Deutschlands Banner getragen!
Noch scheinen ihre Lanzen
Vom Wirbelsturm des Kampfes zu zittern.
Doch Hoch! erschallt es, Hoch!
Durch des Volkes wogende Reihen,
Und mit dem Grün des Friedens bekränzt,
Wallen durchs Thor die Siegesfahnen.
Gen Himmel flackert
Im Sonnenlichte der Glanz
Der wogenden Helme und Waffen,
Wie durch die geschmückten Straßen
Der Zug der Krieger sich wälzt,
Und Fanfarengeschmetter nun
Und hochauf hallender Jubelruf;
Sie kommen, die glorreichen Führer,
Die Lieblinge des Ruhmes,
Die noch nach Jahrtausenden
In ungeborner Völker
Gesängen leben werden!
Aus ihrer Mitte hervor,
Wie Orion unter den anderen Sternen,
Leuchtet der Herrliche,
Der Retter Deutschlands!
Laßt Platz für sein Roß,
Ihr Weiber, die mit euren Kleinen
Heran ihr euch drängt,
Um, seine Kniee umklammernd, ihm zu danken,
Daß er euch Haus und Herd vor Schande geschützt!
Wohl mehr als des Krieges Gewühl
Liebt er, Kinder um sich spielen zu sehen;
Aber noch *einmal* heut, zum letztenmale,
Eh' zur Pflugschar das Schwert sich wandelt,
In seines Heeres Mitte
Mit den krachenden Feuerschlünden
Muß er Zwiesprach halten.

Horch! Das sind die ehernen Stimmen,
Er kennt sie,
Die ihn in zwanzig Siegesschlachten umdonnert,
Vor denen hundert Festen
Und ein Reich in Trümmer gesunken.
Von allen Türmen die Glocken fallen ein,
O! und weiter, dahin durch den Blumenregen,
Der von Fenstern und Dächern niederstäubt,
Zieht er achtlos vorüber an uns,
Denen an der Wimper die Freudenthräne zittert,
Während die Lippe verstummt
Und nur des Herzens Klopfen
Dank ihm stammelt,
Daß er uns ein Vaterland geschenkt.

7. Aller-Seelen-Tag 1871.

1. Zum Friedhof, wo bei gelber Blätter Fall
Matt im Novemberlicht die Kreuze glänzen,
Nun strömt das Volk, bei Trauerglockenschall
Geliebte Gräber zu bekränzen.

2. War je der Jahre, die gewesen sind,
So mördrisch eins wie dies? Mehr Hoffen
Hat es, als Blätter der Novemberwind,
Mit gift'gem Todespfeil getroffen.

3. Wie viele schleppen matt und todeswund
Von Frankreichs blutgedüngten Stätten
Die Glieder heim, nur um auf deutschem Grund
Zur letzten Ruhe sich zu betten!

4. Und neidenswert noch ihr, die in den Schoß
Der Heimat ihr gesenkt die Euern!
Wie manche Mutter sehnt sich schlummerlos
Nur nach der Asche ihrer Teuern!

5. Der Abend kommt; im Kreise um sie her
Versammelt hat sie ihre Lieben,
Doch stumm blickt sie, das Auge thränenschwer,
Auf einen Platz, der leer geblieben.

6. Sie hofft umsonst, je von des Sohnes Hand
Noch werde regen sich die Klinke,
Vergebens, daß, gekehrt ins Vaterland,
Er an das Mutterherz ihr sinke.

7. Auf ferner Heide streiten nun vielleicht
Um seine Leiche sich die Raben,
Der Wind, der kalt durch die Vogesen streicht,
Hat sie vielleicht in Schnee begraben.

8. Doch nein, nicht so! Verstumme, Grabgeläut,
Und hemmt, ihr Mütter, Brüder, Schwestern,
Den Klagelaut! Vergaß das kleine Heut
So schnell schon das gewalt'ge Gestern?

9. Denkt wie, als wär' ein Himmel aufgethan,
Lächelnd zum Vollglanz unsrer Siege,
Empor vom Sterbebett die Greise sahn,
Die Säuglinge aus ihrer Wiege!

10. Da warfen stolz, dem Heldentod geweiht,
Gleich jener heil'gen Schar von Theben,
Die Euern hin ihr niedres Staubeskleid,
Um in Unsterblichkeit zu leben;

11. Glückselig sie, die, während sie der Sieg
Umrauschte aus des Banners Falten,
Der deutschen Sonne, welche glorreich stieg,
Ins Antlitz schaund, nach jenseits wallten.

12. Betrügt sie denn durch Klagen, wie zum Hohn,
Nicht um den Ruhm, ihr teures Erbe,
Nein, bleibt euch nach den andern noch ein Sohn,
So lehrt ihn, daß wie sie er sterbe!

13. Hinweg mit Seufzern und dem weißen Kranz,
Mit Threnodien und Trauerschleiern!
In jedem Auge Freudenthränenglanz
Soll Deutschland seine Toten feiern!

8. Zum Neuen Jahr 1871.

1. In Herrlichkeit, wie sie die Welt nicht sah
Seit grauer Zeit des Altertumes,
Mein deutsches Vaterland, stehst du nun da
Auf Sonnenhöhen deines Ruhmes.

2. Verderben schleudert auf den Feind und Tod
Das Falten deiner mächt'gen Stirne,
Und doch spielt milder Glanz um sie, wie Rot
Des Morgens um der Alpen Firne.

3. Wohl! um die Schläfe, die der Siegesaar
Umkreist mit den gewalt'gen Schwingen,
Magst an des Friedens duftendem Altar
Du dir der Kränze reichsten schlingen!

4. Ihr, die als schönster Schatz der Menschheit gilt
Und sie der Geisterwelt verkettet,
Der heil'gen Kunst in Klang und Wort und Bild
Sei Hüt'rin, die sie schützt und rettet!

5. Schritt nicht die Dichtung durch den Schatten schon,
Den deine Urwald-Eichen warfen,
Und rauschten ihre Wipfel nicht beim Ton,
Dem ehernen, der Bardenharfen?

6. Gedenk', wie dich von früher, nie versiegt,
Der Melodieen Strom durchflutet,
Auf dem Beethoven sich, der Schwan, gewiegt,
Indem sich Mozart's Herz verblutet!

7. Strahlt nicht als heller Morgenstern der Kunst,
Der andern lichter Reigenführer,
Zu uns aus finstrer Zeiten Nebeldunst
Herüber der erhabne Dürer?

8. Und länger könnte dich, die das besitzt,
Bethören noch der Tand der Seine?
Vom eitlen Bildwerk, das der Franke schnitzt,
Auflesen möchtest du die Späne?

9. Nein! aufwärts schau, zu jener Riesenwelt,
Die sich, ein Werk der Feen und Gnomen,
Nur durch ein ew'ges Wunder aufrecht hält,
Zu Kölns und Straßburgs hohen Domen!

10. So wie hochauf ihr Wald von Pfeilern steigt
Und mit den Ästen, Ranken, Reben
Zur mächt'gen Säulenlaube sich verzweigt,
Soll deine Kunst zum Himmel streben.

11. Ein hoher Tempel sollst du selber sein,
Und, wenn ringsum der Schönheit Blüten
Im Sturm des Herbstes sinken, noch allein
Des Geistes Heiligtümer hüten.

12. Und flieht an andre Küsten einst der Tag,
Der wechselnde, der Weltgeschichte:
Vergoldend lang auf deinen Zinnen mag
Er ruhen noch mit letztem Lichte!

13. So spielt um die Ruinen Griechenlands
Noch heut ein Abendrot, als küßte
Der untergehnden Sonne Scheideglanz
Des Mäoniden Marmorbüste.

9. An Deutschland.

1. Sei, Deutschland, mir gegrüßt, das du in Siegen,
Wie nie die Erde noch gesehen hat,
Zu junger Herrlichkeit emporgestiegen,
Land, sonst des stillen Denkens, nun der That!
Erstaunt blickt dir, wie deine Adler fliegen,
Europa nach auf deinem Ruhmespfad;
Es ahnt: am Horizont im Morgenlichte
Aufgeht ein neuer Welttag der Geschichte.

2. Der Deutsche kämpfte nicht um Ruhm noch Kronen;
War auch sein Leben reichen Vollgehalts,
Errötet wäre jeder, es zu schonen,
Denn all sein Heiligstes zu retten galt's,
Das Land der Väter vor den Kriegsdämonen
Zu schützen und dem Wehgeschick der Pfalz;
Und sicherm Tod im heißen Kugelregen
Warf Mann und Jüngling kühn die Brust entgegen.

3. In euern Himmel, edle Kämpfer, lallen
Euch feurgen Dank die Lippen aller nach!
Und klagen laßt uns nicht, daß ihr gefallen!
Denn freudeleuchtend sah, indem es brach,
Eur Auge die geliebten Fahnen wallen,
Und über euch, erstanden aus der Schmach,
Rauschte und wiegte sich mit Waldesdüften
Des Einen Deutschlands Eiche in den Lüften.

4. Und hoch vom Himmel grüßten sie hernieder,
Die Edlen, euch voraufgeeilt im Tod,
Der junge Held des Schwertes und der Lieder,
Und Kleist, dem seines Vaterlandes Not
Das Herz gebrochen — nun ums Antlitz wieder

Spielt ihm zum erstenmal ein Freudenrot —
Und Schill und Arndt, der Sängergreis vom Norden,
Der plötzlich wieder Jüngling nun geworden.

5. Weint keine andern denn, als Freudenthränen,
Die ihr um Bruder klagt, um Vater, Sohn!
Daß sie erfüllt des ganzen Volkes Sehnen,
Wo trug ein Sterben je so reichen Lohn?
Und wenn der Deutsche ferner den Hellenen
Nicht mehr beneidet um sein Marathon,
Wenn keine Zeit an Größe gleicht der euern,
So kränzt dafür die Gräber eurer Teuern!

6. Doch Du, dem alle deutschen Herzen schlagen,
Der du von Riesenschlacht zu Riesenschlacht
Das Banner deinem Volk voraufgetragen
Und es zu Einheit neu geführt und Macht!
Wer dürft' ein Denkmal dir zu bauen wagen?
Zu groß dafür ist, Herr, was du vollbracht,
Dein Werk steht selbst an des Jahrhunderts Ende
Als Markstein einer großen Zeitenwende.

7. Auf daß Dein Reich in Herrlichkeit gedeihe,
Daß frei Dein Volk und einig sei und groß,
Mag Deiner Enkel eine lange Reihe
Sie schirmen treu wie Du und wandellos!
Herab auf sie ruf ich des Himmels Weihe,
Und, was auch birgt der Zukunft dunkler Schoß,
Es sei ihr Thron dem Frieden und dem Rechte
Ein Bollwerk von Geschlechte zu Geschlechte.

8. Und wenn die Kunde kommt, Frankreich erwache
Vom wüsten Rausch, der es bethört so lang,
Es schreie nicht wahnsinnig mehr nach Rache
Für Thaten, die zu thun es selbst uns zwang;
Friedlich zu leben unter eignem Dache,
Den Nachbarn gleich, sei seines Volkes Drang,
Dann mag, auch über seiner Söhne Leichen,
Deutschland die Hand ihm zur Versöhnung reichen.

VI. Aus fremden Ländern.

1. Rast bei Milet.

1. Nun füllt die Becher mit funkelndem Wein!
Sanft rastet sich's hier, wo in langen Reihn
Gebrochene Säulen ragen;
Darüber hinweg das blauende Meer
Und die Quadern des Tempeldaches umher
Mit den Riesen, die es getragen.

2. In Schutt gesunken das hohe Milet!
Die Asche der Helden und Weisen verweht,
Der Name „Hellenen" verklungen!
Um Trümmer nun tönt der Wogen Geroll,
Des Schakals Heulen, wo einst dem Apoll
Die Dichter Hymnen gesungen.

3. Doch, ob der Glanz der Völker erlischt,
Ob allen Winden ihr Staub sich mischt,
Den Kommenden bleibt ihr Vermächtnis,
Und was sie geschaffen in That und Wort,
Lebt herrlich und hoch noch fort und fort
In spätester Enkel Gedächtnis.

4. Glückselig, wer Großes auf Erden vollbracht!
Nicht bangt ihm, wenn sie in ewiger Nacht
Dort unten die Gruft ihm bereiten;
Er weiß, so lange die Sonne kreist,
Wird leuchtend von Jahre zu Jahre sein Geist
Der Menschen Geschlechter durchschreiten.

5. Auf, Freunde! noch strahlt uns der Lebenstag;
Auch uns, daß man unser gedenken mag,
Laßt wirken und streben und ringen!
Stoßt an auf den Ruhm, der nimmer vergeht,
Und, mag uns umstieben der Staub von Milet,
Indessen die Becher erklingen!

2. Lieder aus Granada.

1. Erloschen ist der Stern von Jemen,
Zerstört die Welt, die er beschien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer ziehn.

2. Vergebens, daß ihr nach dem Volke,
Vor dem die Erde bebte, fragt;
Wie nach dem Sturm die letzte Wolke
Verlassen durch den Himmel jagt,

3. So, wo im scheitelrechten Brande
Der Sonne alles Leben dorrt,
Irrt es in Maghribs wehndem Sande
Unstät dahin von Ort zu Ort.

4. Blickt hin, wo zitternd die Gazellen
Den Schakal fliehn, der heiser bellt!
Heiß schlägt die Wüste ihre Wellen,
Im Hauch des Samums klappt das Zelt;

5. Gekauert auf die dürre Erde,
Gebräunt der Nacken und der Arm,
Liegt — um ihn her die magre Herde —
Halbnackt der Beduinenschwarm.

6. Nichts nennt er sein, als das Gestrüppe
Des kahlen Bodens, das ihn nährt,
Für seine Schafe eine Krippe,
Den Stein für seinen Feuerherd.

7. Öd ist der Geist den Wüstenkindern,
So wie die Erde um sie her,
Es hat, um ihre Pein zu lindern,
Ihr Auge keine Thränen mehr.

8. Einmal im Jahr nur, wenn die Horden
Am Abend vor den Zelten stehn
Und über sich zum fernen Norden
Die Kranichheere fliegen sehn:

9. Dann quillt von ihren Lippen leise
Ein Seufzer, ihre Thräne rinnt,
Der Jüngling sinkt ans Herz dem Greise,
Die Mutter hebt empor das Kind;

10. Und schwermutvoll in stillem Harme
Seh'n sie dem fliehnden Zuge nach,
Zum Himmel breiten sie die Arme,
Von Mund zu Munde fliegt ein Ach!

11. „Grüßt, Vögel — rufen sie — die schöne
Granada, unsrer Väter Glück!
Nach ihr, der Mutter, schaun die Söhne
Mit sehnsuchtvollem Blick zurück.

12. O einmal nur, den wir besessen,
Den teuren Boden wiedersehn,
Ihn küssen und mit Thränen nässen —
Dann möchten wir zu Grabe gehn.

13. Zum Eintritt ladet noch die Schwelle
Des Hauses, das uns einst gehört,
Im Hofe rauscht die alte Quelle,
Das Feuer knistert noch am Herd.

14. Die Schlüssel zu der Eltern Thüren
Bewahren wir mit treuer Hand;
Wer aber wird zurück uns führen?
Wer kennt uns noch im Vaterland?

15. Weh! schon in immer weitrer Ferne
Sehn wir die Wandervögel fliehn;
Es dunkelt; laßt beim Schein der Sterne
Uns weiter durch die Wüste ziehn.

---

1. Die Sonne sinkt; mit dunkelroten Wogen
Wallt noch das Spätrot durch die Fensterbogen,
Indes schon Dämmrung auf der Vega ruht;
Vergoldet glühn Granadas Tempelspitzen,
Und die Nevada wirft in Purpurblitzen
Ins Thal zurück die Abendglut.

2. Dann bleicht der Glanz, sowie auf Wangen Blässe
Der Röte folgt; der Schatten der Cypresse
Dehnt länger sich, bis er in Nacht zerbricht;
Durch duft'ge Wölkchen, die am Himmel schwimmen,
Dringt, wie ein Liebesblick, mit sanftem Glimmen
Des Abendsternes Silberlicht.

3. Schon seh' ich, wie die Fluren mählich dunkeln,
Von unten hier und da ein Lämpchen funkeln,
Das vor dem Bild der Mutter Gottes brennt,

Und weiter, in den Häusern und Kapellen
Die Lichter zündend, sich die Stadt erhellen,
Wie über ihr das Firmament.

4. Zur Ruhe unter ihren Blütenästen
Streckt sich Granada hin, indes aus Westen
Sich tiefrer Schatten um die Erde schlingt;
Und sanft, wie sie entschläft beim Sternenglanze,
Verklingt in ihre Träume die Romanze,
Die am Balkon der Ritter singt.

3. La Zisa bei Palermo.

1. Hinab vom Schloß arabischer Emire,
Das aus dem Garten aufragt hochgezinnt,
Laß ich die Blicke gleiten und verliere
Mich in ein Blütenlabyrinth.

2. Fern über Pinien mit dem breiten Schirme
Und über Gärten voll der Aloe,
Bleikuppeln, Dome und Normannentürme
Am Klippenstrand der blauen See!

3. Noch gießt, wie zu der Zeit der Sarazenen,
Das Schöpfrad Wasserfülle durch das Thal,
Zum Regenbogen bricht auf den Fontänen
Noch blitzend sich der Sonnenstrahl.

4. Und aus der Schlucht herab, wo Indiens Feige
Auf sonnverbrannten Zackenfelsen glüht,
Schwebt müden Fittigs durch die Mandelzweige
Das Wüstenkind, der heiße Süd.

5. Gleich einer Sultanin, die nach dem Bade
Im Palmenhaine, Märchen-lauschend, liegt,
Ruht wollustvoll Palermo am Gestade,
Vom Wellenschlag in Traum gewiegt.

6. Doch nachts, so sagt man, oft geht durch die Wogen
Ein dumpfes Murmeln, schäumend wallt die Flut,
Schwarz türmen Wolken sich am Himmelsbogen,
Durchflammt von roter Nordscheinglut.

7. Und Blitze zucken, Donner rollt, Walküren
Mit goldnem Helm ziehn durch die Nacht
hindurch,
Mit Krachen öffnen sich die ehrnen Thüren
Zu Odins hoher Götterburg;

8. Und Schiffe sieht man schwanken; Waffendröhnen
Und Kriegerruf, vom Sturme halb gedämpft,
Hallt auf dem Meer, wo mit den Wüstensöhnen
Des Nordmanns Heere lang gekämpft.

4. Aus Sizilien.

1. Hier am Berghang wollen wir ruhn,
Uns an der Quelle zu laben!
Unter Myrten und Rosen nun
Werde die Sorge begraben!

2. Schwer sind dem Wind von des Hirtenrohrs
Sterbenden Tönen die Schwingen,
Während im Laub des Cikadenchors
Schmetternde Stimmen verklingen.

3. Sanft gewiegt von dem säuselnden Hauch,
Zeigt und verhüllt mit dem Wipfel
Die Cypresse den wallenden Rauch
Über dem Ätnagipfel.

4. Schlummer, komm, und entführe still
Uns in die duftenden Weiten,
Wo durch die Wiesen von Asphodill
Selige Schatten gleiten!

VII. Vermischte Gedichte.

1. An Mendelssohn.

1. Um Ostern war's; noch strömte das Gewühl
Zum Dom, doch lang an einem Pfeiler schon
Saß ich, zu lauschen deinem Orgelspiel.
Die Fuge hobst du an — beim ersten Ton
Erkannt' ich sie, die keiner so mit freister
6. Beherrschung spielt, wie du, o Mendelssohn,
Du letzter Enkel unsrer großen Meister,
In den, so glaubt' ich oft, der alte Bach,
Der hehre Mozart strömten ihre Geister!
Du, dessen Kunst nicht stutzerhaft und flach,
Wie die des Tags, mit Düften des Lawendels
12. Sich parfümiert, in leeres Weh und Ach
Dahinschmilzt, oder flüchtigen Getändels,
Kokett sich schmückt mit ihrem eignen Quark,
Nein, voll und tief zur Seele dringt wie Händels
Posaunenstöße, die bis in das Mark
Der Erde dringen und die Gräber sprengen. —
18. So saß ich denn und lauschte, wie bald stark
Gleich Strömen, wenn sie Wog' an Woge drängen,
Die Töne um mich fluteten und schwollen,
Bald, Tropfen gleich, die sich an Blüten hängen,
Sanft rieselnd aus den Orgelpfeifen quollen.
Mein Herz erzitterte dem Klang — so schwanken
24. Am Wassersturze bei der Fluten Rollen
Die Lilien — in mir hoben sich Gedanken,
Die bald empor mit den gewalt'gen Streben
Sich schwangen, bald zur Tiefe niedersanken.
Um mich, so schiens, in wunderbarem Leben
Bewegte sichs; die Töne deiner Fuge
30. Sah ich als Geister durch die Hallen schweben;
Sie flatterten herab im Wirbelfluge,
An den Altären losch der Kerzen Glimmen,
Die Luft erbebte ihrem Atemzuge,
Und das Gewölbe dröhnte von den Stimmen.
Hier sah ich sie in Blend' und Nische kauern,
36. Dort aufwärts zu den höchsten Gurten klimmen,

Dann niederstürzen, wie in Winterschauern
Die welken Blätter. Wunderbar verschlungen,
Schwarz diese und den Blick verhüllt mit Trauern,
Im Lichtkleid andere, die Dämmerungen
Des Doms durchglitten sie, im Bogengang
Sich suchend, rufend sich mit Geisterzungen,
Dann wieder fliehend. O und ihr Gesang!
Er rollte, furchtbar, wie das Miserere,
Die Wölberippen hin, er schluchzte bang,
So wie, das Haupt gesenkt, das kummerschwere,
Die Mutter an dem Kreuz des hehren Sohnes;
Er scholl dem Aufruhr gleich der Himmelsheere,
Da Cherubim am Fuß des ew'gen Thrones
Auf Lucifer die Flammenschwerter schwangen,
Aus Abgrundtiefen hört' ich wilden Hohnes
Des Gottverfluchten Rufe — da verklangen
Die Töne alle — einen Trauerflor
Mit nächt'gen Falten sah ich niederhangen,
Kein Strahl glomm aus dem Todesdunkel vor,
Doch Myrrhenduft fühlt' ich den Dom durchwehen,
Das Auge nicht, der Geist sah in dem Chor
Den Katafalk des heil'gen Toten stehen;
Und mählich regten sich die Lüfte wieder,
Ein Weinen wurde laut, ein sanftes Flehen,
Die Stille selber tönte Klagelieder,
Und Weiber nahten, Spezerei zu bringen,
Die Engel stürzten auf die Leiche nieder
Und fächelten das Haupt mit ihren Schwingen;
O und sie selber kam, die Schmerzenreiche,
Und sank zum Sohne hin mit Händeringen
Und küßte seine Stirn, die heilig-bleiche;
Da dünkte mich, als weinte selbst der leere
Sternlose Raum um die geliebte Leiche,
Als sei das Weltall selbst nur eine Zähre,
Die aus dem Blick des Ewigen gequollen
Und nun zerrinne; über ferne Meere
Hört' ich den letzten Donner sterbend rollen,
Und meine Seele stürzte voll Verzagen
In finstre Tiefen: — doch mit wundervollen
Gewalt'gen Tönen in die Welt der Klagen
Ergoß sich Engelstimmen-Klang von oben;
Ein Glanz, wie von des ew'gen Morgens Tagen,

Brach in die Grabesnacht; in Flocken stoben
Die Wolken hin — in seine eignen Falten
Barg sich das Dunkel, das der Tod gewoben,
Ich hörte aus des Abgrunds tiefsten Spalten
Den Jubelchor wie ferner Meere Branden,
Ja hörte, wie die Himmel wiederhallten:
Der Heiland ist aus seiner Gruft erstanden.

* * *

So dacht' ich an den Meister viel, den teuren,
Da noch die tiefste Seele wunderbar
Von den Gebilden, von den ungeheuren,
Durch ihn beschworenen, erfüllt mir war;
Noch wogte um mich her im Wirbelstrome
Der Fugenklang; in seltsam fremder Schar
Durchzogen noch den Geist mir die Phantome,
Die mich umschwebt zu jener Osterstunde,
Der unvergeßlichen, im alten Dome;
Da flog durch Deutschland hin die Trauerkunde,
Daß Mendelssohn, der herrliche, geschieden;
Ein Schmerzensruf entrang sich jedem Munde,
Ihm nachgesandt in seinen Himmelsfrieden;
Ich aber hielt zurück die Totenklage
Und dachte still: Er war nicht von hienieden,
Von jenen Geistern ward er heimgetragen.

2. Ode.

1. Ein jeder suche, was ihn glücklich macht,
Den Reichtum der und der den edlern Schacht,
Dem er des Wissens Erz entringe;
Ich wähle mir dein lichtes Flügelpaar,
Begeistrung, daß ich aufwärts wie der Aar,
Der sonnentrunkene, mich schwinge.

2. Den Becher ich, der mit dem Rebenblut,
Dem geistverklärten durch die Sommerglut,
Randvoll an meiner Lippe schäume,
Und ich das Saitenspiel, das, wie der Wald
Dem leisen Windeshauche, wiederhallt
Beim Atemzuge meiner Träume.

3. Komm, Göttliche, die schon das Kind beglückt
Und auf die Lippen ihm den Kuß gedrückt,
Der es zu hohen Dingen weihte;
Die meiner Jugend Dämmrung dann erhellt
Und um den Pfad mir eine Wunderwelt
Von Träumen und Gesichten reihte!

4. Der Quell bist du, dem alles Sein entfließt;
Ein Tropfen deiner Flut nur, und es sprießt
Der Winter auf in Frühlingsprangen;
Das Seelenlose selbst im öden Raum
Erhebt sich atmend aus dem dumpfen Traum
Der Körperwelt, die es befangen.

5. Glücklich der Staubgeborne, den du liebst,
Du Einz'ge, die du Licht und Leben giebst
Vom Kelch, um den die Bienen summen,
Bis zu der Mark des letzten Sonnenballs,
Wo in der Nacht des abgrundtiefen Alls
Die Töne, graunerfüllt, verstummen.

6. Wer einmal nur geruht in deinem Arm,
Stets sehnt er sich vom lauten Menschenschwarm
In deine heil'ge Stille wieder,
Und, sanft bewegt von deinem Atemzug,
Trägt hoch und höher ihn im Himmelsflug
Der Dichtung göttliches Gefieder.

7. Aufs Auge hast du Sehkraft ihm getaut,
Daß ungeblendet er zur Sonne schaut
Und sicher in des Abgrunds Tiefen;
Was künftig ist, erschließt dein Zauberstab
Vor seinem Blick und weckt ihm aus dem Grab
Geschlechter, welche lang entschliefen.

8. Ja, alle stehn sie um ihn her im Chor,
Sie alle müssen ihm von dem Zuvor
Und von dem künft'gen Einst erzählen;
Er preßt sie an sein Herz in Liebesglut,
Sie tränken ihn mit ihrer Lebensflut
Und strömen in ihn ihre Seelen.

9. Wie junge Sonnen an dem Schöpfungsherd,
Wo fort und fort das große Werden gärt,

Sich in der Flammenglut entzünden
Und bis zum fernsten Raum mit Sturmesmacht
Begeistert taumeln, um der alten Nacht
Des Lichtes Herrlichkeit zu künden;

10. So seine Lieder. Ihre Bahn entlang,
Die große, rollen sie mit Donnergang
Im Schwung der flatternden Kometen,
Doch lächeln wieder milde dann und hold,
Den Sternen gleich, die durch des Abends Gold
Zuerst, als Friedensboten, treten.

11. Bei ihrem Scheine durch Gebot und Tod
Schreitet er hin zum großen Morgenrot,
Die Zeit legt ihre Sichel nieder,
Fernab versinkt der Erde Lust und Leid,
Und in der wandellosen Ewigkeit
Jauchzt die befreite Seele wieder.

3. An den Genius.

1. Sei du mir treu, bis ich von hinnen muß,
Der durch die Welt du mich bisher geleitet!
Wie für die Wonnen, die du mir bereitet,
Soll ich dir danken, hoher Genius?
Arm wär' ich ohne das, was du gegeben,
Und, flöhest du, was gölte mir dies Leben?

2. Als Knabe schon, wenn ich von den Genossen,
Den lärmenden, zur Einsamkeit entfloh,
In meiner Seele, allen sonst verschlossen,
Empfand ich deinen Odem stolz und froh,
Und leicht ward in der Jugend goldner Frühe
Durch dich mir jede Pein und jede Mühe.

3. Oft, wenn im Schlaf noch die Geschwister lagen,
Schweift' ich mit dir dahin durch Berg und Thal
Im Feenland der Märchen und der Sagen,
Wo goldne Schlösser in des Morgens Strahl
Von Felshöhn schimmerten und Elf' und Gnom
In Klüften webten, Nixen in dem Strom.

4. Tief der Natur ins heil'ge Auge schauen,
Ihr in des Herzens Allgeheimstes spähn
Mich lehrtest du, und im Gewittergrauen
Des Donners ernste Rede zu verstehn,
Und in der Bergschlucht, wo die Wasser rauschen,
Der großen Mutter Worte zu belauschen.

5. Mit Wesen, die sich selber mein Gedanke
Erschuf, den luft'gen Kindern meines Traums,
War mein ein hohes Leben sonder Schranke
In einer Welt jenseits des Raums,
Und fort und fort mich nährtest du mit hehren
Traumbildern und der alten Weisheit Lehren.

6. Die durst'gen Lippen labte mir der Quell,
Der nie versiegende, von Kunst und Dichtung,
Und an den Geistern, welche aus Vernichtung
Und Trümmern ihrer Welt zu uns noch hell
Herüberstrahlen durch der Zeiten Nacht,
Hab' ich des eignen Geistes Licht entfacht.

7. Mit Indiens Weisen in den Siedelein,
Wo Ganga rauscht an Wasserlilienbeeten,
Mit Zoroaster bei des Feuers Schein,
Des heiligen, zu dem die Parsen beten,
Wie mit Arabiens kühnen Wüstensöhnen
Sprach ich vertraut in ihrer Sprache Tönen.

8. Und gleich dem Geist, nicht haftend an der Scholle,
Schritt pilgernd auch mein Fuß von Land zu Land;
Die Erde breitete wie eine Rolle
Ihr Schönstes vor mir aus; bald hoch vom Rand
Des Schiffs, bald von der Alpen steilstem Pik
In ihren Wundern schwelgte mir der Blick.

9. Für alles, was erhaben ist und groß,
Ließ mir Italien die Seele flammen;
An ihrer Brust erzogen, hehre Ammen,
Sie die Sibyllen Michel Angelos,
Und in des Tabor himmlischem Gesicht
Trug Raphael sie auf zum ew'gen Licht.

10. Ich sah beim Grab Achills am Meeressaum
Die Welt Homers sich aus der Flut erheben

Und träumte mit dem hundertthor'gen Theben,
An eine Sphinx gelehnt, den Urwelttraum,
Bis übern Nil daher geheimnisvoll
Der Morgengruß von Memnons Lippen quoll.

11. Durchs Leben zog ich so, der Wolke gleich,
Die Sonnengold-durchglüht am Himmel gleitet;
Selbst wenn sich Leidensnacht um mich gebreitet,
Fühlt' ich mich stark durch dich und froh und reich;
Du hast, erhabner Geist, ein Licht von oben
In meine trübsten Stunden selbst gewoben.

12. Und seis! führst du dereinst, o Genius,
Die letzte mir herauf der Erdensonnen,
Zum großen Gange gieb durch deinen Kuß
Die Weihe mir! unsterblich sind die Wonnen,
Ich fühl' es, die mir deine Huld verlieh;
Ins Jenseits auch hinüber nehm' ich sie.

4. Ewige Jugend.

1. Schön war's, als aus dem Morgenrot
Mein Leben anhub aufzustrahlen,
Und mir die Lust in vollen Schalen
Die reichsten ihrer Spenden bot;
Doch nicht die Jugend, schnell verweht
Und bleichend mit den braunen Haaren,
Ich preise die, die nie vergeht
Und schöner aufblüht mit den Jahren.

2. Das Götterbild, das immerdar
Ich feierte mit Hymnensange,
Sie schütz' es, daß es ewig prange
Auf meines Herzens Weihaltar,
Und meine Leier stimme sie,
Daß alles Herrliche und Schöne
In voller sel'ger Harmonie
Aus ihren Saiten wiedertöne!

3. Sie trage aufwärts meinen Geist,
Auf daß er hoch und höher ringe,
So wie in Jugendkraft die Schwinge
Den alten Aar nach oben reißt;

Er schwebe, himmelsluftgewiegt,
Indes, vom Lichtglanz ungeblendet,
Er auf die Welt, die unten liegt,
Die Sonnenblicke niedersendet.

4. Häuft dann des Alters Wintertag
Den letzten Schnee auf meine Locken,
Nicht schrecken mich die weißen Flocken,
Ich weiß, ein neuer Lenz folgt nach;
Und heller noch, als da ich jung,
Wie Abendrot der Alpen Firne,
Umleuchte mir Begeisterung,
Wenn sie zum Grab sich neigt, die Stirne.

5. Gedrückt hat so der Genius
Dem einundachtzigjähr'gen Greise,
Dem hehren Sophokles, noch leise
Auf Stirn und Mund den Weihekuß;
Und, während er im Morgenlicht
Sein Opfer bracht' am Musenherde,
Noch auf den Lippen ein Gedicht,
Ward er entrückt von dieser Erde.

Erläuterungen.

I. Gott, Natur und Liebe.

Geibel singt (Ges. W., Bd. 3, S. 56, Nr. XXII, Str. 1, 3 u. 4):

Seiner Tage dunkles Ringen,
Seines Volks Begehr und Streit,
Alles mag der Dichter singen,
Aber viel gehört der Zeit.

Denn es werden einst Geschlechter,
Die auf seinen Siegen steh'n,
Ungerührt im wunden Fechter
Nur ein prächtig Schauspiel sehn.

Das nur wird durch ihre Reihen
Gehn mit vollem Wiederklang,
Was er von den ewgen dreien,
Gott, Natur und Liebe sang.

Wenn ein Volk um die höchsten Güter des Lebens kämpft, und es findet sich ein großer Dichter, der diesen bedeutenden, großartigen Inhalt in die entsprechende Form zu gießen versteht, so braucht er nicht zu fürchten, nur für seine Zeit gesungen zu haben. Geibel sagt ja auch nur: „viel gehört der Zeit". Zuzugeben aber ist, daß Gott, Natur und Liebe von den größten Dichtern häufig in engster Verbindung besungen worden sind, da sich uns Gott in der Natur und in der Liebe in ihren verschiedenen Erscheinungsformen ganz besonders deutlich offenbart. Durch Natur und Liebe werden wir zum Schöpfer und liebenden Erhalter geführt, und der Aufschwung zu ihm weist wiederum zurück auf Gottes irdische Offenbarung, die durch die Liebe allein in harmonischer Ordnung gehalten wird.

Auch bei Schack zeigt sich wie bei dem Sänger obiger Strophen diese Vereinigung und innige Verschmelzung und zwar derart, daß Schack sehr häufig die Natur als Schwungbrett benutzt, um in weihevollen, tief empfundenen Gesängen sich zum Strahlenthron der ewigen Liebe aufzuschwingen, der er dann die sehnsuchtsvolle, innige

Bitte ans Vaterherz legt, bald, bald all die finsteren Abgründe und Tiefen der Menschenbrust mit ihrem reinen Lichte zu durchdringen, damit hinfort ein Band der Liebe alle Menschen umschlinge. Schack besitzt das regste und innigste Naturgefühl, davon liefern eine große Zahl seiner Gedichte den sprechendsten Beweis; aber die Natur allein ist nicht allzu häufig Gegenstand seiner Dichtung; ist's nicht die Gottheit und die Liebe, deren Offenbarung in der Natur ihn zum Dichten anregt, so ist es die Geschichte. In seiner Lebensbeschreibung*) Bd. 3, S. 358 sagt er: „Indessen erst da, wo die Geschichte einer Landschaft ihre Denkmale hinterlassen, wo der Menschengeist ihr sein Gepräge aufgedrückt und ihr eine höhere Weihe verliehen hat, kann sie mich anhaltend fesseln. Ich möchte wohl gern einmal die Riesenseen und Stromkatarakte der neuen Welt, die Hochthäler und Gipfel der Cordilleren betrachten. Müßte ich jedoch dort wohnen, so würde ich mich sicher bald nach einem von der Natur viel kärglicher ausgestatteten Ort Europas sehnen, der Monumente aus früherer großer Zeit, seien es auch nur Gräber, aufzuweisen hat, und an welchen bedeutende Erinnerungen der Geschichte haften.“ (Vergl. dazu die Abteilungen III—VI dieser Auswahl). Mit seinem klaren Dichterauge schaut er die Dinge und Menschen, wie sie waren und sind, mit seinem gottbegnadeten Seherblick, wie sie sein werden. Pressen ihm die Ruinen und der Staub einer größeren Vergangenheit rührende Klagen aus, so giebt ihm ein Blick auf den Entwickelungsgang der Menschheit die freudige Überzeugung, daß letztere sich zu immer größerer Vollkommenheit emporgearbeitet habe und diese Thatsache zu den kühnsten Hoffnungen für ihre Zukunft berechtige.

(Die römischen Ziffern bedeuten die Nummer der Abteilung, die dabei gesetzten arabischen die Nummer des betreffenden Gedichtes innerhalb der Abteilung).

I. 1, S. 1. Aufruf. Mit Absicht hat Schack dieses Gedicht an die Spitze seiner „Weihgesänge“ gestellt, da es in kurzen Zügen den Hauptgedanken entwickelt, der alle seine Dichtungen durchzieht: Gieb dich in Liebe und Selbstlosigkeit der Gottheit zu eigen, jenem mächtigen Ganzen, „das uns alle trägt und nährt,“ umfasse in Liebe die ganze Schöpfung, dann erst „blüht und duftet reich die Welt“ dir. Der Mensch ist nur dann an die Erde mit ihren Sorgen und Qualen gekettet, wenn er dem „edlen Sklaven“, der in ihm wohnt, nicht die Freiheit giebt. Sobald er dieses gethan, erweitert sich sein ganzes Wesen; denn

---

*) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. In 3 Bänden. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

„Arm und flüchtig,
Ein Blatt vom nächsten Winde verweht,
Ist unser Leben,
So lange in sich beschlossen,
Aber reich und groß und unsterblich,
Wenn wir in Liebe alle Wesen umfassen."

S. „Frühlingswonne" I, 6. S. 4, f.

I, 2, S. 1, f. An eine Alpenrose. Die Seelenstimmung, der dieses Lied entsprungen, ist zu vergleichen mit einem tiefen, klaren Bache. Die Sonne und des Himmels Bläue und Baum und Strauch am Rande spiegeln sich in der glatten, scheinbar ruhigen Fläche; aber schnell wird das darauf schwimmende Lindenblatt fortbewegt; es murmeln die Wasser in dem Ufergestein: alles ist heitere Regung, ein rastlos Streben in schwellender Fülle hin zu dem großen Strome, mit dem des Baches Fluten sich vermählen.

Der Dichter spricht in dem ganzen Gedichte garnicht von sich, und doch ist das Ganze nur ein Mittel, der Seelenstimmung des Dichters zum wirkungsvollsten Ausdruck zu verhelfen.

Die Sprache ist voll des herrlichsten Wohllauts, und der Rhythmus paßt vorzüglich zu den innigen Seelenbewegungen, die er begleitet. Er ist in den drei ersten Versen jeder Strophe jambisch-anapästisch, in den drei letzten rein jambisch. In den beiden ersten und den beiden letzten Versen der Strophe sind je vier Hebungen, in den beiden mittelsten drei enthalten. Eine Ausnahme macht nur die dritte Strophe, in der der dritte Vers ebenso wie die beiden ersten auch vier Hebungen enthält:

„Es schü'ttelt der Wi'nd den frö'hlichen Tra'um."

Rhythmische und Laut-Malereien vereinigen sich hier, um die Wirkung des Windes zu veranschaulichen; aus diesem Grunde wohl ist der Dichter von dem in den anderen Strophen festgehaltenen Schema abgewichen. Der Reim erscheint in den beiden ersten Zeilen jeder Strophe gepaart, die vier letzten haben in allen Strophen den umarmenden Reim.

I, 3, S. 2, f. Blumenwelt. Dieses Gedicht kann in gewissem Sinne als Ergänzung des vorigen betrachtet werden. Spricht Schack in dem voraufgehenden Gedichte garnicht von seinen Empfindungen, sondern läßt er uns dort nur zwischen den Zeilen lesen, was sein Herz bewegt, so kommt seine Stimmung hier sofort und deutlich zum Ausdruck. Vorher ist von einer Alpenrose die Rede, hier spricht der Dichter von Blumen im allgemeinen und zwar von Frühlingsblumen. Hat dort die reine Luft der Berge, die Stille und Einsamkeit zusammen mit der Alpenrose jene Grundstimmung hervorgerufen, so thut dieses hier die Wiedergeburt der Natur im

Frühlinge im Verein mit all den tausenden von Blumen, die aus dem schwellenden Grün hervorlugen.

Was die Form des Gedichtes anlangt, so ist dasselbe in Accentversen abgefaßt, die Schack meisterhaft zu handhaben versteht. Von diesen Versen sagt Beyer (Deutsche Poetik. Goeschen, Stuttgart 1882. 1. Band, S. 376): „Zu ihrer Bildung gehört Geist und Phantasie, weshalb nur bedeutende Dichter sie bilden dürfen, wenn sie nicht wie Prosa erscheinen sollen." Nun hier ist lauterste Poesie. Vergl. Schleiden, „Die Pflanze und ihr Leben". Vorwort, S. 14 f. „Sind denn die Kinder nicht Blumen, die Blumen nicht Kinder, — eine bewußtlose Entwickelung, ein friedliches, freundliches, aber noch träumerisches Dasein — wie nah muß dieser Vergleich liegen, der so oft schon von Dichtern ausgesprochen ist:

„Holde Blumen schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an."

Es beruht auf der ähnlichen Stimmung, welche durch das Anschauen von Kindern und Blumen in unserer Seele hervorgerufen wird." . . . . . „Wie die ganze Natur, so ist auch die Pflanzenwelt uns eine Hieroglyphe des Ewigen; in den irdischen Gestaltungen suchen und finden wir Deutungen auf ein überirdisches Dasein." Ferner S. 338: „Sie (die Pflanzenwelt) ist so gut wie alle andere Natur Symbol des Ewigen; wir ehren hinter diesem Spiel toter Naturkräfte und seiner Produkte einen heiligen Urheber und Lenker. Die Pflanzenwelt ist die reiche Altardecke im Tempel Gottes, in welchem Anerkennung der Schönheit und Erhabenheit die Form des Kultus ausmacht." S. 350: „Wir sehen in nebelgrauer Ferne der Zukunft ein Reich des Friedens und der Schönheit auf der Erde und in der Natur, aber bis dahin muß der Mensch noch lange in die Schule der Natur gehen und vor allem sich selbst von den Banden des Egoismus befreien. Vergl. Schiller, Der Menschenfeind (Ein Fragment), Ausg. von Hempel, Bd. 6, S. 170: „Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande; aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild."

I, 4, S. 3. Nach dem Gewitter. Ein nächtliches Gewitter hat mit Sturm und mächtigen Schlägen sich entladen; es teilen sich die Wolken, und hervor blitzen aus dem reinen Blau die lieben Sterne. Es ist, als ob der Himmel sich öffne und wir die Engel schauen, die betend die Hände zum Herrn der Heerscharen erheben. Da werden auch wir zur tiefsten Andacht gestimmt; wir fühlen unsre Seele aufwärts gezogen zu ihm der uns in „Sturm und

Wettergroll" gnädig beschützt, und stimmen freudig ein „in die „himmlischen Choräle."

I, 5, S. 3, f. Im Grase.

I, 6, S. 4, f. Frühlingswonne. Noch mehr als ein schöner Sommertag ist ein klarer Frühlingsmorgen geeignet, unsere Seele „ganz zu lösen" und über alle irdische Mühsal zum ewigen Lichte zu erheben. Die Situation ist ähnlich der im vorigen Gedichte. Der Dichter befindet sich auch hier „gestreckt in duftende Gräser" und wie vorher der heiße Sommertag, so erfüllt hier „der leuchtende Frühlingstag, der jauchzend durch alle Räume zieht," nur noch in stärkerem Grade die Brust des Dichters mit himmlischer Wonne und inniger Andacht. Die Verse 13—17 sind so zu verstehen: Das quellende, pulsende Leben sprudelt als treibender Saft bis zu den Wipfeln der Bäume, steigt als belebendes Quellwasser zu den Bergeshängen empor und stürzt als Katarakt in die Tiefe. Zum Schlusse dieses Gedichtes ist I, 1, S. 1, „Aufruf" zu vergleichen, zu dem ganzen Gedicht Geibel, Ges. W., Bd. 4, S. 47, „Sonntagsmorgen im Walde", ferner Goethes „Ganymed" bei Hempel, Bd. 1, S. 163 und dazu die Anmerkung bei Franz Kern, Goethes Lyrik, Berlin, Nicolai. 1889, S. 80 ff. „Das Gefühl hoher irdischer Seligkeit führt über sich hinaus, führt zu innigster Sehnsucht nach Gott, dem ewigen Gut. Gerade im Genuß der höchsten irdischen Güter (hier der tausendfachen Wonnen, welche der Frühling bringt) schmachtet und dürstet die Seele nach der vollen und tiefen Befriedigung, die sie allein bei Gott finden kann." Ferner E. Grosse, Zur Erklärung von Schillers Gedichten „Das Ideal und das Leben" und „Würde der Frauen", Progr. des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. 1889. S. 4: „Humboldt, der im Eingange des Kosmos die Natur wegen ihrer befreienden Wirkung, ganz wie Schiller die Kunst, das Reich der Freiheit nannte, während sie doch in Wahrheit das Reich der Notwendigkeit ist, und darauf hinwies, daß wir den so tief bedeutsamen Ausdruck „ins Freie treten" in unserer Sprache haben, schildert diese Wirkung in vollster Übereinstimmung mit Goethes herrlichen, oben angeführten Worten (aus Ganymed", „Werther", dem Fragment „Mahomet u. a.) so: „In solchen Anregungen (welche der Anblick der Natur gewährt) ruht eine geheimnisvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüt, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist. Was ihnen ernstes und feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewußtlosen Gefühle höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur;

aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde, wo im Besondersten des Organismus das Allgemeine sich spiegelt."

I, 7, S. 5, ff. Der erste Mai. Str. 1—4: Die Zeit vor Sonnenaufgang. Der Dichter hat den Morgen kaum erwarten können und sich schon vor dem Morgengrauen in tiefer Andacht „mit Wald und Strom und Auen" zu dem „Hochfest der Natur" geweiht. Schilderung der Eindrücke vor dem Aufgang des Tagesgestirnes. Str. 2. Arktur ist ein heller Stern im Sternbilde des Bootes. Str. 3. Die Erde und ihre Werdestoffe sind von der Frühlingssonne erwärmt und so erst zeugungs- und gestaltungsfähig geworden: „es sprudelt schwül vom großen Erdenherd" und heiß sind die Zellen, in denen es „keimt und wimmelt". Schön ist Str. 2 der Vergleich mit dem Knaben, der den Tag seines Namensfestes nicht erwarten kann, nicht minder schön das Bild von den Fichtensprossen, die rot wie Fackeln „für des Frühlings Hochzeitsfeier" die Nebelschicht durchbrechen. Str. 5: Der Sonnenaufgang. Str. 6 und 7: Der Dichter ein Priester am Herde der Natur. Zu Str. 6 ist zu vergleichen Logaus Sinnspruch:

„Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde."

Mit dem feinen Gefühl und den geschärften Sinnen des begnadeten Dichters hat Schack die Natur in ihrer geheimsten Werkstätte belauscht und alle ihre Lebensäußerungen in sich selbst nachwirken lassen. Str. 8 u. 9: Der Mai ist Lehrer und Meister des Dichters. Das unermüdliche Schaffen der Natur in diesem Frühlingsmonate soll ihm als Beispiel dienen, welchem nachzueifern er sich sein ganzes Leben hindurch bemühen will. Hat er so Segen auf Segen gehäuft und um sich verbreitet, so will er gerne mit einem letzten Blick auf die von ihm gezeitigte reiche Ernte von hinnen scheiden. Die Verse 1—3 in Str. 9 deuten darauf hin, daß wir es hier mit einem noch jugendlichen Dichter zu thun haben. Dem entspricht auch die jugendlich frische Empfänglichkeit und hoffnungsfreudige Begeisterung, die das ganze Gedicht auszeichnet.

Die Verse der siebenzeiligen Strophe sind jambische Fünftakter mit abwechselnd klingenden und stumpfen Reimen, die folgendes Schema haben: abababc. Zu beachten ist der Stabreim in Str. 4, V. 1 u. 2: **W**ipfeln, **w**iegt, **W**indeshauch, **w**armer, ferner Str. 4, V. 6 u. 7: **F**ackeln, **F**rühlings, **F**lammenrot, **F**ichtensprossen. Str. 6, V. 2—4: **H**immel, **h**eißen, **H**erde, **h**eilgen, und V. 5 u. 6: **W**estwind, **W**erde, **W**ie **w**enn in **W**ettern; Str. 8, V. 7: **K**nospe an **K**nospe, **K**eim an **K**eim. In diesem Verse ist noch der plötzliche Wechsel des Taktes zum Zweck der

rhythmischen Malerei zu bemerken, eine Eigentümlichkeit, der wir in Schacks Gedichten noch öfter begegnen werden. S. das Nähere in den Erläuterungen zu den Gedichten „Perikles“ und „Olympia“ S. 136, f. und S. 142, f.

I, 8, S. 7. Allein mit der Natur. Eine große Scenerie ist's, die der Dichter hier mit wenigen, markigen Strichen zeichnet. Es ist ein Gebirgsthal, teilweise von hochaufstrebenden Felsen umgeben, durchrauscht von Gebirgsströmen, die in einen Bergsee münden, und bewaldet von mächtigen Föhren. Der Sturm weckt das Echo in den Klüften, rauscht durch die Föhren, braust mit den Wellen des Sees um die Wette. Umtobt von dem Aufruhr der Elemente, befindet sich der Dichter allein mit dieser riesigen Natur. Aber kein Bangen wandelt ihn an. Unter ehrfurchtsvollen Schauern empfindet er die Nähe der Gottheit und fühlt sich hoch emporgetragen über der Erde „kleines Trauern“ und über ihre noch „kleinere Lust“.

Die achtzeilige Strophe des Gedichts hat überall viertaktige trochäische Verse; der Reim erscheint gekreuzt, er ist abwechselnd klingend und stumpf.

I, 9, S. 7, f. Morgen auf den Alpen. So lange beim Erklimmen der Höhen noch das organische Leben sich bemerkbar macht, fühlen wir uns nicht einsam; wenn wir aber auf einem hohen Alpengipfel angelangt sind und, nur von Eisriesen umgeben, in bodenlose Tiefen schauen, da kann uns wohl ein banges Gefühl der Verlassenheit nicht bloß, sondern ein beinahe niederdrückendes Bewußtsein unserer Winzigkeit erfüllen. Wir müssen uns beugen vor der Größe des Schöpfers, dessen „Werde“ dieser riesigen Natur das Dasein gab, die nun auf ihre Weise den Höchsten lobt. Vergl. Str. 1 der feierliche Chor der rauschenden Tannenwälder und das Brausen des Katarakts, Str. 2 der Opferdampf der betenden Natur, die Eisaltäre; das große All singt seinen Morgenhymnus in den donnernden Fall der Lawinen. Das Ganze wirkt überwältigend, niederdrückend auf den Dichter, daher auch die Sehnsucht, zum Tröpfchen Tau, zum Käfer auf dem Moos unter Ephemeren sich zurückzubegeben, da er sich hier so recht als Eintagskind fühlt. Str. 3, Schluß. Die Natur zeigt hier das Antlitz wie zu jener Zeit, als Gott noch nicht Pflanzen, Tiere und Menschen geschaffen hatte.

I, 10, S. 8 f. Die Jungfrau. Jede Erläuterung würde den Eindruck dieses herrlichen Gedichts nur abschwächen, ich will daher nur ein darauf bezügliches Wort des Dichters anführen. Ein halbes Jahrh. Bd. 3, S. 285 unten u. f. heißt es: „Die Schweiz erscheint mir als ein großer Tempel; und wenn die Jungfrau in

der Abendglut wie ein Opferherd aufflammt, halte ich vor ihm mit größerer Inbrunst als je vor einem Kirchenaltar meine Andacht."*)

I, 11, S. 9, f. Abenddämmerung. Das sanfte Licht der Dämmerung wirkt beruhigend auf das Gemüt, ähnlich wie die milden Strahlen des Mondes. Es entfesselt ferner die Phantasie, welche uns Bilder früherer seliger Zeiten und lieber längst dahingeschiedener Persönlichkeiten vor die Seele zaubert; und während wir unsere Augen zum sanften Schlummer schließen

Sinkt auf uns ein sel'ger Friede
Aus dem Land, wo jene sind.

Das ganze Gedicht atmet eine heilige Ruhe und jenen Frieden, von dem die letzten Zeilen sprechen. Es zeichnet sich ferner durch schlichten Adel und innige Herzlichkeit des Ausdrucks aus. Vgl. das Gedicht „Abendempfindung" in Schack's Ges. W., Bd. 2, S. 349 f.

I, 12, S. 10, f. In der Nacht. Etwas Geheimnisvolles hat das tiefe Dunkel der Nacht; sie ist eine Sphinx, deren Rätsel wir vergebens zu lösen suchen; aber „die Mutter, die vor allem war," trägt liebe, freundliche Züge. Es scheinen uns diejenigen zu sein, welche dem Kinde entgegenlachten, als das Bewußtsein in ihm aufdämmerte. Ihr Mund öffnet sich nicht, um die auf unseren Lippen schwebende Frage zu beantworten; er lächelt nur, und unverwandt ruht ihr dunkles Auge auf uns. Allmählich umfängt uns ihr sänftigender Zauber, so daß tiefe Ruhe und ein inniges Genügen in uns einkehrt. Wir fühlen uns sicher im Schutze der Allmacht und Güte, deren mächtiger Odem uns umweht und zu der wir kindlich vertrauend unsere Seele im Gebete erheben: „Jeder

*) Vergleiche Schack, „Meine Gemäldesammlung", S. 72. Besprechung eines Bildes von Schwind, dem die Schillerschen Verse zugrunde liegen: „Es sitzt eine Königin hoch und klar auf unvergänglichem Throne; das Haupt umflicht sie sich wunderbar mit diamantener Krone" („Berglied"). Vergleiche Schleiden, a. a. O. S. 360 f. „Naturbetrachtung wird wieder Gottesdienst, aber erst nachdem wir alles Ungöttliche, Menschliche, alles wissenschaftlich Erklärbare, gemein Begriffliche aus der Natur abgeschieden haben und nichts geblieben ist als das Geheimnis der Schönheit. In ihr geht uns die Ahnung einer höheren Bedeutung aller Erscheinungen auf, ihre Anerkennung ist Kultus, ist der reinste und höchste Gottesdienst, zu welchem der Mensch sich erheben kann, in ihr wird uns die unmittelbarste Offenbarung des Heiligen, deren der Mensch fähig ist. — Laßt uns, um Mißverstand vorzubeugen, noch hinzufügen, daß die Schönheit der äußern körperlichen Natur nicht die höchste ist, die uns im Leben begegnet. Es giebt noch Edleres als die Körperwelt, das ist der Geist des Menschen; Schönheit der Seele und die edelste Blüte derselben, reine Liebe, ist ein noch vollkommenerer Abglanz des Göttlichen und nicht aus der Körperwelt, aus dem innersten Leben des Menschengeistes entlehnen wir daher unsere höchsten Symbole."

Zweifel wird Gebet." Am Herzen der Alliebe, die alles hegt und trägt, ruhen wir sicher bis zum Aufgang des Tagesgestirns, welches uns zu neuer, freudiger Thätigkeit weckt. Vgl. Schack, Ges. W., Bd. 2, S. 351 f. „An den Schlaf", Geibel, Ges. W., Bd. 1, S. 143 ff. „Gute Nacht", Bd. 2, S. 222 „An den Schlaf", Rückert, Gedichte, S. 25 „Abendlied" („Ich stand auf Berges Halde").

I, 13, S. 11. Am Kamin. Das wohlige Gefühl, welches uns durchströmt, wenn wir am flackernden und knisternden Kaminfeuer sitzen, während es draußen friert und stürmt, ist hier sehr anmutig zum Ausdruck gebracht. Eine besondere poetische Wirkung erzielt der Dichter dadurch, daß er an das Geknister der brennenden Zweige anknüpft, um die Schönheit des deutschen Waldes im Sommer in ihrer Eigenart zu schildern.

I, 14, S. 11, ff. Der Tod der Nachtigall. Mit feinen Pinselzügen werden in dem ganzen Gedichte die charakteristischen Merkmale des Naturgefühls, wie es in dem modernen Menschen, besonders in uns Deutschen, sich geltend macht, zur Erscheinung gebracht. Das Seelenlose wird beseelt; es horchen Lilien und Rosen auf das Lied der Nachtigall. Diese selbst erscheint nicht als vernunftloses, sondern als ein mit menschlicher, ja übermenschlicher Empfindung und Phantasie begabtes Wesen. Ihr „Sehergeist" schwelgt in des Himmels Wonne; in ihrem Gesange drückt sich ein Hoffen und Ahnen des Überirdischen, Göttlichen aus, weht ein Hauch der das Weltall erfüllenden Liebe Gottes. Als nun das Gewitter heraufzieht, beeinflußt dasselbe das Empfinden der kleinen Sängerin derart, daß dem schlaftrunkenen Grollen ihr träumerischsüßer Gesang entspricht, der, während das Gewitter zur großartigsten, alle Sinne in Anspruch nehmenden Erscheinung sich entwickelt, allmählich zum höchsten Wonnejubel gesteigert wird, den das kleine Herz zuletzt nicht mehr zu fassen und zu ertragen im stande ist. Andererseits wird auch des Dichters Gefühl und Phantasie sowohl von der gewaltigen Naturerscheinung als auch von dem Gesange der Nachtigall zu immer höherem Fluge emporgehoben, und demgemäß gestaltet sich auch der poetische Ausdruck machtvoller, werden die poetischen Bilder großartiger und erhabener. Zum Zenith schwingt des Dichters Phantasie sich auf in der 11. Str.:

Mit Geistern war's ein Zwiesprachhalten,
Ein Stürzen in das ew'ge Licht,
Ein Schauen himmlischer Gestalten,
Wie in Ezechiels Gesicht.

Unter dem Gesicht des Ezechiel ist die im 1. Kapitel dieses Propheten (Hesekiel) geschilderte Vision zu verstehen. In V. 27 u. 28 lesen

wir: „Und ich sahe, und es war lichthelle, und inwendig war es gestaltet wie ein Feuer um und um. Von seinen Lenden über sich und unter sich sahe ich es wie Feuer glänzen um und um. Gleichwie der Regenbogen siehet in den Wolken, wenn es geregnet hat, also glänzte es um und um. Dies war das Ansehen der Herrlichkeit des Herrn. Und da ich es gesehen hatte, fiel ich auf mein Angesicht.“*) Der Prophet hat es nicht ertragen können, der Gottheit in das unverhüllte Antlitz zu schauen, der kühnen Sängerin brachte dieses Unterfangen den Tod, und wehmutsvoll stehen wir mit dem Dichter vor der kleinen Leiche. Lassen wir diesen Mollakkord leise in uns verklingen. Vielleicht werden dabei noch mancherlei Bezüge über die Schwelle unseres Bewußtseins gehoben, doch reden wollen wir darüber nicht; es hieße dieses die zarten Flügel der Psyche des Gefühls mit täppischer Hand ihres Schmelzes berauben.

I, 15, S. 13, f. Maiwonne. Frühling und Liebe.

I, 16, S. 14. Heimatgefühl. Sie lauscht verständnisvoll den Schilderungen des weitgereisten Dichters; aber dieser hat nur an ihrer Seite in der trauten Heimat die heißersehnte Ruhe gefunden, die Heimat erscheint durch sie und ihre Liebe ihm doppelt schön.

I, 17, S. 14, f. Heimkehr. Fast derselbe Gedanke, nur in einer anderen Wendung.

I, 18, S. 15. Enthülltes Geheimnis. Die heil'ge Liebe zu einem reinen, edlen Weibe gab dem Dichter den Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur.

I, 19, S. 15 f. Am Meere. Zu dem Meere hat der Dichter sich von Jugend auf hingezogen gefühlt und demselben manches schöne Gedicht gewidmet. Diese Liebe tritt hier mit aller Freudigkeit, Frische und Innigkeit zu tage. Wir möchten uns mit dem Dichter in die rollenden, schäumenden Wogen stürzen und wie er allen Erdenstaub auch von der Seele uns fortspülen lassen.

I, 20, S. 16, ff. Ätna. Vergl. die Einleitung zu dieser Abteilung. Der Dichter ist nach seiner eignen Aussage fünfmal in Sizilien gewesen und zwar in den Jahren 1839, 1844 (zweimal), 1860 und 1882 (Ein halb. Jahrh., Bd. 1, S. 118, 185 ff., 197 ff.; Bd. 2, S. 8 ff.; Bd. 3, S. 347 ff). Zweimal hat er den Ätna bestiegen und zwar im März des Jahres 1839 („Ich erstieg unter großer Anstrengung trotz des hochgehäuften Schnees

*) Die Vision des Ezechiel hat der Maler Genelli in Aquarell für Schack's Gemäldesammlung ausgeführt. Vgl. Schack, „Meine Gemäldesammlung“, S. 16. Derselbe Gegenstand ist von Raphael in einem Ölgemälde dargestellt worden.

schon im März den Gipfel des Ätna") und im Sommer 1844 mit dem neunzehnjährigen Großherzoge Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Das zweite Mal gelang es ihm nicht, bis zum Rande des Kraters vorzudringen. („Der Kegel des Vulkans hatte sich während der Nacht mit festgefrorenem Schnee bedeckt, und der Pfad am Abhange war durch die Glätte unerklimmbar geworden.") Unser Gedicht kann sich also nur auf die erste Ersteigung des Ätna im März 1839 beziehen. Schack erwähnt nämlich ausdrücklich a. a. O., Bd. 3, S. 353 bei Gelegenheit der Schilderung seiner letzten Reise durch Sizilien: „Da ich den Ätna in früheren Jahren schon zweimal erstiegen habe, so regte sich bei mir kaum der Wunsch, es zum drittenmale zu versuchen." Wir haben also hier einen sicheren Anhalt für die Feststellung der Entstehungszeit des Gedichtes. An der eben angeführten Stelle spricht sich übrigens der Dichter über die an den Ätna sich knüpfenden Sagen aus, S. 351 f.: „Während all dies glorreiche Leben erloschen ist und neben den Gesängen der Dichter nur noch zerbröckelnde Steine von ihm reden, steht die Riesensäule des Ätna unverändert so da, wie Pindar den Aschenberg schildert, „der über den gestürzten Giganten Typhon hingewälzt ist und nun aus den Schlünden Bäche lauteren Feuers emporspeit, das unnahbar alles verschlingt. Tags ergießt sein glühender Strom des geröteten Rauches Wogen, und in dunklen Nächten schleudert wild prasselnd die purpurne Glut Felssteine weit auf der See tiefgründigen Spiegel hinaus." Der alte Glaube von den gestürzten Riesen Enceladus und Typhon, die unter dem Berg begraben sein sollen, ist wohl längst verschwunden; aber die Annahme, daß in seinem Krater die Werkstätten des Vulkan und der Cyklopen seien, hat sich bis in die neueren Jahrhunderte erhalten." Schack erzählt dann ein paar Anekdoten, die sich auf den sagenumwobenen Vulkan beziehen, und fährt dann fort: „Die Nähe des Vulkans, des gewaltigsten von Europa, giebt diesem wunderbaren Küstenstrich einen Charakter der Erhabenheit, wie ihn im Verein mit solcher Lieblichkeit keine Gegend darbietet. Aber wenn uns der Anblick des Ganzen bezaubert, so mischt sich in unsere Empfindung doch ein geheimes Gefühl des Grauens. Denn wir wissen, nur zeitweise schlummern die dunklen Erdenkräfte auf ihren großen Lagern unter uns; jeden Augenblick können sie erwachen und furchtbare Lavaströme aus dem Krater heraufsenden oder den Boden in entsetzlichen Erschütterungen allhin erbeben machen, so daß ganze Städte und Dörfer in den Abgrund versinken." In der hellenischen Zeit hatte man die Ansicht, daß das jüngere Göttergeschlecht mit Zeus an der Spitze als Vertreter der Ordnung und des Gesetzes die früheren Willkürherrscher Kronos

und die Titanen gestürzt hätte; dem widerspricht freilich die Sage von dem goldnen Zeitalter unter der Herrschaft des Kronos und der Titanen, welche besonders in Italien, wo der römische Feldgott Saturnus mit Kronos identifiziert wurde, festen Fuß gefaßt hatte. Während der diesem Gotte geweihten Feste (Saturnalien) waren die Stände aufgehoben, ja die Herren bedienten und bewirteten in dieser Zeit ihre Sklaven; man beschenkte sich gegenseitig und suchte sich so die goldne Zeit zu vergegenwärtigen, deren Wiederkehr man erhoffte. War schon im Altertum die Auffassung in Bezug auf das Verhältnis der olympischen Götter zu Kronos und den Titanen und Giganten keine feststehende, so mußte es umsomehr unseren Dichter gestattet sein, die Sage nach seinen Zwecken zu gestalten und zu vertiefen.

Die Verse der achtzeiligen Strophe haben die Reimfolge a b a b a b cc; es sind also ottave rime (Stanzen). Zu beachten sind folgende Versanfänge: Str. 1, 1 Ri'ngshe'r, 8 Rau'chwi'rbeln; Str. 5, 8 E'rdschlu'nd; Str. 6, 3 Au'shau'chen; Str. 7, 8 Hi'nschrei'ten. Der Dichter hat hier wie auch sonst nicht unhäufig den jambischen Rhythmus durchbrochen zum Zweck der Lautmalerei.

I, 21, S. 18, ff. Auf dem Pik von Teneriffa. Der Dichter steht hier wieder vor Sonnenaufgang an dem Kraterrande eines riesigen Vulkans, und ähnliche Gedanken und Empfindungen wie vor des Ätna Kraterrande bewegen ihn hier und kommen — wenn auch in einer anderen Wendung — zum Ausdruck. Die finsteren Mächte, die wir in der Tiefe schlummernd glauben, vergleicht er hier mit den düsteren Abgründen der Seele. Wehe, wenn die schlummernden Triebe aus dieser Höllentiefe wachgerufen werden!*) Das Tagebuchblatt aus des Dichters Lebensbeschreibung, auf welchem seine Erlebnisse auf Orotava und dem Pik von Teneriffa verzeichnet sind, ist eines der schönsten aus dem ganzen Werke und eignet sich vorzüglich zur Aufnahme in Lesebücher. Ich lasse die Hauptstelle daraus hier folgen, a. a. O. Bd. 2, S. 385 ff.: Nach anstrengendem Gange erreichte ich den Fuß des Kegels, der sich aus dem alten Krater emporhebt und die höchste Spitze des Piks bildet. Der Pfad nach oben war steil, doch minder beschwerlich als der vorher zurückgelegte. Schneller, als ich geglaubt, wurde der Gipfel erreicht, und es lag noch geraume Zeit bis zum Tagesanbruch vor mir. Daß der Sonnenaufgang prächtig sein würde, ließ sich nach der Aussage Cristoval's (des Führers) erwarten. Unter mir war, obgleich die

*) Vergl. in Goethes Iphigenie die Stelle im 3. Aufz., 1. Auftr., wo Orest schildert, wie die vom Geist der erschlagenen Mutter herbeigerufenen Erinyen aus der Unterwelt emporsteigen.

Mondesstrahlen niederwallten, noch wenig zu unterscheiden. Nach allen Seiten hin dehnte sich ein leerer, grenzenloser Raum. Von neuem überfiel mich das vernichtende Gefühl meiner Kleinheit. Ich sah zum Himmel auf, wo die Urmutter aller Dinge, die Nacht, mit ihren Myriaden Sternen auf mich herniederschaute; ich erblickte die Milchstraße so klar, daß ich ihren weißlichen Strom sich in Millionen von Welten auflösen zu sehen meinte. Mein Auge tauchte tiefer in die Unermeßlichkeit zu meinen Häupten. Auch die Nebelflecken schienen sich vor mir zu Heeren von Sternen zu zerteilen, und immer weiter von Himmel zu Himmel flog mein Blick, so daß ein Weltall nach dem anderen vor ihm aufdämmerte. Und wenn ich schon vorher der kleinen Erde gegenüber verzagt, wie mußte ich erst jetzt vor dieser, selbst von dem Gedanken nicht auszumessenden Unendlichkeit, gegen die unser ganzes Weltsystem nur wie ein Sonnenstäubchen ist, mich weniger als nichts fühlen! Ich wollte mich aufraffen; ich hielt mir vor, der Geist des Menschen sei doch größer als alle diese starren Massen, und ich suchte dem meinen Flügel zu geben, um sich aufzuschwingen über die fernsten der Sonnen und ihre Wandelsterne und Monde. Aber zagend und kraftlos sank er bei jedem Versuche zurück. Da sah ich unten einen matten Dämmerungsschein um die Ränder der Erde spielen, die Finsternis zerbrach nach und nach in sich selbst, blasse Strahlen zuckten durch sie hin. Noch vermochte mein Auge in der Tiefe Insel und Meer nicht zu unterscheiden; plötzlich jedoch gewahrte ich im Zwielicht neben mir einen Riesenberg, dessen Gipfel gleich hoch war wie die Spitze, auf der ich stand. Lange starrte ich nach dieser gigantischen Felsmasse und fragte sodann den Führer, welcher Berg dieses sei, da Teneriffa doch nur einen Pik habe; Cristoval aber wußte keine Antwort zu geben und blickte sprachlos nach derselben Seite wie ich hin. Allmählich dann schienen die Umrisse des Riesenberges minder scharf zu werden, seine Wände und Zacken stürzten ein, und erst jetzt ward mir klar, der Pik habe auf eine leichte Schicht von Dünsten sein Spiegelbild geworfen, es sei eine Erscheinung gewesen wie die Fata Morgana oder das Brockengespenst. Nun brachen die Flammengeister mächtig über den Erdball herauf, der Mond ward bleicher, die letzten Sterne sanken wie blinkende Tropfen in die Wogen des steigenden Lichts. Unten ringsum wurde der Ozean in seiner grenzenlosen Ausdehnung sichtbar, der Pik schien wie eine Klippe unmittelbar aus ihm aufzuragen: denn die Insel zu meinen Füßen verschwand beinahe. Wie ich den Blick in die Tiefe sandte, glaubte ich die Rundung der Erdkugel gewahren zu können; denn das Meer erhob sich zu allen Seiten gleich der Wölbung einer Kuppel nach der Insel zu. Erst jetzt,

wie es heller und heller wurde, erkannte ich die Eilande Palma, Gran Kanaria, Lanzarota und viele andere kleine Inseln; sie wurden von der Flut des wachsenden Lichts wie umhergewirbelt. Alles schien um mich zu kreisen und zu wogen, und als nun die Weltenleuchte in ihrer Glorie emporstieg, glaubte ich, ein Schöpfungssturm gehe durch das Universum hin, alles zitterte und wankte und der Pik selbst müsse in dieses Meer der Herrlichkeit hinabsinken. Erst als die Sonne völlig über dem Horizont stand, legte sich der Sturm des Werdens, aus welchem ein neuer Welttag geboren ward. Erst nun auch konnte ich ruhiger das ungeheure Bild in mich aufnehmen. Ueber dem Abgrund lagen einzelne Wolkenschichten, die, vom Frühglanz vergoldet, durch ihre Spalten einen Blick in das Meer hinab gewährten. Ein bleicher Streifen in fernster Ferne, aber dnrch das Sehrohr wohl erkennbar, ließ die Küste von Afrika ahnen; nach allen anderen Richtungen bis in endlose Weiten hin war Meer und Himmel, und meine Seele, das Zagen der Nacht besiegend, dehnte sich aus in der hehren Fülle des Lichts. Ja, ich wußte, wer diesen Anblick, vielleicht den größten den die Erde bietet, genossen, wer ihn in seiner ganzen Erhabenheit zu erfassen und zu empfinden vermocht, der sei kein Wesen, das mit dem Augenblick vergehe — er sei unsterblich und ewig. Nun konnte ich getrost in das enge Leben der Menschen zurückkehren; durch diesen Morgen fühlte ich mich für immer über alles Gemeine und Niedrige erhoben." Das Tagebuchblatt aus Orotava ist im Juni 1853 abgefaßt, und in dieser Zeit ist jedenfalls auch unser Gedicht entstanden.

I, 22. S. 20. Neujahr. Auch die Erwartung des ersten Tages im Jahre weckt in dem Dichter eine Gedankenwelt, ähnlich derjenigen, welche wir in großen Zügen in den Gedichten „Aetna" und „Auf dem Pik von Teneriffa" finden. Während er auf den Glockenschlag wartet, der ihm den Wechsel des Jahres verkünden soll, wird in ihm die Sehnsucht mächtig rege nach der Ankunft des Tages, mit dem das neue Erdenjahr, d. h. diejenige Zeit anheben soll, in der die Liebe allein das Scepter führt. Dieser innigst ersehnte Tag steigt nicht wie jeder mit der Sonne im Osten sich erhebende Erdentag aus dem Meere empor, sondern allein aus unserer Herzenstiefe, „wenn ganz die Liebe sie erfüllt". Str. 3. Gemeint ist jeder Held, welcher auf dem Schlachtfelde für eine hohe, edle Sache kämpfend gefallen ist. Er nimmt die Überzeugung mit ins Jenseits hinüber, jenen großen Erdentag der harrenden Menschheit einen Schritt näher gebracht zu haben. Str. 4 und 5. Die ergreifende Schönheit in der Kunst, namentlich in der Musik und Poesie und die Schönheit, wie sie in der Natur uns entgegentritt, erweckt

in uns eine Ahnung jenes Erdentages, mit dem der Erdenmai seinen Anfang nehmen wird. Das Gedicht hat durchweg die Form der unechten Terzine, wie wir sie in Schacks Epos „Memnon" und in Julius Mosens „Ritter Wahn" finden. Es reimt die erste und letzte Zeile der dreizeiligen Strophe, die Mittelzeile ist reimlos.

I, 23. S. 21. Macht der Liebe. Ein tief ergreifendes Gedicht, dessen volles Verständnis sich nur demjenigen erschließen wird, der selbst die schmerzlichsten Erfahrungen gemacht, dem die kalte und grausame Wirklichkeit beinahe die Flügel gebrochen, als seine Seele den hohen Flug nach dem Ideale wagte, und der sich trotzdem nach schweren inneren Kämpfen zu jener Liebe hindurchgerungen hat, die alles überwindet, indem sie alle, auch denjenigen umfaßt, der ihr den größten Schmerz zugefügt. Wenn ein solches Verständnis auch bei der Jugend nicht vorausgesetzt werden kann, so wäre es doch nicht richtig, ihr dieses Gedicht vorzuenthalten. Wer ermißt ganz die Liebe, die den Heiland zum Kreuzestode führte?

I, 24. S. 21, ff. Der Jubelgreis. Allen wahrhaft hochgesinnten Menschen steht die Pietät und die Pflicht der Dankbarkeit obenan, und unser Dichter ist der edelsten einer. Allen, die seinem Herzen nahe gestanden, die nach einer Seite hin ihn gefördert, hat er in seinen Gedichten oder in seiner Lebensbeschreibung, bisweilen in beiden ein bleibendes Denkmal gesetzt. Dieses Gedicht nun ist seinem ersten Lehrer gewidmet. Er berichtet von diesem, Ein halb. Jahrh. Bd. 1 S. 7, f. und S. 22, daß er geistige und gemütliche Anregung von ihm besonders insofern empfangen, als er ihn auf den Sternenhimmel hingewiesen und ihn die Gestirne kennen gelehrt, von denen einzelne Gruppen und Bilder ihn sein Leben lang mit Bewunderung und Begeisterung erfüllt haben, so das Sternbild des Orion und die Gruppe der Plejaden. Von diesem Lehrer hat er ferner auch den ersten Unterricht in der Religion empfangen, und er rühmt diese Stunden im Gegensatz zu der kalten und mechanischen Art, in der ihm die christlichen Lehren bei der Vorbereitung zu seiner Einsegnung dargelegt wurde. Der Dichter drückt sein inniges Bedauern darüber aus, daß sein Dank so gar nicht im Verhältnis stünde zu dem, was er dem edlen Greise schulde.

Alles gab, was unvergänglich
In mir ist, mir Deine Huld

ruft er aus. Begeisterte Liebe zur Schöpfung und zum Schöpfer, das ist jenes Unvergängliche in dem Dichter, wozu der ehrwürdige Greis in ihm den festen, nimmer wankenden Grund bereitet hat. Str. 13 enthält die herzlichen Glückwünsche, die der dankbare Schüler

seinem hochverehrten und geliebten ehemaligen Lehrer zu dessen Jubelfeste darbringt. Str. 2. Flaccus Oden. Quintus Horatius Flaccus, geb. 65 † 8 v. Chr. Wir besitzen von ihm Satiren, Oden, Epoden und Briefe. Die in den weitesten Kreisen bekannten und am meisten gelesenen Dichtungen von ihm sind seine Oden. Quintus Valerius Catullus, geb. 87 † um 54 v. Chr., ist der größte römische Lyriker. Wir haben von ihm kleinere lyrische Gedichte, lyrisch-epische Stücke und Epigramme. Sorakte, ein nördlich von Rom gelegener Berg, dessen Gipfel oft mit Schnee bedeckt war. Vergl. Horaz Od. 1, 9, 2. Praeneste, sehr alte Stadt in Latium, südöstlich von Rom, das jetzige Palestrina. Es liegt auf einem steilen Felsen und gewährte deshalb im Sommer einen kühlen, von den vornehmen Römern gerne gewählten Aufenthalt, Falerner, Falernum vinum, ein Wein, der auf dem ager Falernus in Campanien erzeugt wurde. Er galt bei den Römern für einen der besten Weine und wird namentlich von Horaz in seinen Satiren und Oden sehr gepriesen. Zu Str. 7 letzte Zeile und Str. 8. S. Ein halb. Jahrh., Bd. 1, S. 8. „Oft führte er (Schack's erster Lehrer) mich zu dem kleinen, hoch gegen Osten blickenden Tempel am Ende der gotisch gewölbten Lindenallee (im Parke zu Brüsewitz) um mir den Aufgang dieser oder jener Konstellation zu zeigen, und es war eine Art von Sternenkultus, den ich mit ihm trieb." Wenn es in Str. 8 heißt, daß Lehrer und Schüler bei solchen Gelegenheiten Oden des Pindar (über diesen s. die Erkl. zu d. Ged. „Olympia" S. 142) herzusagen pflegten, so geschah dieses gewiß unter Hinweisung auf den Stern Jupiter („Der Hymnus, Zeus gewidmet") und auf das Sternbild Lyra („Mit der Leier prangt Apoll"). Ein Verständnis für die griechischen Dichter — mit Ausnahme von Homer, den er schon im elterlichen Hause las — gewann Schack erst, und zwar hauptsächlich durch Selbststudium, auf dem Frankfurter Gymnasium. S. Ein halb. Jahrh. I S. 22 oben: „Welche herrlichen Stunden, als sich in der Stille der Nacht die große Welt der Hellenen in ihrer ganzen Weite mir erschloß und ich nicht bloß mit den Tragikern und mit Pindar vertraut wurde, sondern auch in Platos Lehre, die mir als eine neue Offenbarung erschien, eingeweiht ward." Der Knabe hatte aber schon früh ein feines Ohr für Rhythmus und Wohlklang, und aus diesem Grunde mag ihm denn das Deklamieren olympischer und pythischer Oden des Pindar besonderes Vergnügen bereitet haben.

I, 25. S. 24. An F. L. Dieses Gedicht ist ohne Zweifel ebenfalls an Schack's ersten Lehrer gerichtet. Wer es noch nicht aus dem vorigen Gedichte ersehen hat, der erfährt es hier, daß der Jubelgreis ein würdiger Geistlicher ist, eine von jenen charakteristi-

schen Gestalten unter den evangelischen Seelsorgern der früheren Tage, die in ihrer schlichten Würde, unbeirrt durch den Streit der Parteien und die Händel der Zeit, ihres Amtes walteten und den Gottesfrieden, den sie selbst gefunden, auch anderen zu bereiten wohl geeignet waren. Sie sind durchaus noch nicht ausgestorben, diese ehrfurchtgebietenden Gestalten, und wer sich ihnen naht, wer sie in ihrer Häuslichkeit aufsucht, der wird dasselbe Gefühl haben wie Schack, als er seinen alten Lehrer besuchte, und mit dem Dichter sagen können:

„Ein sanfter Friedensodem haucht mich an,
Wenn ich dein Haus, o frommer Greis, betrete.“

Namentlich ist es das Arbeitszimmer eines solchen ehrwürdigen Geistlichen, das jeden, dem die Religion noch etwas ist, in eine friede- und andachtvolle Stimmung versetzen wird. Wie viele kummerbeladene Gemüter haben hier Trost gefunden, wie viele verstockte Sünder sind hier durch die mahnenden und verheißenden Worte des Seelsorgers wieder zu ihrem Heilande geführt; wie viele erhabene und tröstende Gedanken sind hier gedacht und niedergeschrieben worden, um später von der Kanzel herab der Gemeinde verkündet zu werden! Schlicht und bürgerlich einfach sieht's in dem Zimmer aus; wie würde wohl der moderne Prunk und Glanz der heutigen Zimmereinrichtungen zu den Vorgängen stimmen, deren Schauplatz das Arbeitszimmer des Geistlichen ist! Immer noch ist das deutsche evangelische Pfarrhaus ein „ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht“, in der Jagd nach Ehren und Reichtum, in der Unzufriedenheit und Gottlosigkeit, die leider unsere Tage kennzeichnen. Seit Luther mit seiner Familie unter dem Weihnachtsbaum sang; seit er seinem Söhnlein Hänsichen das Märchen von dem Paradiesgärtlein schrieb; seit er am Sterbebette seines geliebten Magdalenichens betete, ist das evangelische Pfarrhaus fort und fort eine vorbildliche Stätte innigsten Familienlebens, edelster Gesittung und wahren Gottesfriedens geblieben und wird es hoffentlich bleiben für alle Zeit. Zu vergl. ist zu den beiden letzten Gedichten der VI. Abschnitt des 1. Gesanges aus Schack's Roman in Versen „Lothar“. Ges. W. Bd. 3 S. 163 ff. Es wird dort von dem Pfarrer Eberhard genau dasselbe gesagt, was Schack von seinem ersten Lehrer anführt. Er dankt dem würdigen Geistlichen mit folgenden tiefgefühlten Worten:

„Du guter, teurer Eberhard!
Der Schatten schon von deiner Gegenwart
War Lieb' und Friede! O wie kann
Für alles, was von dir ihm ward,
Je dein Lothar dir danken?“

Vergl. auch das Tagebuchblatt „Brüsewitz, im Juli 1882" Bd. 3 S. 370, ferner Geibel, Ges. W. V, S. 86, 2 „Elegie" und IV, S. 141 „Pfarrhausidyll", Gerok, „Das Lob des Pfarrers".

I, 26 S. 24, f. An Elisabeth v. K. Fast wie von seiner Mutter spricht Schack hier von einem weiblichen Wesen, welches ihm sicher auch verwandtschaftlich nahe gestanden hat. Er hat dieser Dame in seiner Kindheit gewiß viel, sehr viel, in geistiger Hinsicht zu verdanken gehabt; denn rührend ist die Dankbarkeit und Liebe, die aus diesem Nachruf uns entgegenklingt. Eine andere weibliche Persönlichkeit, deren fördernden Einfluß auf seine geistige Entwickelung der Dichter in seiner Lebensbeschreibung rühmt, ist Hedwig Dragendorff. Folgende Dankesworte widmet er dieser ausgezeichneten Dame (Ein halb. Jahrh. I, S. 9 f.): „Wahres Verständnis für mein Seelenleben, für all mein Denken und Empfinden fand ich bei Hedwig Dragendorff, der Gouvernante meiner Schwestern. Dieser ausgezeichneten Dame, die mir seitdem die treueste Freundin geblieben ist und bis heute mit der vollen Wärme des Herzens eine jugendliche Begeisterung für alles Schöne und Edle bewahrt hat, konnte ich anvertrauen, was mein Inneres bewegte und erfüllte. Es waren glückliche Stunden für mich, wenn ich mit ihr in unserem Garten umhergehen durfte. Sie vereinigte Liebe zur Musik und bildenden Kunst, besonders Malerei, mit einem gleich eingehenden Verständnisse der Poesie und der Litteratur im allgemeinen. Für die beiden ersten Fächer war mir damals der Sinn noch wenig erschlossen, obgleich ich es im Klavierspielen zu leidlicher Fertigkeit brachte. Allein die Litteratur, und speziell die Dichtkunst, nahm mein ganzes Sinnen in Anspruch und meinem Bedürfnis, mich über das, was ich gelesen, zu unterhalten, kam Hedwig Dragendorff aufs willkommenste entgegen. In ihr gesellte sich übrigens zur eingehenden Teilnahme für die schwärmerischen Ideen des Knaben eine klare Einsicht in die Lebensverhältnisse, wodurch sie meine Extravaganzen zu mildern und überspannte Pläne, denen ich mich bisweilen hingab, auf das Maß des Vernünftigen zurückzuführen trachtete." Hedwig Dragendorff hat Schack auch seine gewaltige Dichtung „Nächte des Orients oder die Weltalter" gewidmet und zwar mit einem Gedichte, dessen erste 4 Strophen ich hier folgen lasse (Ges. W. I, S. 3 ff.):

„Die einst dem Knaben in des Lebens Frühe
Mit weisen Lehren Du den Geist genährt
Und gern ihm Märchen nach des Lernens Mühe
Erzählt am abendlichen Herd,

Gedenkst Du, Freundin, wie an Feiertagen
Er Spielwerk oft und Mittagsmahl vergaß,
Wenn er mit Dir des Ostens bunte Sagen
Von Aladdin, von Sindbad las?

Seitdem nach drüben selbst an das Gestade
Zog es mich hin, von wo der Morgen graut,
Und Wunder hab' ich dort, wie Schehrezade
Sie nie geahnt, im Geist geschaut.

Nimm hin, was ich aus Syriens Palmenhainen
Heimbrachte, von der Wüste bleichem Saum;
Fünf Nächte sind's, unwert der Tausend-einen,
Und diese Nächte nur ein Traum."

I, 27. S. 25, ff. An die Hausgeister. Immer wieder hat es den Dichter, wenn er längere Zeit in fernen Ländern geweilt hatte, nach seiner Heimat, seinem Vaterhause gezogen, und heute noch verweilt er jährlich ein paar Monate in seinem geliebten Brüsewitz. Unter den Gedichten, die aus Anlaß seiner Rückkehr zu des „Vaterhauses Laren" entstanden sind, ist das vorliegende besonders anmutend. Es ist ein wohliges, traulich-süßes Gefühl, das den Leser dieser poetischen Gabe beschleicht. Wir fühlen es dem Dichter nach, wie behaglich es ihm zu Mute ist, wieder unter dem väterlichen Dache bei den geliebten Gliedern seiner elterlichen Familie weilen und seine Erlebnisse in der Fremde jetzt „am trauten Arbeitstische" sichten und in künstlerische Formen gießen zu können. Vergl. die Aufzeichnung aus Brüsewitz im Juli 1882. Ein halb. Jahrh. III, S. 370 ff.

I, 28. S. 27, ff. Aller-Seelen-Nacht. Str. 1—8. Der Dichter hatte sich am Aller-Seelen-Tage auf den Friedhof begeben, um dort wehmutsvoll all der Lieben zu gedenken, welche der Tod ihm geraubt. Die Stunden verrannen ihm, ohne daß er es merkte, und schon beleuchtete der Mond mit bleichem Lichte all die Male, welche die liebende Hand der Zurückgebliebenen den teuren Dahingeschiedenen gesetzt hatte und die wegen des den letzteren gewidmeten Festes mit frischen Kränzen geschmückt waren. Der Kirchhof war längst von seinen zahlreichen Besuchern verlassen und alles in düsteres Schweigen gehüllt; nur aus der in der Mitte befindlichen Grabkapelle, deren Fenster von den auf dem Altar brennenden Lichtern matt erhellt erschienen, ertönte ein Trauergesang. Nun hörte er zwölf Schläge vom Kirchturm und wurde sich jetzt bewußt, daß die Aller-Seelen-Nacht mit ihren Schauern ihn umfange. Alle diese Eindrücke hatten ihm Phantasie und Gemüt auf das mächtigste erregt. Er gedachte der frommen Sage, daß, wer in der Aller-Seelen-Nacht, wenn die eherne Zunge der Zeit die Mitternacht verkündigte, sich auf den Kirchhof verirrt hat, alle diejenigen erschaut, welche in kurzem ihn verlassen sollen. Str. 9—17. Da sah der Dichter auch schon drei hohe Frauengestalten, die dicht an ihm vorüber nach der Kapelle ihre feierlichen Schritte lenkten. Dieses waren

also die Teuern, deren Verlust ihm bevorstand. In der ersten erkannte er seine Jugend und rief ihr wehmutsvolle Abschiedsworte nach; Str. 18—24, in der zweiten seine Muse, deren Scheiden ihn mit noch größerem Schmerze erfüllte; Str. 25—34, in der dritten die Liebe, namentlich diejenige, welche den Mann zum Weibe zieht, zu der gottgebotenen Ergänzung seines Wesens, durch deren Erringung er erst des Daseins Krone gewonnen zu haben glaubt. Trotz der flehentlichen Bitten des Dichters, ihn nicht zu verlassen, schien es ihm dennoch, als ob auch sie von dannen gehen wolle. Der Seelenschmerz über diesen Verlust warf den Dichter ohnmächtig zu Boden. Als er nach langer Zeit erwachte, fand er sich auf der steinernen Platte eines Grabes liegend. Str. 35—42. Die Gestalt aber, von der er glaubte, daß auch sie von ihm geschieden sei, war noch neben ihm. Bei näherem Hinschauen erkannte er jedoch, daß die vorhin erblickte nur ein schwaches Abbild, ein Schatten derjenigen wäre, welche jetzt vor ihm stand. Sie nannte sich „die ewige, die reine Liebe“, pries denjenigen selig, dem ihr Odem die Seele erfüllte, da sein die ganze Menschheit, ja alles Lebende mit gleicher Liebe umfassendes Herz nur im Beglücken das wahre Glück fände, und versprach ihm, ob auch alles ihn verlasse, ihm bis zum Schluß der Zeiten treu zu bleiben.

Vielleicht ist dieses Gedicht unter den vielen ähnlicher Art das schönste und großartigste Bekenntnis der christlichen Liebe, welches wir von Schack besitzen.

Str. 37. Unter dem Urbild aller Göttinnen und Frauen auf des Urbiners Bilde, ist die Sixtinische Madonna von Raphael Sanzio (geb. 1483 in Urbino, † 1520) zu verstehen, das herrlichste Madonnenbild, das überhaupt existiert. Es befindet sich in der Dresdner Galerie. Die Strophen des Gedichts sind unechte Terzinen. S. d. Erkl. zu I, 22. S. 119 oben.

I., 29, S. 31, Chorgesang. Dieser Gesang beschließt die Weihgesänge, die den ersten Abschnitt des 1. Bandes der Ges. W. bilden. Er ist außerdem in Schack's dramatischem Gedicht „Heliodor“ VI, S. 131 f. zu finden, wo er von dem Chor der Priester im Tempel zu Eleusis gesungen wird. Kurz vorher haben die Priester in einem anderen Chorgesange dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß das Christentum als die Religion der Liebe im Verein mit dem Kultus des Schönen, wie er im klassischen Hellenentum zu tage tritt, dereinst zu einer höheren Einheit verbunden, der Menschheit ein freude- und friedevolles Dasein schaffen werde. Vergl. das Ged. „Olympia“ S. 47 und die Erklr. zu demselben auf S. 142. Eros (Str. 5) nennt Hesiod (er lebte etwa 100 Jahre nach Homer und

ist der Vertreter des ernsten, lehrhaften Epos von religiös-sittlichem Charakter. Hauptwerke: „Werke und Tage" und „die Theogonie", d. h. Götterentstehung, Abstammung der Götter) die uralte Gottheit, durch die alle Wesen der Welt geschaffen sind, die sie einigt und zu harmonischer Ordnung verbindet. Vergl. Schack's Gedicht „Eros" Ges. W. II., S. 6, ff.

II. Unsterblichkeit.

Von Schack's Dichtungen gilt in hervorragendem Maße, was Goethe von den seinigen sagt, daß sie nämlich Bruchstücke einer großen Konfession seien. Es ist aber immerhin für die Beurteilung eines Dichters und seiner Werke von Wichtigkeit, wenn wir von diesem selber ein Zeugnis in schlichter Prosa besitzen, das unsere Auffassung bestätigt. Das Anpassungsvermögen der Dichter, ihre Fähigkeit, sich in die Anschauungen anderer zu versetzen und diese, für den Augenblick wenigstens, zu den ihrigen zu machen, ebenso die Gewohnheit, einer augenblicklichen, vorübergehenden Seelenstimmung dichterische Gestalt zu verleihen: dieses alles erschwert die Erkenntnis ihrer eigenen Ansichten und Anschauungen, sofern dieselben aus ihren Dichtungen zu gewinnen sind, um ein Beträchtliches und giebt leicht zu Fehlschlüssen die Veranlassung. Es liefert uns nun Schack's Lebensbeschreibung eine willkommene Fundgrube zur Ergänzung und Bestätigung des Ideengehalts seiner Dichtungen. Das Studium der letzteren giebt nach zwei Richtungen Belege für des Dichters positive Stellung zum Christentum: Schack zeigt sich als einen begeisterten Verkünder der christlichen Liebe, wie sich dieses aus den soeben unter dem Titel „Gott, Natur und Liebe" behandelten Gedichten ergeben hat, und als einen ebenso begeisterten als überzeugten Verkünder der Lehre von der Unsterblichkeit. Ueberall sind von mir, wo sich die Gelegenheit dazu bot, für die erste Gruppe von Gedichten die entsprechenden Stellen aus seiner Lebensbeschreibung zur Ergänzung und Bekräftigung herangezogen. Für die unter der Ueberschrift „Unsterblichkeit" zusammengestellten Gedichte will ich hier vorweg die bezüglichen hauptsächlichen Citate geben. Ein halbes Jahrh. I, S. 392 ff. Der Dichter war während eines Aufenthalts in Rom im Winter schwer erkrankt, so daß er sich mit dem Gedanken seines nahen Todes vertraut machte. Bei seiner großen Schwäche konnte er nur hin und wieder einmal den hinter seinem Hotel gelegenen Monte Pincio ersteigen. Wenn er dann in

die untergehende Sonne schaute, deren letzte Strahlen die unter ihm liegende ewige Stadt beleuchteten, so fühlte er seine Seele wunderbar erhoben. In jenen Weihestunden kam ihm die später nie mehr erschütterte Ueberzeugung, daß er über das Grab hinaus fortdauern werde. Die irdische Persönlichkeit und das irdische, an das Gehirn geknüpfte Bewußtsein werden verschwinden, aber dafür werden wir etwas unendlich Höheres eintauschen und dem Kerne unseres Wesens nach unsterblich sein. „Wohl wird es uns," so fährt er fort, „in unserem gegenwärtigen Zustande, in dem wir uns nicht von der Sinnenwelt losreißen können, schwer, uns von einer solchen Unsterblichkeit ohne Bewußtsein und Persönlichkeit eine Vorstellung zu machen, aber glücklich ist, wer sie wenigstens zu ahnen vermag!" Daß Schack hier nicht etwa eine pantheistische Auflösung in das Weltall meint, sondern nur für die rein geistige Natur unseres jenseitigen Ich dieselben Attribute anzuwenden sich scheut, die wir für unser irdisches Selbst gebrauchen, geht aus dem Folgenden deutlich hervor: „Ich fühlte, je mehr ich meine Gedanken auf mein nahes Ende als auf den Anfang eines neuen Lebens richtete, eine Bürde von mir hinweggenommen." . . . . . „Während ich schon die Erde hinter mir zurücksinken sah, hegte ich den Wunsch, noch einmal die sixtinische Kapelle zu besuchen, und ließ mich eines Abends nach dem Vatikan fahren. Welche Stunde, die ich in dem Heiligtum Michel Angelos verbrachte! Die Glut des sinkenden Tages wallte eben durch die hohen Bogenfenster herein und breitete einen Glanz wie aus einer anderen Welt, die nicht im Raume ist, auf die Wölbung über mir . . . (es) teilte sich die Decke: von oben leuchtete der Himmel herein und erschloß sich zu tiefen und immer unermeßlicheren Tiefen — Abgründen von Licht, vor dem jeder irdische Glanz nur ein Schatten ist. Leise Melodieen schlugen aus der Unendlichkeit an mein Ohr, und wie ich den Blick emporzuheben wagte, gewahrte ich auf weißem, wallenden Gewölk Christus: nicht den finsteren Weltrichter, wie Buonarotti ihn gemalt — nein, voll himmlischer Milde im göttlichen Antlitz. Da erfaßte mich eine mächtige Sehnsucht, die dunkle Erde zu verlassen, und hätte der Tod mich in jenem Augenblicke ereilt, ich würde ihn mit Jubel begrüßt haben." Wer eine so tiefe Liebe zu seinem Heilande hegt, der ist ein Christ, wenn auch seine sonstigen Anschauungen von den unsrigen abweichen mögen. An die oben angeführte Stelle schließen sich noch die folgenden, a. a. O. III, S. 47: „Es lebt in ihm (im Menschen) ein mächtiges, unzerstörbares Gefühl, welches ihm sagt, daß sein tiefstes, innerstes Sein nicht der Vernichtung anheimfallen könne. Ich habe oft in stillen Stunden mich von den

Geistern lange dahin Geschiedener umschwebt gefühlt, an deren Werken ich mich genährt und erhoben, an deren hohen Thaten ich mich begeistert habe. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ich ihnen noch näher treten werde, als es in dieser meiner Erdenhülle geschehen konnte, daß ich an ihrer Seite, wenn auch der letzte unter ihnen, hoch und höher durch die Unermeßlichkeit emporschweben werde, bis ich endlich das Licht des Lichtes sehe. Und so will ich denn getrost die Augen zuschließen, mag man mir nun mein Grab am Tiber oder am Ufer der Ostsee schaufeln!" III, S. 376: „Wenn ich einst nach Abstreifung dieses Erdenleibes, mit einem Bewußtsein höherer Art begabt, eine vollkommenere Wesenheit erlangt haben werde — wird mir da nicht auch mein Bestes aus späterer Zeit ebenso knabenhaft erscheinen, wie jetzt die Versuche des Neunjährigen?" III, S. 285: „Nur die irdischen Sinne weben einen Schleier um seinen (des Menschen) Geist; zieht der Tod diesen Schleier hinweg und zerstört er zugleich die Täuschung der Zeit, in der wir hier befangen sind, so werden wir klar schauen und als lebendige Gegenwart genießen, was in ferner Zukunft zu verwirklichen wir gerungen haben. Unser dumpfes irdisches Bewußtsein allerdings wird erlöschen, aber wir werden dafür etwas ungleich Höheres eintauschen, was für jenes, an die Gehirnthätigkeit gebundene Bewußtsein reichlichen Ersatz bietet." II, 158: „Wenn aber auch für mich die Stunde kommt, welche für viele eine dunkle ist, so hoffe ich sie mir zu einer lichten zu machen. Ich werde alle die edlen und großen Männer, welche mir als Sterne vorgeleuchtet und denen, wenn auch nur mit schwankenden Schritten, nachzufolgen ich bemüht gewesen bin; ich werde die erhabensten Momente aus der Geschichte der Menschheit und die höchsten Anschauungen von Gott und Unsterblichkeit, die mir in Momenten der Begeisterung aufgegangen sind, um mein Sterbebett versammeln, damit sie mir den Weg nach drüben erhellen." Wie sich Schack die rein geistige, gesteigerte Wesenheit, deren er nach dem Abscheiden aus dem irdischen Leben teilhaftig zu werden hofft, vorstellt, erfahren wir aus seinem neuesten Werke „Pandora". Vermischte Schriften. Deutsche Verlagsanst. 1890. S. 517: „Endlich stelle ich mir vor, es gebe Wesen, die zugleich auf allen diesen Sternen gegenwärtig seien, so ist mir klar, daß dieselben zugleich und in dem nämlichen Augenblicke Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sehen müssen. Ich hege die feste Zuversicht, dereinst selbst ein solches Wesen zu werden. Dann werde ich die sämtlichen Perioden der Geschichte, von denen mir jetzt nur unvollkommene Kunde geworden, durchleben, alle die großen Männer, mit deren Geist ich den meinigen genährt, von

Angesicht zu Angesicht schauen; ich werde nicht nur sie, ich werde alle Edlen und Guten, die je gelebt, ganze Völker und Generationen der Menschen, die mir vor allen teuer, an mein Herz drücken. Mich selbst werde ich auf der Erde wiederfinden und alle Momente meines Daseins noch einmal durchleben in ewig dauernder Gegenwart .... So erscheint mir der Tod als kein schmerzvolles Scheiden von der freundlichen Gewohnheit des Daseins, sondern als ein willkommener Uebergang in lichtere Sphären ... Mir schaudert wohl, wenn ich mir ausmale, wie ich auch allen den Jammer, all das namenlose Elend der Menschheit, das mich schon im bloßen Bericht mit Schrecken erfüllt, leibhaftig schauen, ja teilen und mit dulden soll; doch dann erhebt mich wieder das Vertrauen, daß alle diese Leiden nur Mißklänge sind, die sich in eine große Harmonie auflösen und letztere nur reicher und voller machen werden." Der Glaube an das ewige Leben ist einer der Grundpfeiler des Christentums. Der Christ fühlt eine innige Sehnsucht, sich dereinst in einem bessern Leben mit seinem Heilande, in zweiter Linie mit allen, die ihm lieb und teuer waren, wieder zu vereinigen. Was das „Wie" des Fortlebens im Jenseits anlangt, so werden wir auf Erden keine Gewißheit darüber erlangen. Hierfür gilt vorzugsweise das Wort des Apostels, 1. Kor. 13, 12: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenn ich's stückweise, dann aber werde ich's erkennen, gleich wie ich erkannt bin." Jedenfalls ist die Auffassung des Dichters eine großartige, würdige und erhabene, und in ihrem Kern deckt sie sich mit der christlichen. Zum Schluß verweise ich hier noch auf Schack's herrliche Dichtung „Memnon." Eine Mythe. Stuttg. Cotta 1885, welche mit dem gedanklichen Inhalte der unten zu behandelnde Gedichte im Zusammenhange steht *).

II, 1. S. 32 f. In der Krankheit. S. d. Einleitung.

II, 2. S. 33 f. Das neue Jahrhundert. Das Gedicht malt in großen, gewaltigen Pinselstrichen eine Zeit, von der der Dichter zwar glaubt, daß er sie nicht erleben werde, der er aber freudigen Mutes sein Lied voransendet. Diese Zeit, dieses Jahrhundert wird zu wonnevoller Blüte und schönster Frucht gelangen lassen, was jetzt wie ein Keim im Schoße der Erde noch auf den Weltfrühling wartet. Die riesigen Fortschritte der Wissenschaft

*) Vergl. meinen Aufsatz „Graf Adolf Fr. von Schack und der Unsterblichkeitsglaube" in der Zeitschr. f. weibl. Bildung, herausgegeben von Dr. Wilh. Buchner-Crefeld. Verlag von Teubner-Leipzig. 14. und 15. Heft. 1890.

werden dann erst den Menschen völlig zum Herrscher dieser Erde machen und Kunst und Wissenschaft Gemeingut aller friedlich nebeneinander wohnenden Menschen sein; aber dennoch wird der Bürger dieser Erde, die ihm doch so viel lieber sein müßte als uns, nicht an dieser Scholle haften, sondern mit seinem weitumfassenden Geiste alle Räume durchmessen. Er wird, von dem Bewußtsein seiner Ewigkeit durchdrungen, mutig dem Schicksal die Stirn bieten, und wenn ihm als hochbetagtem Greise die Stunde zur großen Reise in die andere Welt schlägt, sich hoffnungsvoll wie ein „meervertrauter Schiffer" dem Boote anvertrauen, auf welchem der Pilot ihn sicher zu dem Ufer der besseren Welt hinübersteuern wird.

Es treten hier wieder die beiden Hauptmomente der Schackschen Weltanschauung hervor: die Überzeugung von dem rastlosen geistigen und sittlichen Fortschritte der Menschheit während ihrer irdischen Laufbahn und die Gewißheit eines vollkommeneren Daseins für den Einzelnen im Jenseits. Zu V. 34: Joseph von Fraunhofer (1786—1826), ausgezeichneter Optiker der neueren Zeit, der sich besonders durch Verbesserung der Ferngläser und genauere Bestimmung des Farbenspektrums große Verdienste erworben hat. Zu V. 54: Der freundliche Pilot, Anspielung auf den Fährmann Charon des antiken Mythus.

Der Verse sind achttaktige Trochäen.

II, 3. S. 35, ff. Auf dem Friedhof. S. d. Einleitung.

II, 4. S. 37. Die letzte Stunde. S. d. Einleitung.

II, 5. S. 37, ff. Der kleine Franz. Wenn ein an der Grenze der dem Menschen zugemessenen Zeit angelangter Greis sein Haupt zur ewigen Ruhe neigt, dann mischt sich in die Trauer der Hinterbliebenen doch das beruhigende Gefühl, daß hier ein Menschenleben sich völlig ausgelebt, eine für die Ewigkeit reife Frucht vom Baume des irdischen Daseins gefallen ist. Anders verhält es sich, wenn ein in der Blüte seiner Jahre stehender Mensch dem Tode verfällt, oder ein blühendes, lebenslustiges und hoffnungsvolles Kind, die Freude seiner Eltern und Freunde, durch eine jener tückischen, mit fremd und böse klingendem Namen benannten Krankheiten dahingerafft wird; da kann nur der Trost, den die Religion bietet, und die Hoffnung auf ein Wiedersehen den herben Schmerz lindern. Schack ist wie alle edlen und gemütvollen Menschen ein großer Kinderfreund, ein Freund jener fröhlichen, Liebe heischenden und Liebe mit anschmiegendem Kindergemüt bietenden Wesen, von denen der größte Kinderfreund, unser Heiland, sagt, daß das Himmelreich ihrer sei. Ein solch kleiner, siebenjähriger, herzlieber Freund

ist nun unserem Dichter gestorben, jäh und plötzlich gestorben. Denn am Tage vorher noch hat der kleine Franz munter auf dem Rasen gespielt und abends auf den Knieen seines väterlichen Freundes nach den blinkenden Sternen ausgeschaut, sich jeden nennen und von ihnen viel erzählen lassen, ganz so wie der Dichter selbst als Knabe den freundlichen Belehrungen seines geliebten Lehrers über die leuchtende Himmelsschrift gelauscht: nun ist die liebliche Menschenblume geknickt, und trauernd steht der Dichter am Sarge der kleinen Leiche. Es kommt ihm aber nicht in den Sinn, die Vorsehung anzuklagen; nein demutvoll beugt er sich unter Gottes unerforschlichen Ratschluß, und demütig bekennt er, daß all sein Wissen Stückwerk sei im Vergleich zu dem, was jetzt der kleine Franz im ewigen Vaterhause der Menschheit in ungetrübter Klarheit schauen dürfe. „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, thät ich ab, was kindisch war," sagt der Apostel (1. Korinth. 13, 11): das Kind ist weit, weit über den Mann hinausgewachsen, der es früher belehrt; ihm sind all die Rätsel gelöst, die auch der weiseste der Weisen hier auf Erden nicht zu lösen vermag. Darum kann der Dichter auch nur mit heil'gem Schauer des kleinen Franz gedenken, der nun als ein besseres, vollkommeneres Wesen auf das beschränkte Wissen und nichtige Treiben der Erdenwaller herabblickt.

Wir besitzen gewiß herrliche Poesieen, die denselben Stoff behandeln, unter denen z. B. die Eichendorff'schen „Auf meines Kindes Tod" einen vornehmen Platz einnehmen; es stellt sich aber dieses Schack'sche Gedicht in seiner eigenartigen Schönheit dem Besten dieser Art würdig zur Seite.

II, 6. S. 39. In den Savoyischen Alpen. S. d. Einleitung.

III. Altertum.

Schack hat einen großen Teil der Welt gesehen; im Orient, in Italien und Spanien ist er häufiger gewesen, und was ihm dort Geist und Gemüt gefangen nahm, das hat er zu weihevollen Gesängen, zu prachtvollen poetischen Bildern und Erzählungen gestaltet; aber mit ganz besonderer Liebe hat er Griechenland in sein Herz geschlossen, namentlich Athen. Die Großthaten der Hellenen in Krieg und Frieden, vor allem aber die wundervollen Schöpfungen der hellenischen Kunst sind ihm ein nie versiegender Quell der Begeisterung. Freilich wird er beim Anblick der Ruinen Athens in tiefste Trauer versenkt und von bitterstem Schmerz ergriffen über

die Vernichtung einer Welt der wonnevollsten Schönheit; dann aber richtet ihn wieder der Gedanke auf, daß die Griechen doch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft die Lehrer der Menschheit geworden sind und somit unsterblich fortwirke, was sie geschaffen und was sie erstrebt; daß dereinst, wenn auch in ferner Zukunft, ein neuer Weltfrühling der Menschheit erblühen werde, ähnlich demjenigen, welcher in der klassischen Zeit die Hellenen beglückte, — ähnlich, aber noch großartiger und schöner, da alle inzwischen gewonnenen Errungenschaften der Menschheit sich mit dem hellenischen — nur noch mehr vergeistigten — Ideal zu vollkommener Harmonie verschmelzen werde. Den Adel und das Maßvolle seiner Schöpfungen, den Geschmack und die Begeisterung für die Kunst hat Schack hauptsächlich den alten Griechen zu verdanken, und aus seiner begeisterungsvollen Liebe für Athen und dessen große Vergangenheit einerseits und seiner über allen Zweifel erhabenen Vaterlandsliebe andererseits ist des Dichters schönstes, klassisch vollendetes Epos „Die Plejaden“ entsprungen (Ges. W., Bd. 3). Sowie das vielfach geteilte und zerklüftete Griechenland beim Andrängen des gemeinsamen Feindes sich einigte und mit beispielloser Kühnheit und wagendem Todesmut ihn bei Salamis angriff und besiegte, so stand auch dereinst unser Deutschland dem übermächtigen Korsen gegenüber und hat sich die Freiheit erkämpft, indem es ihn in das Nichts zurückschleuderte; so ist der Sinn und Kern dieser Dichtung, einer der weitaus bedeutendsten, die die Nach-Goethe'sche Zeit geschaffen, zu verstehen. In dem großen kulturhistorischen Gedichte Schack's „Nächte des Orients“ (Ges. W., Bd. 1) ist dasjenige Traumgesicht, welches den Dichter nach Griechenland führt, zweifellos das schönste. Aber auch die kleineren auf das klassische Altertum bezüglichen Gedichte sind von großer Schönheit, bezeugen das eindringendste Verständnis für ersteres und atmen einen tief-sittlichen Ernst, so daß sie mit vollem Rechte der Jugend zur Lektüre dringend empfohlen werden müssen. Übrigens ist Schack durchaus nicht blind gegen die Mängel, die auch der hellenischen Kultur anhafteten; gab es doch auch bei dem geistig so hochstehenden Volke der Griechen — Sklaven; und an einer Stelle seiner Denkwürdigkeiten (II, S. 129) erklärt der Dichter bei Gelegenheit der Beschreibung seiner dritten Reise nach Palästina, die er in Begleitung des Großherzogs von Mecklenburg machte: „Mag unser Geist reichere Nahrung in Hellas empfangen, die volle Befriedigung für unser Herz finden wir doch erst auf dem Boden, wo Christus gelebt und gelehrt. Daher begreife ich den Drang, der seit achtzehn Jahrhunderten so zahllose Scharen von Pilgern nach dem heiligen Land getrieben, der Peter den Einsiedler begeisterte,

das Abendland zu den Kreuzfahrten aufzurufen und den Kriegerscharen über Länder und weite Meere nach Osten voranzuziehen."

III, 1. S. 40. ff. Im Theater des Dionysos.

I. V. 1—24. Der Dichter befand sich in den Ruinen des Dionysostheaters in Athen, gerade als die Sonne im Begriffe war, in das Ägäische Meer zu sinken und ihre letzten Strahlen noch die Klippen der Insel Salamis, den Gipfel des Hymettus und die Akropolis beleuchteten. Tiefe, das Auge feuchtende Trauer befiel ihn, indem er das Einst und Jetzt, die ihn umgebenden Trümmer mit der dereinstigen Herrlichkeit verglich; indem er sich vergegenwärtigte, was zur Zeit des Perikles hier dem schönheitsfreudigen Volke der Griechen die Kunst für Auge und Ohr, für Geist und Gemüt geboten hat, und wie nun dieses alles für immer in Schutt und Staub gesunken ist. Bald hatte ihn die Dunkelheit umhüllt, und nur dem geistigen Auge reihte sich Bild an Bild. II. V. 25 bis 78. Plötzlich wurde er durch ein Brausen geweckt, ähnlich dem Rauschen eines Pinienwaldes, wenn der Sturm ihn durchtobt. Er raffte sich auf und sah, daß alles um ihn her verwandelt war. Er schaute nun als schönste Wirklichkeit, was er vorher nur in blassen Zügen sich auszumalen im stande gewesen. Das Theater war angefüllt von einer erwartungsvollen, nach tausenden zählenden Menge, in deren Mitte er sich befand und von der jenes Brausen ausging, das ihn aufgeschreckt hatte. Der von Flötentönen begleitete Gesang des Chores war eben verklungen, da senkte sich Dämmerung auf die Bühne und aus der Unterwelt stieg der Schatten der von Sohneshand getöteten Klytämnestra langsam herauf. Es wird im folgenden geschildert, wie die Erinyen den Muttermörder Orest verfolgten, wie dieser nach Athen kam, wo von der Göttin Athene ein Gericht berufen wurde, das über sein Schicksal beschließen sollte. Als sich nach Zählung der Lose Stimmengleichheit ergab, legte Athene selbst das befreiende Los hinzu, worauf die Erinyen von Orest's Verfolgung abließen. „So hat Milde gesiegt über das starre Gesetz." III. V. 79—88. Den neuen, in den Olympos erhobenen Göttern sangen athenische Jungfrauen, das Haar mit Myrten bekränzt, in den Hallen des Tempels Dankeshymnen; alle Zuschauer waren mächtig ergriffen, und in tiefer Andacht drang aus eines jeglichen Munde ein leises Gebet zu den Göttlichen empor. Die Chöre verhallten allmählich; aber in der Seele des Dichters klang immer noch fort, was er gesehen und gehört, während schon der Jubelruf erbrauste, der den Sieg des großen Äschylus verkündete; denn dessen Werk war es gewesen, das soeben auf erhabenem Kothurn über die Bühne gegangen. IV. V. 89—94. Ein kühler

Hauch weckte den Dichter; er hatte einen schönen Traum geträumt und fand sich nun wieder auf der alten Trümmerstätte. Die Nacht war vorüber, es verglühte schon das Frührot am Himmel, und von der jonischen Küste wehte ein Frühwind, der das Olivengesträuch über dem Haupte des Dichters rauschend bewegte. —

Die Orestsage ist von den drei großen Tragikern der Griechen in freier Weise bearbeitet worden. Jeder von den dreien hat zu seinen Zwecken Änderungen mit dem Stoffe vorgenommen, ohne auch nur im entferntesten befürchten zu müssen, daß er dadurch bei den Hörern Anstoß erregen werde. Schack folgt im allgemeinen der Darstellung des Äschylus. Er weicht aber insofern von den Eumeniden des letzteren ab, als er den Urteilsspruch auf den zum Tempel der Athene führenden Stufen fällen läßt, während Äschylus gerade den Areopag dazu ausersieht, um dieser altehrwürdigen Gerichtsstätte einen besonderen Nimbus zu verleihen. Pallas selbst bestimmt nach seiner Darstellung, daß von nun ab für alle Zeit das Blutgericht auf dem Areshügel stattfinden solle. Bei Äschylus sowie bei den beiden andern Tragikern wird hervorgehoben, daß besonders Apollos Orakelspruch Orest zu der schrecklichen That bestimmt.*) Apollo führt denn auch auf dem Areopag die Sache des Orest; trotzdem bleibt Orest's Schicksal unentschieden, da bei der Zählung der Lose sich Stimmengleichheit ergiebt. Erst nachdem Pallas für seine Begnadigung gestimmt hat, verlassen ihn die Erinyen. Schack spricht garnicht von jenem Orakelspruch des Apollo, läßt diesen Gott überhaupt nicht eingreifen, sondern die Berufung des Gerichts sowohl als die Entscheidung zu Gunsten des auf den Tod Verklagten allein durch Athene herbeiführen. Sehr schön und von erhebender Wirkung ist der den Eumeniden des Äschylus nachgebildete Schluß der Schack'schen Behandlung der Sage. Die den Verbrecher verfolgenden Schreckensmächte, die Erinyen, verwandeln sich in die Segen stiftenden Eumeniden („die neuen olympischen Götter"), deren Heiligtum unter feierlichen Gesängen eingeweiht wird.

Es ist unerläßlich, daß zu diesen Gedichten, in denen Vorgang und Handlung auf klassischem Boden sich abspielen, die betreffenden Partieen aus Schack's Lebensbeschreibung gelesen und durchgenommen werden. Die edle, klare Sprache entspricht ganz dem bedeutenden, in hohem Grade fesselnden, von der großen Liebe des Verfassers zu antikhellenischer Kultur und eindringendem Verständnis derselben zeugenden Inhalt. So lange noch die deutsche Jugend aus dem reinen Quell antikklassischer Bildung Schulung des Geistes und Empfäng-

*) Vgl. Goethes Iphigenie.

lichkeit des Gemütes für alles Schöne und Erhabene schöpft, so lange müßten diese Schack'schen Gedichte und die bezüglichen Schilderungen in Prosa als eine willkommene und stets zu benutzende Beihilfe für den Unterricht in unseren höheren Schulen erachtet werden. Vornehmlich sind folgende Abschnitte zu verwerten, Ein halbes Jahrh. II, S. 175—210, (Aufzeichnungen aus Sparta und Brussa), ferner III, S. 224—241 (Aufzeichnungen aus Athen). Ich führe hier nur ein paar auf unser Gedicht bezügliche Stellen an: II, S. 177: „Aber wenn ich, an einen Felsblock oder einen halbverwitterten Säulensturz gelehnt, von dem Buche (Anthologie der griechischen Lyriker) aufblicke, welch ein niederschmetternder Anblick der Verwüstung bietet sich mir dar! . . . . Wenn die aufgehende oder sinkende Sonne ihr zitterndes Licht in reicherem Farbenwechsel, als der am künstlichsten prismatisch geschliffene Kristall ihn hervorbringt, über Felsen und Ebene ergießt, oder wenn der Mondstrahl über sie hingleitet, glaubt man erst die Verödung weichen und das Land wieder aus seinem Ruin emporsteigen zu sehen. Aber ich habe gelernt, mich gegen diese Täuschung, die oft mit bestrickender Gewalt sich meines Geistes bemächtigte, zu waffnen. Denn das Erwachen aus dem kurzen Traum brachte immer eine zu herbe Enttäuschung! III, S. 227. „Mein Lieblingsplatz war auf einer der Stufen im Theater des Dionysos, das seit meinem ersten Besuche von Athen wieder zum größten Teil bloßgelegt ist und nun den Zuschauerraum, die Orchestra, sowie die Scene deutlich erkennen läßt . . . . Auf meinen Sitz zurückgelehnt, glaubte ich in dem Flüstern des Windes durch das wilde Gesträuch, das aus den Spalten zwischen den Steinen hervorsproßt, das Echo von Äschylos', Sophokles' und Euripides' Versen zu vernehmen, die einst hier erklungen. Die Scene vor mir belebte sich wieder mit den langhinrollenden Gewändern des Chors, der die Thyrsosstäbe schwingend, um die Thymele (den Altar in der Mitte der Orchestra) schritt. Ich sah den verwegenen Pentheus dem Gotte und seinen bekränzten Scharen auf ihrem Siegeszuge Halt gebieten und Agave in dionysischem Taumel, den Becher hoch in der Hand erhoben, die Bacchantinnen wider den eigenen Sohn führen, um den Lästerer zu zerreißen. Ein anderes Mal gewahrte ich den Titanen an den scythischen Felsen geschmiedet und die Töchter des Ozeans zu seinen Füßen, um den Dulder in seinem Weh zu trösten." Zu V. 36 ff. und 61 ff. Um Götter von oben auf die Bühne herabschweben zu lassen, besaßen die antiken Theater Flug- und Schwebemaschinen, um Schatten aus der Unterwelt nach oben gelangen und wieder verschwinden zu lassen, Versenkungen. Zu V. 88. Es war Sitte die Stücke der Tragödiendichter im Wett-

kampfe aufzuführen. Der Sieger erhielt einen Kranz. So hat auch noch Äschylus mit Sophokles um den Preis gerungen. Besonders bemerkenswert ist unser Gedicht aus dem Grunde, weil Schack sonst in keinem anderen den Hexameter verwandt hat. Platen hatte wohl nicht ganz unrecht, als er sagte:

„Weil der Hexameter episches Maß der Hellenen gewesen,
Glaubst du, er sei deshalb Deutschen ein episches Maß?
Nicht doch! folge des Wissenden Rat: Zu geringen Gedichten
Wend' ihn an! Klopstock irrte wie viele mit ihm."

Von den neueren und neuesten Dichtern haben den Hexameter zwar noch einzelne in größeren Gedichten zur Anwendung gebracht, z. B. Gregorovius im Euphorion, Hamerling im König von Sion; aber bei weitem die Mehrzahl der Dichter unserer Zeit hat zu erzählenden Dichtungen von größerem Umfange sich anderer Versmaße bedient. In dem vorliegenden Gedichte erscheint der Hexameter mit dem Pentameter verbunden; wir haben es also hier mit dem elegischen Versmaße zu thun, wie ja auch das Gedicht als eine echte Elegie zu bezeichnen ist. „Bei der Elegie darf die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen", sagt Schiller. Hier wie in vielen anderen Gedichten des Grafen v. Schack begegnen wir dieser durch die Begeisterung für das Ideal erweckten Trauer, namentlich wenn es sich um das ihm vorschwebende Ideal des verschwundenen Hellenentums handelt.

Bei den Schack'schen Hexametern zeigt sich nun überwiegend die bei den Alten im allgemeinen seltener gebrauchte weibliche Cäsur im dritten Takt, bisweilen auch die männliche im vierten Takt verbunden mit einer weiblichen im zweiten z. B. V. 7, 23, 45, 47. Eine männliche Cäsur im vierten verbunden mit einer männlichen im zweiten Takt finden wir nur in V. 15:

Während ich saß | und das Auge bethränt | auf den Trümmern mir ruhte.

Der Rhythmus erhält durch diese Cäsuren etwas Wiegendes. Bisweilen rollt der Rhythmus bei häufigem Zusammenfall des Wort- und Versfußes und Anwendung reiner Daktylen schnell zu seinem Ende hin, z. B. V. 81:

Feiern mit Hymnen die neuen olympischen Götter, die heiter

Der regelmäßig gebaute Pentameter hemmt den Fluß dieser Hexameter, und indem ersterer den Rhythmus zur Ruhe bringt, wirkt er zugleich beruhigend auf das Gemüt des Lesers oder Hörers. Nur ein Pentameter enthält eine Tonversetzung, V. 80:

Schreiten Athens Jungfraun, | Kränze von Myrten im Haar.

Es soll hier der gemessene, feierliche Schritt durch den Takt versinnlicht werden; es ist natürlich das Wort „Jungfraun" mit dem Hauptton auf der ersten und einem Nebenton auf der zweiten Silbe zu lesen.

Staunen, durch ein Plötzliches, Unvermutetes hervorgerufen, drückt die Tonmalerei des folgenden Hexameters aus, V. 25:

Horch, auf einmal da was hör' ich? Ein Rauschen dem Sturm gleich

III., 2., S. 42, ff. Perikles.

„Perikles ist .... nicht nur der Vertreter einer kurzen Zeitspanne — der perikleischen Ära, und eines kleinen Staatswesens — der attischen Republik; ja er ist nicht nur der Hauptvertreter einer großen Nation und ihrer Geschichte — der hellenischen; sondern mit dem allen zugleich ist er auch der eigentliche Repräsentant eines ganzen Weltalters und einer universalen Entwickelungsstufe der Menschheit. Er steht im Zenith des gesamten antiken oder klassischen Weltalters und vertritt dergestalt in hervorragendster Stellung eine jener weit und hoch geschwungenen Kulturwellen, die, bemessen nach Jahrtausenden, in ihrer Aufeinanderfolge bestimmt sind, die Menschheit ihren höchsten Kulturzielen, ihrer irdischen Vollendung entgegenzuführen." So spricht sich einer der bedeutendsten Kenner des klassischen Altertums, namentlich des perikleischen Zeitalters, über die Bedeutung des Perikles und seiner Zeit für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit aus. Es ist Professor Adolf Schmid in Jena. (Perikles und sein Zeitalter. Verl. von H. Dufft, Jena 1877. Einl. S. 3.)

Gliederung des Gedichtes. I. V. 1—8. Einleitung. II. V. 9—44. Glückliche Kinderjahre. III. V. 45—61. Der feurig strebende Jüngling. IV. V. 62—73. Der ruhmgekrönte Sieger. V. V. 74—153. Der unvergleichliche Lenker des athenischen Staates. a) Förderung der Baukunst und Plastik. Schmückung Athens. b) Perikles' Familienleben. Förderung der übrigen Künste. VI. V 154—196. Höhepunkt seines Daseins. Am Fest der Panathenäen darf er mit hoher Befriedigung auf seine Schöpfungen blicken und sein Leben als ein hochbegnadetes preisen. VII. V. 197—208. Sein Tod.

Erklärungen. V. 9 ff. Perikles ist im Jahre 493 v. Chr. geboren.

V. 21. „Und sahst die großen Adler fliegen." S. Str. 3 des Gedichts „Olympia," S. 47, ff. und die Erl. dazu S. 145.

V. 26. Der attische Sklave hatte im allgemeinen kein schweres Los und wurde häufig wie ein Mitglied der Familie behandelt.

V. 27. Unter Klisthenes ist der Gesetzgeber zu verstehen, welcher die Pisistratiden vertrieb und die athenische Staatsverfassung auf demokratischer Grundlage ausbaute. Er stammte aus dem Geschlechte der Alkmäoniden und war von mütterlicher Seite ein Großoheim des Perikles. Übrigens war letzterer auch mit dem Orthagoriden Klisthenes, dem letzten Tyrannen von Sikyon, verwandt; dieser war der Urgroßvater des Perikles.

V. 38 ff. Daß Äschylus (geb. 525 † 456 v. Chr.) in der elterlichen Familie des Perikles verkehrte, ist sehr wahrscheinlich, wenn auch kaum geschichtlich nachweisbar.

V. 45 ff. Perikles erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Seine Lehrer in der Tonkunst, für die er schon früh eine große Neigung zeigte, waren Pythokleides und Damon. Philosophie, Naturwissenschaft, Dialektik und Redekunst studierte Perikles unter der Leitung der beiden berühmtesten Meister ihrer Zeit, des Eleaten Zeno und des bahnbrechenden Philosophen Anaxagoras. Vgl. Schmid, a. a. O. S. 13.

V. 62—73. Von dem Seezuge des Perikles nach dem Pontus, d. h. nach den Küsten, besonders der südlichen des schwarzen Meeres, an denen viele griechische Städte lagen, spricht namentlich auch Plutarch. (Perikles, Kap. 19 u. 20.)

V. 72. Die Cyaneen sind Inseln, welche dicht vor dem auf der äußersten Landspitze des Bosporus gelegenen Leuchtturme des jetzigen Dorfes Fanaraki liegen.

V. 93. „des Anchesmus Fels“, ein im Nordosten von Athen nahe bei der Stadt gelegener Berg. Über die auf Veranlassung des Perikles aufgeführten Prachtbauten vergl. Plutarch a. a. O. Kap. 13.

V. 95. Kallirrhoë oder Enneakrunos, eine Quelle im östlichen Teile der Stadt.

V. 102. Kanephoren und Karyatiden wurden von der bildenden Kunst vielfach als Gebälkträgerinnen dargestellt.

V. 104. Myron hat mehr hervorragende Werke in Erz geschaffen, Phidias und Polyklet in Marmor.

V. 106 ff. Es ist von dem plastischen Schmuck der Wände des Parthenon hier die Rede. Es waren dreierlei Skulpturen dort angebracht. 1. in den Metopen.*) Sehr hohe Reliefs, hauptsächlich Centaurenkämpfe darstellend, aber auch andere Gegenstände. Es sind dieses die unvollkommensten, wahrscheinlich von Schülern des Phidias herrührenden Verzierungen; 2. der Fries, der im

*) Vgl. „Die Athener in Syrakus.“ Erl. S. 155. Eine Abbildung eines griechischen Tempels ist wohl in jeder höheren Schule zu finden.

Innern oben um die Wände herumläuft und den Zug darstellt, der sich bei dem Fest der Panathenäen zur Pallas Parthenos hinaufbewegt. Letztere, aus Elfenbein und Gold gefertigt, rührt von Phidias her, wahrscheinlich auch der ganze oben genannte Zug, wenn er auch vielleicht nicht völlig von ihm, sondern von Schülern vollendet ist. Über den Raub dieses Frieses durch Lord Elgin läßt sich Schack in folgender Weise aus, Ein halb. Jahrh. III., S. 236: „Schmückte der große Fries des Phidias, der von Lord Elgin nach England geschleppt worden ist und sich nun im Britischen Museum befindet, noch das Parthenon, so würde dasselbe freilich in doppeltem Glanze strahlen. Allein ehe man diesen Raub beklagt, sollte man bedenken, daß jenes Werk des großen athenischen Meisters, wenn es an Ort und Stelle geblieben wäre, wahrscheinlich bei der Beschießung der im griechischen Freiheitskriege zur Festung umgewandelten Akropolis zu Grunde gegangen sein würde." Ernst Curtius. (Die Akropolis von Athen. Ein Vortrag u. s. w. Berlin, W. Besser 1844, S. 31) ist freilich andrer Ansicht; 3. die Statuen an den östlichen und westlichen Giebeln; es sind dieses die Hauptfiguren. An dem einen Giebel war die Geburt der Athene, an dem anderen ihr Streit mit Poseidon dargestellt. Wir kennen nur Bruchstücke hiervon, und zwar sind dieselben auch fast alle von Lord Elgin nach England gebracht. Diese Giebelfiguren jedenfalls meint Schack, wenn er singt (V. 108—110):

„Und hoch von ihres Heiligtumes Dach
Sah Pallas nieder, ewig wach,
Um ihre Lieblingsstadt zu hüten."

V. 111—160. Auf diesen Abschnitt, der von Perikles' Familienleben handelt und der Förderung der übrigen Künste durch ihn, muß hier noch etwas näher eingegangen werden. Zuvörderst ist hervorzuheben, wie sehr der Dichter recht hat, wenn er den Einwirkungen, die das Haus des Perikles auf die weitesten Kreise und nach den verschiedensten Richtungen hin ausübte, die hervorragendste Bedeutung beimißt. Der Dichter nennt nur einige jener einzig großen Männer, die in dem Hause des Perikles aus- und eingingen. Es sind selbstverständlich deren viel mehr gewesen, wenn auch nicht von allen hiefür der historische Beweis geliefert werden kann, wie dieses z. B. von Sophokles, Euripides, Sokrates, Zeno, Anaxagoras, Protagoras, Phidias u. a. möglich ist. „(Dieses Haus) war zugleich der höchste geistige Centralpunkt des gesamten Altertums. Denn aus dem Innern dieses Hauses gingen die zündenden Funken des Genies, alle Impulse des Geistes, alle Strahlen der Kunst hervor, welche nicht nur Athen verherrlicht, sondern auch die ganze Welt

bis auf den heutigen Tag befruchtet haben. Aus ihm erwuchs jene Blütenfülle des Schönen, wodurch die Lokalkultur Athens zur Nationalkultur von Hellas und damit zur höchsten Kulturstufe der Menschheit im Altertum überhaupt erhoben ward." Schmid, a. a. O. Bd. I., S. 121. Jedoch nicht nur, ja nicht einmal hauptsächlich wurden jene Männer von Perikles angeregt und beeinflußt, sondern ganz in demselben, wenn nicht noch in höherem Grade, durch Aspasia. Vergl. Schmid, a. a. O. I., S. 89 ff. „Perikles und Aspasia", ferner S. 113 ff. „Der Gesellschaftskreis des Perikles und der Aspasia". Wir haben uns freilich von Perikles, namentlich aber von Aspasia ein anderes Bild zu machen, als uns von so manchen Geschichtsbüchern alter und neuer Zeit entrollt wird. Selbst Plutarch wird Perikles nicht völlig gerecht. Was aber die Beurteilung der Aspasia anlangt, so läßt er sich gleich vielen andern verleiten, die scherzhaft übermütigen Bemerkungen und Witzworte der Komödiendichter Kratinos, Aristophanes u. a. für bare Münze, die Verleumdungen athenischer Wüstlinge oder politischer Gegner des Perikles für Wahrheit zu nehmen. Nach den überaus sorgfältigen Forschungen des Professor Schmid stellt sich heraus, daß der ursprüngliche Stamm der Überlieferung folgender war: „Aspasia von Milet war eine Sophistria, eine Lehrerin der Redekunst, und später die Ehefrau des Perikles." „Allerdings brachte Aspasia das freiere Naturell und den freien Ton Joniens nach Athen herüber. Gewöhnt an die heimatlichen Sitten, an den unbefangenen geselligen Umgang beider Geschlechter, nahm sie keinen Anstand, auch in Athen sich offen und frei in der Gesellschaft von Männern zu bewegen, im Gegensatz zu der strengeren athenischen Sitte, die den Frauen den männlichen Umgang möglichst zu meiden gebot." Es zeigte sich aber nirgend bei ihr auch nur die geringste Spur nichtsittlicher Neigungen und Bestrebungen. „Immer und immer vielmehr waren es nach den unbefangenen und unverfälschten Quellen geistige Impulse und Ideen, welche Philosophen und Staatsmänner, Dichter und Künstler in den Gesprächen mit ihr empfingen und davontrugen. Freiheit, Scharfsinn und Geschmack waren die Würzen ihrer Unterhaltung. Nach den Schilderungen des Sokrates und seines Freundes und Schülers Äschines zeichnete sie namentlich aus: ein eminenter Verstand, eine vollständige Kenntnis der öffentlichen Angelegenheiten, ein feiner politischer Takt, eine schnelle Besonnenheit und eine außerordentliche Schärfe des Urteils." (Schmid, a. a. O. I., S. 100.) „Perikles lebte mit Aspasia in ununterbrochen glücklicher Ehe. Ihr beiderseitiges Verhältnis beseelte eine innige und stets gleichmäßige Zärtlichkeit. Nie,

wird erzählt, ging er aus, und nie kehrte er heim, ohne sie mit einem Kusse zu begrüßen. Sein Haus war und blieb daher die trauliche Stätte, die er allen Gelagen, allen Gesellschaften außerhalb desselben vorzog. Aspasia übte auf ihn und seine Politik, auf seine öffentlichen Reden, auf seine Kunstideale und Kunstpläne eine, wenn auch nicht maßgebende, doch bedeutsame und bildnerische Einwirkung aus; sie war in allem seine Beraterin" .... „Zugleich aber teilte sie mit Perikles das hohe, weitreichende Ansehn, welches ihm die Allmacht seiner politischen Stellung verlieh. Kein Wunder daher, wenn sie aus allen diesen Gründen die Blicke des Neides auf sich zog, wenn man sie scheel ansah und immer maßloser verleumdete." (a. a. O., S. 105) Des Dichters Urteil, welches in den Worten

„Da waltete mit dir Aspasia,
Das größte Weib, das Hellas sah,
Und was geheim an herrlichen Entwürfen
Du bargst, an ihrer Liebe Sonnenschein
Ließ sie's zur goldnen Frucht gedeihn"

liegt, ist also ein vollkommen zutreffendes und in keiner Weise übertriebenes.

V. 133—141. Sophillos Sohn ist Sophokles (geb. 496 † 406 v. Chr.). Vgl. zu dieser Stelle Sophokles Ödipus Colon. V. 668 ff.

V. 142—153. Aristophanes, der große Komödiendichter, ist geb. um 444, gest. um 385 v. Chr.

V. 154 ff. Von dem Parthenon auf der Akropolis, deren großartige Schmückung mit den schönsten Tempeln und Statuen eine der Hauptschöpfungen des Perikles ist, läßt der Dichter ihn am Feste der Panathenäen Rundschau halten, einen Rückblick werfen auf sein thatenreiches, erfolggekröntes Leben und einen Blick in die Zukunft thun, der ihm die Gewißheit giebt, daß diesem seinem Athen eine ewige Dauer im Geiste der Menschheit gesichert ist. Daß Perikles am Schlusse seines Lebens auch noch den Wankelmut seines Volkes kennen lernen mußte, übergeht der Dichter und zwar mit Recht. Das Volk hat seinen Fehler schnell wieder gut zu machen gesucht. Als nach seiner Verurteilung alle öffentlichen Angelegenheiten ins Stocken geraten waren, da übertrug ihm das Volk aus freiem Antriebe wieder die Leitung aller Geschäfte, es wurde ihm Abbitte geleistet und er mit Ehren überschüttet. Noch mehr! Da Perikles früher ein Gesetz durchgebracht hatte, wonach nur diejenigen Söhne das volle athenische Bürgerrecht genießen durften, deren Eltern beide athenische Bürger waren, so hatte sein Sohn Perikles, den ihm Aspasia geboren, und welcher, nachdem seine beiden Söhne aus erster Ehe von der Pest dahingerafft, ihm

allein noch übrig geblieben war, das athenische Bürgerrecht verloren. Jetzt wurde dem Vater gestattet, ihn als athenischen Bürger in die Liste eintragen zu lassen. (Über das Ende dieses jüngeren Perikles siehe die Erl. zu Str. 12 des Ged. „Die Athener in Syrakus.“ S. 153.) Bald nach diesen Vorgängen wurde Perikles von einem schleichenden Fieber (nicht von der Pest) ergriffen. Er starb, 64 Jahre alt, im September des Jahres 429 v. Chr. Kurz vor seinem Tode soll er zu den sein Sterbebett umgebenden und durch Aufzählung seiner ruhmreichen Thaten ihm Trost zusprechenden Freunden gesagt haben: „Ich wundere mich, daß ihr nur solche Dinge von mir erwähnet und preiset, an denen das Glück so viel Anteil hatte und deren sich auch andere Heerführer rühmen könnten. Das Wichtigste und Rühmlichste aber übergeht ihr ganz. Um meinetwillen hat kein athenischer Bürger ein Trauerkleid anzulegen gebraucht.“ (Plutarch, Perikl. Kap. 38.) Wahrlich ein bedeutsamer, das Wesen des großen Mannes trefflich kennzeichnender Ausspruch. Geibel (Ges. W. IV., S. 9.) in seinem „Der Tod des Perikles“ überschriebenen Gedichte giebt obigem Ausspruche folgende Wendung:

„Weinet nicht ihr Treuen! Immer war's mein Stolz,
Daß keines Bürgers Thräne jemals floß
Um meinetwillen; laßt mich diesen Ruhm
Bewahren bis ans Ende!“

In Geibels Darstellung erscheint Perikles von der ihm durch das Volk widerfahrenen Unbill tief und schmerzlich getroffen. Nur dadurch, daß er die Kränkung als eine Ausgleichung für das ihm früher in so hohem Maße zu teil gewordene Glück anschaut und seine ganze Philosophie zu Hilfe ruft, kommt er über dieselbe hinweg. „Wir sind am Faulen und das Glück ist hin,“ lautet der Schluß seiner philosophischen Betrachtung. Zuletzt rafft er sich doch auf, und mit den Worten: „Doch ziemt mir's nicht zu klagen“, beginnt er nun, kurz zusammenfassend, sich zu vergegenwärtigen, wie ihm zu Hellas' und zu seinem Ruhme Unsterbliches zu schaffen verstattet war. So scheidet er gefaßt vom Leben.

Es ist wohl anzunehmen, daß Perikles, da er nur für ganz kurze Zeit unter dem Wankelmut seines Volkes zu leiden hatte und dann für die ihm widerfahrene Kränkung auf alle nur mögliche Weise entschädigt wurde, seine letzte Stunde durch so traurige Betrachtungen sich nicht hat verbittern lassen.

Mit Bezug auf die äußere Form des Gedichtes ist zu bemerken, daß dasselbe in gereimten Versen abgefaßt ist, die in Bau und Rhythmus den freien Accentversen sich nähern. Zwar ist der jambische

Takt im allgemeinen beibehalten, bisweilen aber wird derselbe kühn durch daktylisch-trochäische Verse unterbrochen z. B.,

V. 29. Trunkenen Ohres von des Vaters Munde

V. 35. Leuchtenden Auges ihn umstanden alle

Der plötzliche Wechsel des Taktes lenkt nicht bloß die Aufmerksamkeit des Lesers auf diese vom Dichter absichtlich hervorgehobenen Stellen, sondern veranschaulicht auch die große Spannung und das freudige Interesse, mit dem der Sohn den Erzählungen des Vaters, alle Hausgenossen und Freunde den Liedern des Rhapsoden lauschten. Folgende Verse beginnen mit einer hochtonigen Silbe, welcher eine oder zwei tieftonige bzw. unbetonte folgen: V. 48. Tri'nkscha'len, V. 53. Lu'stwa'ndeltest, V. 90. Rei'chpra'ngend. Das volltönende Wort im letztangeführten Verse veranschaulicht die Pracht und den Reichtum, ebenso das erste Wort in dem zweiten der folgenden Verse (V. 165 u. 166):

Dein Auge hin auf deine ganze
Glorreiche Schöpfung glitt!

Dieser Vers ist so zu lesen, daß jede der beiden ersten Silben den Hochton trägt. Der Dichter hat hier absichtlich zu malerisch-rhythmischen Zwecken die Senkung ausgelassen. Ähnliche Absichten sind aus dem Bau und Rhythmus folgender Verse zu erkennen: V. 38, 43, 94, 172, 177, 177, 185.

Es wechseln das ganze Gedicht hindurch ohne bestimmte Regel vier- und fünftaktige Verse, und was den Reim anlangt, so folgen sich gepaarte, gekreuzte und umarmende Reime ebenfalls ohne bestimmtes Grundgesetz. Gerade diese Ungebundenheit verstattete dem Dichter so lebhaft und anschaulich zu schildern und zu malen und durch alle diese angewandten Mittel den Hauptzweck zu erreichen, nämlich im Anschluß an diese alles überragende Hochgestalt des klassischen Hellenentums uns ein Bild zu geben von dem Ideal, daß er von dieser Kulturperiode in seiner liebenden Seele trägt.

III, 3. S. 47, ff. In Olympia.

Als Xerxes mit seinem gewaltigen Heere schon tief in Griechenland eingedrungen war und auch das Thor zum eigentlichen Hellas, der Paß der Thermopylen, durch Verrat sich ihm erschlossen hatte, brachten ihm Überläufer die Nachricht, daß die Hellenen das Fest der Olympien mit Wettkämpfen und Wagenrennen feierten. Auf die Frage, um welchen Preis dort gerungen würde, gaben die Leute zur Antwort: „Um den Kranz vom Ölbaum." Da rief einer der persischen Großen aus: „Wehe Mardonius, gegen was für Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!" So berichtet Herodot. (Vergl.

Ernst Curtius; „Olympia." Ein Vortrag, Berl. W. Hertz 1852, S. 1).

Gliederung des Gedichtes. In der Einleitung (Str. 1 und 2) drückt der Dichter sein schmerzliches Staunen aus über die traurige Verwandlung der Stätte des Ruhms in ein ödes Feld. Im ersten Teile, welcher die Strophen 3—7 umfaßt, giebt uns der Dichter eine kurze, aber sehr anschauliche Schilderung dessen, was Olympia früher war. Es folgt dann in Str. 8 noch einmal die Klage über den Untergang all der Herrlichkeiten, die die edelsten Geister eines begnadeten Volkes geschaffen. Der 3. und letzte Teil (Str. 9—12) läßt uns einen Blick in die Zukunft Olympias thun. Olympia wird zu neuem, größerem Ruhmesglanze erstehen, wenn die Menschheit, nachdem sie den „dunklen Fleck," den Glaubenshaß und Glaubenshader getilgt, sich zu einem großen, harmonisch gestalteten Körper zusammengeschlossen hat, in dem allein die christliche Liebe das schlagende Herz ist. Es wird dann die Religion der Liebe, vereint mit dem Kultus des Schönen, der in dem klassischen Griechentum zur höchsten Blüte gelangt ist, eine höhere Lebenseinheit schaffen, aus der jeder Mißklang verbannt sein wird. Dann wird Olympia wieder ein Sammelplatz nicht bloß der Hellenen aller Stämme, sondern der Vertreter der ganzen Menschheit sein. Vergl. d. Erklr. zu d. Gedicht „Chorgesang" S. 124.

Erklärungen. Str. 1. Phasis, ein Fluß Kleinasiens, an welchem eine Stadt gleiches Namens lag, und der sich in das östliche Ufer des schwarzen Meeres ergoß. In ältester Zeit galt der Phasis als Grenzfluß zwischen Europa und Asien, dann als Grenzscheide zwischen Kleinasien und Kolchis. Es sind zu verschiedenen Zeiten verschiedene Flüsse so genannt worden. Baetis, Hauptstrom der gleichnamigen Provinz, jetzt Guadalquivir. Gades, das heutige Cadix. Das Land der Argonauten, ursprünglich ein unbestimmt gelassenes, fernes Land. Seit Pindar galt Kolchis als das Land, wohin die Argofahrer zogen, um das goldene Vließ zu holen. Pharus, Insel an der ägyptischen Küste, die durch ihren Leuchtturm berühmt war.

Str. 2. Des Pindar*) Oden. „Ich bin kein Erzbildner", singt Pindar, „was ich schaffe, bleibt nicht mit träger Fußsohle auf dem Gestelle stehen". Pindars olympische Festgrüße sind durch das geflügelte Wort zu Land und zu Wasser weit hinausgetragen worden über das Thal des Alpheios, weithin über das hellenische Land. Denn es war ja der olympische Sieg nach griechischem Glauben nicht ein einzelnes, glänzendes Ereignis des Lebens, nach welchem alles wieder in das alte Gleis zurückkehrte. Es war der Anfang eines neuen Lebens, es war der Aufgang einer Sonne, welche über

*) Geb. 522 † 442 v. Chr.

das ganze Leben des Bekränzten, über sein Geschlecht und seine Vaterstadt einen milden und wärmenden Glanz verbreitete; denn der Hellene dachte sich nie vereinzelt, sondern im lebendigen Zusammenhange mit seinem Stamm und der Gemeinde seiner Stadt. Darum folgte der ersten Festfreude, welche bei dem Getümmel Olympias und der vielgeteilten Aufmerksamkeit nicht zur vollen Berechtigung kommen konnte, die eigentliche Feier bei der Heimkehr. Man riß die Stadtmauern ein, um dem Wagen des Siegers Bahn zu machen; was bedurfte die Stadt der Mauern, die solche Männer hatte!" In festlichem Zuge ging es dann zum Tempel der Stadtgottheit, welcher das Dankopfer dargebracht wurde, woran sich das Festmahl schloß. „Für diese Feier galt es, den schönsten Schmuck zu suchen in dem Liede eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde. Glücklich, wer einen Pindar gewinnen konnte; denn er ahnte wohl, daß dadurch sein Ruhm der Unsterblichkeit übergeben sei! Das Lied wurde beizeiten bestellt, damit der Dichter es nach der Geschichte des Siegers und seines Geschlechts einrichten, damit es von einem Chore (der Epheben Chor") erlernt und eingeübt werden konnte .... Man denke sich aber die Hymnen Pindars nicht wie Vergötterungen sterblicher Menschen, wie Huldigungen einer pomphaften Schmeichelei! Ein hoher Ernst geht durch seine Lieder .... Das Siegesglück soll nicht im Taumel genossen, es soll als Gottes Gabe erkannt, es soll mit Würde getragen, es soll wie ein Segen in das ganze Leben verwebt werden ... . In den Liedern Pindars findet der olympische Sieg seine höchste Weihe und Verklärung; sie wurden von Theben aus wie ein goldner Same echter Weisheit, Kunst und Gottesfurcht ausgestreut in alles hellenische Land. Sie gingen zu Lande nach Thessalien, sie gingen zu Schiff nach Asien und Afrika, sie wurden an den Höfen von Cyrene und Syrakus gesungen, sie wurden in die Pfosten rhodischer Tempel eingegraben und von Geschlecht zu Geschlecht wie eine unverwelkliche Blüte der Dichtkunst getragen. Das war den Griechen Olympia". Curtius, a. a. O. S. 29. ff.

Weihaltäre, Tripoden. S. Curtius, a. a. O. S. 19: „In der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, sah man ein Labyrinth von Kunstwerken .... Die Straßen und Plätze aber waren von den dichten Reihen der Siegerstatuen eingefaßt .... Wer aber zählte die Menge der anderen Weihgeschenke, alle jene Denkmäler, für die man ihrer allgemeinen Bedeutung wegen keinen würdigeren Standort zu finden wußte als den Boden der Altis!"

Str. 3. „O Tag der Tage, Stolz der Olympiade;" gemeint ist der vierte Festtag, an welchem die ritterlichen Spiele

(Pferde- und Wagenrennen) stattfanden: „aufflatterten die goldnen Aare“ . . . „In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenstände mit der Halle des Agnaptos (Name des Erbauers der Halle) bildeten, stand ein Altar; auf dem Altar saß ein eherner Adler, welcher in die Luft steigend, dem Volke umher den ersehnten Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig senkte sich der Delphin, der an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag, ein Sinnbild des reisigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker.“ . . . . . Curtius, a. a. O. S. 26. Nach Schack war das Aufsteigen des ehernen, im Sonnenlicht goldig glänzenden Adlers das Zeichen zum Beginn der Wettkämpfe überhaupt.

Str. 5. Der Meles war ein kleiner Küstenfluß bei Smyrna. Nach der Sage soll Homer an der Quelle desselben in einer Grotte seine Gesänge gedichtet haben. Akragas, Agrigentum, jetzt Girgenti, Stadt an der Südküste Siziliens.

„ein Gebet vor Phidias Marmorriesen.“ Das Aufflattern des großen, goldglänzenden Adlers giebt dem Geiste eine erhabene Vorstellung von den Kämpfen, deren Beginn er verkündigt; darum hat Schack ihn zum Herold für alle olympischen Spiele gemacht und ist somit absichtlich von der Überlieferung abgewichen. Ähnlich verhält es sich mit Phidias Marmorriesen. Das Wort klingt voll und bedeutsam und verdeutlicht viel besser die Größe und Erhabenheit dieses Bildwerkes, als wenn der Dichter von einem Riesen aus Gold und Elfenbein gesprochen hätte, aus welchen Stoffen der Zeus des Phidias thatsächlich bestand. „Es ist ein wichtiges Kennzeichen der alten Kunst, daß ihre Schöpfungen größer erscheinen, als sie sind. Bei neueren Bau- und Bildwerken suchen die Führer nicht selten die Bewunderung dadurch zu steigern, daß sie die Größe des Werks in Zahlen angeben. Pausanias (von ihm besitzen wir eine Reisebeschreibung griechischer Landschaften. Er lebte im zweiten Jahrh. nach Chr.) aber tadelt die, welche die Maße des olympischen Zeus in der Nähe des Kolosses aufgeschrieben hatten. Man fühlte sich enttäuscht; jeder hatte ungleich größeres zu sehen geglaubt. So überwältigend war die einfache Großartigkeit der Verhältnisse, man begriff kaum, wie das Tempelhaus diesen Gott fassen könnte.“ Curtius, a. a. O. S. 14. Bekannt ist, daß Phidias bei der Herstellung der Bildsäule des Gottes an die Verse des Homer, Il. 1,528 f. gedacht haben soll, wo Zeus den Bitten der Thetis „zuwinkt mit dunklen Brauen;

Und die ambrosischen Locken des Königes wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt; es bebten die Höhn des Olympos.“

Str. 7. „Drauf Jubelruf und Schall von Festpäanen" — Es gab Bitt-, Preis-, Dank-, Sühne- und Siegespäane; die letzteren sind hier gemeint. Die Sieger wurden unter feierlichen Hymnen im Tempel vor den Augen des Zeus mit den Kränzen des Ölbaums geschmückt und ihnen die Palme in die Hand gegeben. Sie brachten darauf am Altare des Zeus ihr Dankopfer dar und wurden dann festlich bewirtet. Das Volk lagerte sich vor der Altis im Haine der Platanen im Freien oder in Zelten und hielt unter Siegesgesängen ebenfalls sein Festgelage bis tief in die Nacht hinein. Dieses zugleich zur Erklärung des Verses „Skolien und Becherklang beim Gastgebot". — Skolien waren Lieder, die größtenteils aus dem Stegreif von den Teilnehmern an einem Gastmahl gedichtet und gesungen wurden. Erst in späterer Zeit gab es kunstmäßig ausgestaltete Skolien, so z. B. die von Alcäus und Sappho und besonders die von Pindar. Es drängten sich, singt Schack, Hellenen der verschiedensten Stämme „um Sappho's Leier und um den Musenleser Herodot". — Seit der 80 Olympiade wurden vor dem Volke auch Vorträge und Reden gehalten und Dichterwerke vorgetragen; es waren dieses die sogenannten musischen Wettkämpfe, die auf die gymnischen und ritterlichen folgten. Es wird erzählt, daß Herodot einen Teil seiner Geschichte der Perserkriege hier vorgetragen haben soll. Herodots Werke sind von alexandrinischen Kritikern in 9 Bücher geteilt, von denen jedes mit dem Namen einer Muse bezeichnet worden ist, daher nennt ihn Schack „Musenleser". Sappho lebte zwischen 630 und 570 v. Chr. auf der Insel Lesbos; sie ist die größte Dichterin des Altertums.

Str. 8. „durch den Moder grub — Ein neues Bett sich der Alpheus-Strom." Der Alpheus hat häufig seine Fluten über die Altis strömen lassen. Wenn er nun auch an der Zerstörung der herrlichen Denkmäler der Kunst mitgewirkt hat, so hat er andererseits unter seiner Schlammdecke viele Schätze sicher aufbewahrt. Winckelmann hatte dieses erkannt, es war ihm aber nicht ermöglicht, letztere zu heben. Sechzig Jahre nach seinem Tode hatte eine französische Kommission dieses zu thun begonnen, gab aber trotz reicher Funde die Nachgrabungen auf. Die deutsche Regierung hat nun, der Anregung Ernst Curtius' Folge gebend, unter dessen Aufsicht umfassende Nachgrabungen veranstalten lassen, die von den schönsten Erfolgen gekrönt worden sind. Hippodrom, Rennbahn für Roß- und Wagenrennen.

Zu Str. 9—12 s. d. Gliederung, S. 143. Zu vergl. ist der Schluß des Curtiusschen Vortrages. „Was dort in der dunkeln Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottes-

boten in die Welt ausgezogen sind und einen höhern Frieden verkündet haben als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden, und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kräfte der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude."

Das Gedicht ist in Strophen zu 7 Versen gedichtet. Es sind jambische Fünftakter, von denen die vier ersten gekreuzten Reim besitzen. Der vierte Vers reimt dann noch mit dem siebenten und der fünfte mit dem sechsten, so daß hier noch der umarmende Reim eintritt. In dem zweiten Verse der ersten Strophe sind nur 4 Takte enthalten. In dem 4. Verse der 7. Strophe weicht der Dichter absichtlich von dem gewählten Versmaße ab:

„Skolien und Becherklang beim Gastgebot" —

Der erste Takt ist daktylisch, und ebenso wird beim Lesen auch der zweite klingen. Das Muntere, Fröhliche und Ungebundene dieser Gesänge wird hier rhythmisch zum Ausdruck gebracht. Ähnlich verhält es sich mit dem 3. Verse derselben Strophe: „Frohes Gewühl" u. s. w. Der 4. Vers der 8. Strophe ist zu lesen:

„Kroni'ons Te'mpel sa'mt dem Hi'ppodro'm" —

In dem 4. Verse der 9. Strophe begegnen wir wieder demselben Worte als Versanfang wie in „Perikles" V. 166: „Glorreiches Thal". — Der deutsche Dichter ist eben nicht an dieselben Gesetze gebunden wie der griechische oder römische; er darf und soll dem Genius der Sprache folgen, und es muß ihm namentlich gestattet sein, den Rhythmus dem Inhalte anzupassen. Sehr lehrreich ist, was Beyer in seiner „Deutschen Poetik" über den Blankvers I, S. 312 ff. und über Schillers Bühnenverse I, S. 367 f. in diesem Bezuge sagt: „Wollte der Deklamator die Schiller'schen Bühnenverse durchweg nach den Anforderungen des Versrhythmus lesen, sofern sie die Silbenzahl des jambischen Quinars einhalten und somit Silbenschema und Rahmen desselben ausfüllen, so würde wohl selbst der letzte deutsche Bauer den Kopf schütteln."

III, 4. S. 50 Homer.

Str. 2. Meles. S. die Erkl. zu III, 3, Str. 5, S. 145.

Str. 3. Sipylus, Zweig des Tmolosgebirges in Lydien.

Str. 5. Das Land der Lästrigonen ist bei Homer ein im fernen Norden gelegenes Land mit sehr kurzen Nächten. Vergl. zu dem Gedicht Schack, Ein halbes Jahrh. I, S. 190 f. „Wie jeder Mensch sich in seine Kindheit als in ein verlorenes Eden zurücksehnt, so umfangen uns die Gesänge des Homer besonders deshalb

mit einem unwiderstehlichen Zauber, weil wir durch sie in die Jugendzeit der Welt wie unseres eigenen Lebens zurückzukehren glauben, und ich selbst habe eine Periode gehabt, wo ich nichts anderes lesen mochte. Als ich mich aber dann in die Dichtungen späterer Tage bis herab auf die unseres Jahrhunderts vertiefte, erkannte ich, daß auch die neuere Poesie ihre eigenen hohen Vorzüge hat, von denen sich in Ilias und Odyssee keine Spur findet."*)

IV. Romanzen und Balladen.

Schack's Balladen und Romanzen zeichnen sich durch Knappheit und Klarheit des Ausdrucks und Geschlossenheit der Darstellung aus. Alles epische Beiwerk ist vermieden, und die Handlung wird geradeswegs zu ihrem Ziele geführt. Ferner zeigt sich in allen ein tief sittlicher Gehalt, so daß diese Gedichte sich ganz besonders zur Behandlung in der Schule eignen. Viele von ihnen sind übrigens so geartet, daß sie schon auf der Mittelstufe ihre Verwendung beim Unterricht finden können.

IV, 1. S. 51 ff. Evadne.

Gliederung. Str. 1—4. Die Trauerbotschaft. Str. 5—Str. 7, V. 3. Die Schlimmes brütende Evadne wird von den Ihrigen bewacht. Str. 7. V. 4—7 bis Str. 14, V. 3. Evadne giebt vor, von Bacchus zu seiner Dienerin erwählt zu sein, und schlingt mit den Mänaden den bacchischen Reigen. Str. 14, V. 4—7 bis Str. 18. Evadnes Tod.

Erklärungen. Eteokles und Polynices, die Söhne des Königs Ödipus von Theben, auf welchen der Vaterfluch lastete, waren, um jeden Streit zu vermeiden, übereingekommen, abwechselnd ein Jahr zu regieren. Wer nicht an der Reihe war, hatte sich von der Stadt fern zu halten. Als aber Eteokles, nachdem er ein Jahr regiert hatte, dem aus Argos zurückkehrenden Bruder Polynices die Herrschaft zu übergeben sich weigerte, entbrannte der Streit. Polynices bewog seinen Schwiegervater Adrastos, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, und dieser zog nun an der Spitze eines Heeres, in welchem sich außer ihm und Polynices noch fünf andere griechische Fürsten befan-

---

*) Schack verteidigt übrigens energisch und wohl mit Recht die Ansicht, daß die homerischen Gedichte von einem Rhapsoden herrühren, a. a. O. II, S. 203 ff.

den, gegen Eteokles zu Felde. Es ist dieses „Der Zug der Sieben gegen Theben.“ Amphiaraos, einer der Sieben, der als Held und als Seher in gleichem Ansehn stand, hatte den Teilnehmern an diesem Zuge das Mißlingen desselben vorausgesagt. Dessenungeachtet rückten dieselben gegen die Stadt vor, und es gelang ihnen auch, die Gegner zurückzutreiben; ja, der riesige Kapaneus hatte sogar schon die Mauer auf einer Leiter erstiegen, erregte aber durch seinen Frevelmut den Zorn des Zeus, da er sich vermaß, daß selbst der Blitz des Gottes ihn nicht würde von der Eroberung der Stadt abhalten können. Zeus schleuderte den lohenden Strahl auf ihn und warf ihn tot von der Mauer herab. (Äschylus: Septem ad Th. ed. Dindorf. Leipz. Teubner [5]1865. V. 421 ff. Eurip. Phoenissae, Ausg. v. Ad. Kirchhoff. Berl. Georg Reimer. 1855, V. 1179 ff.)

Adrastos läßt vom Stürmen ab, und es wird beschlossen, daß ein Zweikampf der feindlichen Brüder, Eteokles und Polynices, die Entscheidung bringen solle. In diesem Kampfe töten sich die Brüder gegenseitig. Ein neuer Streit entbrennt um ihre Leichen, in welchem alle Teilnehmer an dem Zuge gegen Theben mit Ausnahme des Adrastos ihren Tod finden. Nach der Darstellung der griechischen Tragiker, besonders des Euripides, wollen die Sieger eine Bestattung der gefallenen Feinde nicht zulassen. Adrastos begiebt sich darauf zu Theseus und überredet diesen, die Gewährung der Bestattung von den Thebanern zu erzwingen. Es werden nun die gefallenen griechischen Fürsten nach der attischen Stadt Eleusis gebracht. (Vergl. Eurip., „Die Schutzflehenden“)*) Theseus befiehlt, daß die Leiche des vom Blitze des Zeus erschlagenen Kapaneus abgesondert von den übrigen, die anderen auf einem gemeinsamen Holzstoß verbrannt werden sollen. Evadne, die Gattin des Kapaneus, hat in ihrer verzweiflungsvollen Trauer um letzteren beschlossen, ihm in den Tod zu folgen. Ihr Vater Iphis, Fürst von Argos, läßt sie zu Hause bewachen, um sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu verhindern. Evadne aber hat einen unbewachten Augenblick benutzt, ist ihren Wächtern entflohn und nach Eleusis geeilt. In festlichem Gewande steht sie auf einem hochragenden Felsen nahe bei dem für ihren Gatten aufgerichteten Holzstoß, aus dem die Flammen schon emporzüngeln. Ihr doppelt geprüfter Vater, der auch einen Sohn in jenen fürchterlichen Kämpfen vor Theben verloren hat, ist ebenfalls in Eleusis angelangt und sieht sein Kind hoch oben auf dem Felsen stehen. Auf seine dringenden Fragen giebt ihm Evadne zur Antwort, daß

---

*) Das Drama führt seinen Namen von dem Chor, welcher aus den Müttern der gefallenen Helden besteht.

sie in solchem Schmucke hierher gekommen sei, weil sie einen schönen Sieg erringen werde. Sie wolle alle Frauen an Mut besiegen, indem sie sich zu ihrem Gatten Kapaneus auf den Scheiterhaufen hinabstürzen werde, um neben der Leiche in den Flammen zu sterben. Iphis will sie zurückhalten; sie aber entgegnet ihm, daß er zu schwach sei, um sie an ihrem Thun zu hindern, und schon fliegt sie wie ein Vogel hinab in die lodernden Flammen. In Schack's Gedicht ist Evadne nicht die Gattin, sondern die Braut des Kapaneus. Daß sie dumpf brütend und ohne laute Klage zu dem fürchterlichen Entschluß kommt, sich mit der Leiche des Geliebten zu verbrennen; daß sie die sich Schlimmes von ihrer Seite versehenden und sie deshalb bewachenden Angehörigen durch ihr vorgebliches Mänadentum täuscht,*) dann von den Bacchantinnen heimlich sich trennt, ganz allein die Vorbereitungen zu der Bestattung trifft und sich mit der geliebten Leiche verbrennt, während der Cymbelklang und der Reigen der Mänaden von ferneher herüberhallt: das sind feine Züge, die von unseres Dichters Meisterhand herrühren. Die Evadne des Euripides wird ja auch aus Liebe zu ihrem Gemahl zu ihrem Entschluß geführt; nebenbei zeigt sie jedoch eine gewisse Eitelkeit, da sie wünscht, daß alle Bewohner ihrer Vaterstadt hören mögen, was sie sagt, und sehen, was sie thut. Sie fordert die Bewunderung ihres Mutes heraus. Schack's Evadne ist nur das leidenschaftlich liebende Weib, das aus innerstem Herzensdrange zu dieser That getrieben wird, bei deren Ausführung es keine Zuschauer braucht noch will. Der prometheische Trotz des Kapaneus, der sich gegen Zeus auflehnt, ist ein Zug des Mythus; daß aber die Braut es in dieser Beziehung ihrem Verlobten gleichthut, ist eine Änderung des Dichters, sehr wohl geeignet, den Eindruck der Ballade zu erhöhn. Evadne erscheint uns so als ein wahrhaftes Heldenweib, würdig ihres Verlobten. Der Trotz des Kapaneus ist ja frevelhafte Überhebung; aber die Strafe für denselben einerseits und der freiwillige Flammentod der Evadne andererseits sind von echt tragischer und versöhnender Wirkung. Es ist ferner noch zu beachten, daß es ein antikes Weib ist, das ihren

---

*) In dem zuletzt genannten Stücke des Euripides gedenkt Evadne zuerst des glanzvollen Tages ihrer Hochzeitsfeier mit Kapaneus, der Gesänge, mit denen die Stadt Argos ihr und ihres herrlichen Gatten Glück erhob, und schildert dann, wie sie ähnlich einer rasenden Mänade aus ihrer Behausung davon gestürmt sei, um ihr Leben auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten zu beenden. Vergl. Eurip. Suppl. V. 993 ff. V. 1003 u. 1004 heißt es: *προσέβαν δρομὰς ἐξ ἐμῶν*
οἴκων ἐκβακχευσαμένα. —
An diese Stelle hat des Dichters schaffende Phantasie angeknüpft und sie dann in freier Weise ausgeführt.

Verlobten mit solch heißer Leidenschaft liebt, heißer als die Glut des Scheiterhaufens. Die Sage und unser Dichter stellen sich damit in einen Gegensatz zu denjenigen, die thörichterweise meinen, daß das antike Weib einer wahrhaft tiefen, selbst den Tod überwindenden Liebe zum Manne und umgekehrt, letzterer zum Weibe seiner Wahl nicht fähig gewesen ist. —

Was den Dionysos-Kultus anlangt, der ausschließlich von Frauen und Mädchen, Bakchen, Mänaden, Thyiaden genannt, in wilder, ausgelassener Art zur Nachtzeit auf Bergen und in Bergthälern unter Evoë-Schreien und Schwingen von rebenumwundenen Thyrsusstäben ausgeübt wurde, hatte in mehreren Landschaften Griechenlands, darunter Argos, seine Stätte. In Attika scheint diese Art der Verehrung des Weingottes nicht festen Fuß gefaßt zu haben.

Die Strophen des Gedichtes haben 7 Zeilen; das Versmaß ist ein jambisch-anapästisches. Die Zeilen 1, 2, 4 und 5 sind viertaktig; Zeile 3 und 7 haben 3 Hebungen, Zeile 6 nur 2. Der Reim hat das Schema: a a b ccc b.*)

IV, 2, S. 54 ff. Die Athener in Syrakus. Ein erschütterndes Trauerspiel ist der Todeskampf der besiegten Athener bei Syrakus im Jahre 413 v. Chr. Die athenische Flotte war zum großen Teil vernichtet, der Rest in die Gewalt der verbündeten Syrakusaner und Spartaner geraten. Das Heer der Athener, immer noch eine Macht von 40 000 bewährten Kriegern, wurde nach furchtbarem Kampfe besiegt. Viele fanden in den Fluten des Assinaros ihr Grab, tausende wurden erschlagen, eine bedeutende Zahl gefangen genommen; nur sehr wenige entrannen dem Verderben. 7000 von den Gefangenen mußten 70 Tage lang bei ganz unzureichender Verpflegung in den unbedeckten Steinbrüchen dicht gedrängt arbeiten. Die Hitze des Tages und die nächtliche Kälte, Hunger und Durst

---

*) Sprache und Rhythmus sind in diesem Gedichte von wahrhaft musikalischer Wirkung, nur hat man dabei nicht an den Singvogelton des Volksliedes zu denken, dessen Wert ich übrigens durchaus nicht herabsetzen will. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß ein Gedicht wie „Evadne“ den besten Beweis dafür liefert, daß eine Ballade den höchsten an diese Dichtungsart zu stellenden Anforderungen genügen kann, ohne im Sinne des Volksliedes sangbar zu sein. Ein Gleiches gilt von vielen lyrischen Poesieen unserer, — auch der größten — Dichter im allgemeinen. Vgl. Schacks Aufsatz „Ein Wort über Lyrik“ in seinem Werke „Pandora“ S. 289 ff. S. auch meinen Aufsatz „Zur Beurteilung lyrischer Gedichte und ausgewählte Gedichte des Grafen Ad. Fr. v. Schack“ in dem Jahresbericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Memel 1889.

und die schrecklichen Ausdünstungen der verwesenden Leichen, alles dieses bewirkte, daß die meisten während dieser schrecklichen Gefangenschaft umkamen.*) „Nicht wenige, die von den Soldaten heimlich auf die Seite gebracht worden oder sich unter den Knechten versteckt hatten, wurden als solche mit verkauft . . . . Diesen kam auch ihre Ehrliebe und gute Aufführung sehr zu statten; denn sie gelangten entweder bald zu ihrer Freiheit, oder wurden von ihren Herren, bei denen sie blieben, mit vieler Achtung behandelt. Einige verdankten auch ihre Rettung dem Euripides. Es ist nämlich bekannt, daß dessen Muse unter allen auswärtigen Griechen am meisten von denen in Sizilien geschätzt und bewundert wurde. Daher lernten die Gefangenen die von den häufig ankommenden Reisenden mitgebrachten Proben und vorzüglichen Stellen aus seinen Schauspielen auswendig und teilten sie einander freundschaftlich mit. Wenigstens sollen mehrere von denen, die ihre Heimat wiedersahen, den Euripides dankbar begrüßt und ihm erzählt haben, daß sie teils durch Vorstellung seiner Schauspiele, deren sie sich noch erinnern konnten, aus der Sklaverei entlassen seien, teils, als sie nach der Schlacht herumirrten, für die Absingung einiger seiner Lieder Speise und Trank bekommen hätten." (Plutarch, Nikias, Kap. 29. Übers. v. Kaltwasser. Leipzig bei Reclam jun.) Dieses ist die geschichtliche Grundlage unseres Gedichts.

Gliederung. Einleitung. Str. 1 u. 2. Vater und Sohn sprechen über den Bau des Tempels. Str. 3 u. 4. Die Auskunft des Baumeisters. Str. 5 u. 6. Es begiebt sich der Sohn, dann der Vater zu der Baustelle. Str. 7 u. 8. Der Zorn des Kleard. Str. 9—12. Der Gesang der attischen Sklaven: a) „Sollen wir nie die herrlichen Fluren der Heimat wiedersehn? b) nie mehr die Seele erlaben an dem Anblick der Akropolis mit ihren Tempeln und Hallen, wenn der Opferzug unter sanften Flötentönen zur Höhe emporsteigt? c) Wird es uns niemehr vergönnt sein, den Lehren der Weisen in der Akademie, nie mehr dem Sange der Dichter zu lauschen? d) In Ketten geschmiedet, müssen wir Sklavendienste thun, und niemand hat mit uns Mitleid; kein ehrenvoll Begräbnis wird uns zu teil werden, keine Hand einen Kranz auf unser Grab legen, kein Auge um uns weinen." Str. 13. Die Macht des Gesanges.

Schack hat in dieser Romanze einen neuen Beitrag geliefert zu dem Thema von der Macht der Dichtkunst und des Gesanges,**) und

*) Thucydides Lib. VII, Kap. 87.

**) Eine Zusammenstellung der bekanntesten darauf bezüglichen Gedichte bringt das Werk „Aus deutschen Lesebüchern" von Dr. Gosche, Dr. Frick, Polack u. a. Gera und Leipzig bei Hofmann. 1883—87. Bd. 3, S. 1 ff.

wie wir sehen, einen sehr schönen und seiner großen Vorgänger würdigen. Es wird uns hier diese Macht deutlich zum Bewußtsein gebracht und unser Gemüt dadurch in die entsprechende Grundstimmung versetzt. Daneben aber werden noch andere Saiten in unserem Inneren angeschlagen, die nicht minder voll ertönen. Herzliche Teilnahme mit den tapferen attischen Kriegern, die hier unverschuldet ein so hartes Sklavenlos getroffen hat; mitfühlende Sehnsucht nach ihrer Heimat, die gleich ausgezeichnet ist durch Naturschönheit wie geschmückt mit den wundervollsten Erzeugnissen der Architektur und Plastik, und wo Musik und Dichtkunst zum Lobe der Götter sowohl als zur Erhebung und Erheiterung des Gemütes ertönen und die Philosophie die größten Geistesprobleme zu lösen sucht. Aus Goethes unsterblichem Mignon-Liede „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" zittert die innige Sehnsucht des großen Dichters nach der sonnigen Italia nach, und in obigem Gedichte wie in so vielen anderen Poesieen von Schack, besonders auch in seinem herrlichen Epos „Die Plejaden", kommt des Dichters Sehnsucht „nach unser aller Seelenheimat" zum ergreifendsten Ausdruck. Der stärkste Grad des Mitleids mit den attischen Sklaven wird in uns durch die vorletzte Strophe hervorgerufen, deren letzter Teil die herzbeklemmende Befürchtung jener ausspricht, daß man ihren Leib nicht ehrenvoll bestatten, keine geliebte Hand ihre Gräber schmücken und kein Auge über ihrer Gruft weinen werde. Bekannt ist die Pietät, die die Griechen ihren Toten angedeihen ließen, und welche religiöse Vorstellungen sie damit verbanden. Ich verweise nur auf das vorher behandelte Gedicht „Evadne", auf die „Antigone" des Sophokles, ferner darauf, daß die Feldherrn der Athener, unter welchen sich auch Perikles, der Sohn des großen Staatsmannes, befand, die bei den Arginusen glänzend gesiegt hatten, sämtlich hingerichtet wurden, weil sie durch einen Sturm sich hatten abhalten lassen, die gefallenen Bürger aufzusuchen und zu bestatten. Über Athen und seine Umgegend vergleiche des Dichters Tagebuchblätter vom 16. und vom 25. April 1870. Ein halbes Jahrh. Bd. 3, S. 224 ff. Ich gebe nur folgende Stellen: „So viele herrliche Orte der Erde ich auch schon besucht habe, an keinem von ihnen hat sich noch so wie in Athen der Wunsch in mir geregt, ihn nie wieder zu verlassen. Als ich zuerst vom Piräus herkommend, die Akropolis vor mir aufsteigen sah, ... war mir, als sei ich in meine Heimat zurückgekehrt, aus der ich mich als Kind in die weite Welt verirrt. Ich ward nicht müde, zu den Propyläen emporzusteigen und von den Stufen des Pallastempels das Auge über das himmlische Land . . . . hingleiten zu lassen, an der Nymphengrotte und der Quelle

Kallirrhoë stundenlang zu träumen. Herrlich ist dieses Attika unter der strahlenden Klarheit seines Himmels, mit seinen vom Morgen- und Abendschein vergoldeten Bergspitzen .... und es wird wenige Landschaften geben, welche Grandiosität mit Lieblichkeit in gleich hohem Maße vereinigen. Aber die höchste, unvergleichliche Schönheit haben der Stadt des Perikles und ihrer Umgebung doch die großen Männer verliehen, die in ihr gelebt; sie haben den Himmel, der sich über ihnen ausgespannt, in diesen nie erblassenden Glanz gekleidet, den Fluren das nie welkende Frühlingsgewand gewoben, in dem sie prangen. Kein Gedanke kann uns mit mehr Stolz erfüllen als derjenige, daß der Menschengeist die Natur, so göttlich schön sie auch sei, doch noch auf eine höhere Stufe zu heben und ihr erst die wahre Weihe zu verleihen vermag. Hätten hier am Kephissos und Ilissos nicht die größten Helden, Dichter, Weisen und Künstler der Welt gelebt, diese von hochragenden Felshöhen umkränzte, in flutumrauschte Vorgebirge auslaufende Ebene würde manche Nebenbuhlerinnen auf der Erde haben. Allein der Gedanke, daß hier Sophokles gedichtet, hier Phidias dem Marmor göttliche Gestalten entlockt, hier in Munichion und im Piräus Themistokles die Trieren gerüstet, auf denen die größte Freiheitsschlacht der Welt gestritten wurde, entrückt die Gegend von Athen sofort allen Vergleichen. Die Erinnerung an die großen Thaten des Schwertes und des Geistes, die hier geschehen, verklärt die Lüfte über unserem Haupte zu reinerem Kristallglanz, breitet tieferes Blau über die Wogen, umstrahlt die Berggipfel mit einem überirdischen Licht. ..... An einem anderen Morgen wanderte ich nach Kolonos und überblickte von der Höhe des Hügels die vom Frühling begrünte Landschaft. Aber vergebens horchte ich auf, ob ich nicht die Stimmen der Nachtigallen vernähme, die einst hier ihren Wettgesang gehalten; sie sind mit den hochstämmigen Bäumen verschwunden, in deren Laubdach sie genistet. Sodann lenkte ich die Schritte an die Ufer des Kephissos hinab zu der Stelle, an welcher einst, wie verschiedene, dort gefundene Marmorstücke mit Inschriften wahrscheinlich machen, die Akademie gestanden hat. Ich baute mir ihre Säulenhallen wieder auf und sah die weisheitdürstenden Jünglinge sich in ihnen um die Lehrer drängen, oder Arm in Arm, die Stirn mit Kränzen von Schilf umflochten, in den kühlen Platanengängen am Flusse lustwandeln; in der Stadt ließ ich die Agora von den lärmenden Rufen des Volkes, die Pnyx von der Stimme des Demosthenes wiederhallen." Vergl. die Gedichte „Perikles" S. 42 ff., „Im Theater des Dionysos" S. 40 ff., „In Olympia" S. 47 ff., und die Erklärungen zu denselben S. 136 ff., S. 132 ff., S. 142 ff.

Erklärungen im Einzelnen. Str. 1. Söller ist hier das platte Dach des griechischen Hauses. Thermen sind große öffentliche Badeanstalten. Epipolä, ein Stadtteil des alten Syrakus. Die beiden Häfen sind Lakkios oder der kleine Hafen und der große Hafen, beide neben der Insel Ortygia.

Str. 3. Die Säulen des griechischen Tempels trugen zunächst das Gebälk und dieses wiederum das Dach. Ersteres bestand aus dem Hauptbalken oder Architrav und aus dem Fries, der auf letzterem ruhte. Beim dorischen Tempel war der Fries mit Bildwerken geschmückt (Metopen).

Str. 4. Euripides verstand es besonders, rührende Wirkungen hervorzubringen.

Str. 5. Ein Sohn des Klearch ist von den Athenern im Kampfe getötet worden; dieses erklärt seine und seines Sohnes anfängliche Grausamkeit gegen die attischen Gefangenen.

Str. 9. Diese Strophe erinnert an den bekannten Chor aus Sophokles' Ödipus auf Kolonos V. 668 ff.

Str 11. Die Akademie war ein mitten in einem schönen Haine von Oliven und Platanen gelegenes Gymnasium Athens, wo Plato und nach ihm seine Schüler lehrten, woher letztere den Namen Akademiker erhielten.

Str. 12. Vergl. den Schluß von Uhland's „Bertran de Born“:

Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab ich einen Hauch verspürt.

Der Rhythmus ist ein jambisch-anapästischer. Die ersten 8 Str. bestehen aus je 8 Versen, von denen die ersten vier, ebenso der 6. u. 7., 4 Hebungen, der 5. u. 8. dagegen 3 Hebungen haben. Der Reim ist überall stumpf mit Ausnahme des 5. u. 8. Verses, die klingend reimen. Die Strophen 9—13 besitzen je 9 Verse; 1—4 haben 4 Hebungen, ebenso 6—8; V. 5 u. 9 deren 3. Das Reimschema ist für Str. 1—8: aa bb c dd c; für Str. 9—13; aa bb c ddd c.

IV, 3, S. Metella. Gliederung. Str. 1 u. 2. Einleitung. Metella ist durch die mörderische Schlacht bei Cannä ihres einzigen Sohnes Lentulus beraubt worden, nachdem schon früher ihr Gatte ihr gestorben war; sie irrt nun von namenlosem Schmerze getrieben, in der Siebenhügelstadt umher. Str. 3—8. Sie klagt, daß sie das einzige Teure, was ihr auf Erden geblieben, die Stütze ihres Alters, ihren lieben Sohn Lentulus verloren hat. So jung noch und so schön, ist er von dem Schwerte der Barbaren gefällt, und seine Seele kann keine Ruhe finden, da sein Leichnam, fern von der

Heimat, einer ehrenvollen Bestattung entbehrt. Vergebens hat sie in allen Tempeln die Götter um Erlösung von ihrem Grame durch den Tod gebeten; ein volles Jahr schon wartet sie auf diesen Befreier; aber die hohen Götter, die ihren Sohn so jung dem Leben entrissen, erhalten es ihr zu einer Qual, die tausendfach schlimmer ist als der Tod. Str. 9 und 10. So jammert sie, als plötzlich ein geharnischter Krieger, von einer jubelnden Volksmenge begleitet, schnellen Schrittes auf sie zueilt. Ein Ruf aus der Mitte ertönt: „Metella, sieh! dein Lentulus!" und schon wird die Sprachlose von den Armen ihres Sohnes umfangen; freudestrahlend erzählt er ihr mit wenigen Worten, daß es ihm gelungen ist, aus der Gefangenschaft der Karthager zu entfliehn. Str. 11. Vergebens wartet der Sohn auf ein Wort von der ihn fest umklammert haltenden Mutter. Diese sinkt plötzlich zu Boden; es ist kein Zweifel:

„Was nicht dem langen Gram gelungen,
Das hat die Freude schnell vollbracht."

Aulus Gellius, ein berühmter römischer Rhetor und Grammatiker aus dem 2. Jahrh. nach Chr., stellt im 3. Buche seines uns nicht vollständig erhaltenen Werkes „Attische Nächte" (Noctes Atticae) mehrere Fälle zusammen, in denen Menschen durch eine auf sie einstürmende, übergroße Freude getötet werden. Unter anderen wird auch der Fall des Rhodiers Diagoras erwähnt, dessen drei Söhne in den Spielen zu Olympia sämtlich die Siegerkrone erhielten. Als diese unter Beweisen kindlicher Liebe und Zärtlichkeit ihm diese Kränze aufs Haupt setzten und das Volk unter lauten Glückwünschen ihn mit Blumen bestreute, da hauchte der vom Glücke Überwältigte unter den Küssen seiner Söhne in deren Armen seinen Geist aus. „Außerdem," so fährt Gellius fort, „lesen wir in unseren Jahrbüchern, daß zu der Zeit, als die Armee des römischen Volkes bei Cannä vernichtet worden ist, eine greise Mutter durch die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes in Trauer und Gram versetzt sei. Aber diese Nachricht war eine irrtümliche, und jener Jüngling kehrte bald darauf aus der Schlacht nach der Stadt zurück. Als nun die Greisin ihren Sohn plötzlich erblickte, wurde sie durch das verwirrende Übermaß und durch den Zusammensturz gleichsam der über sie hereinbrechenden unverhofften Freude erdrückt und entseelt."*)

---

*) Ausg. v. Mart. Hertz. Leipz. Teubner 1861. Lib. III, Nr. XV: „Praeterea in nostris annalibus scriptum legimus, qua tempestate apud Cannas exercitus populi Romani caesus est, anum matrem nuntio de morte filii allato luctu atque maerore affectam esse; sed is nuntius non verus fuit atque is adulescens non diu post ex pugna in urbem rediit; anus repente filio viso, copia atque turba et quasi ruina incidentis inopinati gaudii oppressa exanimataque est.

Während der Dichter in der Ballade „Der Triumphator“, wie wir gleich sehen werden, sich genötigt sah, das räumlich und zeitlich Getrennte, dem Zweck der Ballade entsprechend, kurz zusammenzufassen, um nicht in epische Breite zu verfallen, so blieb ihm bei der Gelliusschen Anekdote nichts übrig, als die kurze Bemerkung, daß die Mutter in Trauer und Gram versenkt wurde, weiter auszuführen und zu vertiefen. Es werden das Verhalten der Greisin nach Empfang der Trauerbotschaft und die Äußerungen ihres tiefen Schmerzes in den ersten acht Strophen geschildert, die letzten drei handeln dann von der Rückkunft des Sohnes und dem durch die plötzliche Freude herbeigeführten Tode der Mutter.

IV, 4, S. 59 ff. Der Triumphator. „Bedenke, daß du ein Mensch bist, überhebe dich nicht, sonst trifft dich die Strafe der Götter!“ Solche und ähnliche Worte soll der Sklave, der die corona triumphalis über dem Haupte des Triumphators hielt, diesem zugerufen haben. Und wahrlich, der triumphierende römische Feldherr hatte Ursache, sich an seinem Ehrentage vor Überhebung zu hüten! war doch schon sein ganzer äußerer Aufzug dem auf dem Kapitol thronenden Jupiter nachgebildet. Er trug wie dieser die goldgestickte toga picta und die tunica palmata, die dem Schatze des kapitolinischen Jupitertempels entnommen waren; er hielt wie dieser das elfenbeinerne Scepter mit dem Adler auf der Spitze in der Hand. Sein Haupt war mit Lorbeeren geschmückt, und ein hinter ihm stehender Staatssklave hielt noch einen goldenen Kranz über seinem Haupt, die obengenannte corona triumphalis. Der Wagen, welcher den Feldherrn trug, war vergoldet, er hatte eine turmähnliche Form und wurde von 4 weißen Rossen gezogen (quadriga). Den Triumphzug eröffneten hohe Magistratspersonen, Senatoren und die angesehensten Bürger, ihnen folgten die Musiker, diesen wieder die Kriegsbeute im weitesten Sinne des Worts, z. B. Kunstschätze aller Art, Statuen aus Marmor und Erz, Abbildungen eroberter Städte und Festungen, gemünztes und ungemünztes Gold, Waffen und Kriegszeichen; dann kamen die gefesselten Gefangenen und zwar solche von hervorragendem Range und besonderer Bedeutung: Feldherren, Könige, wohl auch deren Gattinnen und Kinder. Inmitten der Kriegsbeute wurden die geschmückten weißen Opferstiere — 100 oder noch mehr — geführt. Gewöhnlich stammten dieselben von den an den Ufern des Flüßchens Clitumnus weidenden Herden, weil man glaubte, daß dessen Wasser die Rinder bleiche. Dem Wagen des nun folgenden Triumphators schritten Sänger und Musiker vorauf und Liktoren mit lorbeergeschmückten Rutenbündeln (fasces laureati); hinter dem Wagen marschierten die Legionen, mit denen

der Feldherr seine Siege erkämpft hatte. Die Soldaten sangen das Lob ihres Führers, wohl auch Spottlieder auf letzteren und ihre anderen Führer. Fortwährend ertönte außerdem aus ihrer Mitte sowohl als aus dem in gewaltiger Menge herbeigeströmten Volke der Ruf io triumphe! Die Straßen, durch welche der Zug ging, die Häuser, besonders die Tempel waren festlich geschmückt, und auf den Altären duftete der Weihrauch. War der Zug auf dem Kapitol angelangt, so legte der Triumphator die Lorbeeren von den fasces dem Jupiter auf den Schoß und vollzog dann das große Opfer. Nach demselben folgte das Festmahl für die Magistratspersonen und Senatoren, zuweilen auch eines für die Soldaten. Zuletzt wurde der Triumphator festlich nach Hause begleitet und damit schloß sein Ehrentag.*) In den späteren Zeiten der Republik genügte ein Tag nicht; es wurden dem Feldherrn, der selbständig, d. h. nicht unter dem Oberbefehl eines anderen, große Siege erfochten hatte — eine Voraussetzung, die überhaupt erst den Triumph ermöglichte — auch mehrere Tage für denselben bewilligt. So dauerte der Triumphzug des L. Aemilius Paulus nach seinem Siege über den König Perseus von Macedonien drei Tage. Am ersten Tage wurden die erbeuteten Standbilder, Gemälde und Kolosse, am zweiten die kostbarsten Waffen der Macedonier, ferner der ungeheure Schatz gemünzten Silbergeldes von 3000 Männern getragen, dazu kostbare silberne Krüge, Trinkhörner und Schalen. Am dritten Tage kamen die Musiker, die den Kriegsmarsch der Römer bliesen; hinter diesen wurden die geschmückten Opferstiere geführt; dann folgten Männer, die das gemünzte Gold, kostbare goldene Schalen und das goldene Tafelservice des Perseus trugen. Hierauf kam der Wagen des Perseus mit dessen Rüstung und dem königlichen Diadem und dann die Kinder des Perseus, zwei Knaben und ein Mädchen, in Begleitung ihrer Wärter und Lehrer; hinter ihnen in einem schwarzen Gewande der König Perseus selbst, gefolgt von einer Schar seiner Diener und Hofleute. Es wurden dann noch gegen 400 Kronen, die asiatische und griechische Städte dem Aemilius Paulus zum Geschenk gemacht hatten, getragen, und nun erst erschien der Triumphator selbst in dem oben geschilderten Aufzuge, dem die singenden Legionen folgten. (Plutarch, Aem. Paulus, Kap. 32—34.)

Unser Gedicht zerfällt in drei Teile. 1. Str. 1 bis zur 7. Zeile der 4. Str., der Triumphzug. 2. Str. 4, Zeile 8—10,

---

*) S. den Art. „triumphus“ in Pauly's Real-Encyklopädie d. klass Altertumswissensch., ferner d Art. „Triumph“ in Oskar Seyfert's Lex. d. klass. Altert. Vergl. auch Guhl und Koner, „Das Leben der Griechen und Römer“. Berl. Weidmann. 5. Aufl. 1882. S. 792 ff.

Str. 5 u. 6, Zeile 1—4, die Trauerbotschaft und der Eindruck, den sie auf das Volk macht. 3. Str. 6, Zeile 5—10, Str. 7 u. 8, das Verhalten des Triumphators.

Erklärungen. Die Handlung der Ballade spielt in einer Zeit, da die römische Republik sich beinahe auf dem Gipfel ihres Ruhmes und ihrer Macht befand. Derjenige, welcher sehr viel dazu beigetragen hat, sie diesem Höhepunkte zuzuführen, ist Aemilius Paulus. Er hat durch einen ungeheueren Sieg (bei Pydna, 168 v. Chr.) die Macht des Königs Perseus von Macedonien gebrochen, dessen Land erobert, ihn selbst und seine Familie gefangen genommen. Dabei fielen ungeheure Schätze in des Siegers Hände. Dieser Macht, der Größe des Sieges, der Kriegskunst und Tapferkeit des Feldherrn und seiner Legionen entspricht denn auch die Pracht des Triumphes, die stolze Freude und der begeisterte Dank des Volkes, der Schmuck der Straßen, privaten und öffentlichen Gebäude, besonders der Tempel. Es ist ein farbensattes Gemälde des Glanzes und der Pracht, der Macht und Herrlichkeit der römischen Republik im Zenith ihres Ruhmes, das der Dichter uns hier entrollt. Gleich in der ersten Strophe wird gesagt, wem hauptsächlich all diese großartigen Veranstaltungen, diese begeisterten, dankbaren Freudenbezeigungen gelten. Die Schilderung des Triumphzuges schließt sich in der Hauptsache an die historische Überlieferung, nur daß der Dichter, dem knappen Bau der Ballade und dem poetischen Zweck derselben entsprechend, nicht etwa den Triumphzug auf drei Tage verteilt, sondern alles als an einem Tage geschehen darstellt. Ergreifend wirkt nun zuerst der Gegensatz zwischen dem tiefgebeugten gefangenen Könige Perseus, den seine beiden Söhne, zarte Kinder, mit flehenden, Mitleid erregenden Gebärden begleiten, und dem Triumphator auf seiner von weißen Rossen gezogenen, goldglänzenden Quadriga. Plutarch nennt außer zwei Söhnen noch eine Tochter; er berichtet von ihnen, daß sie noch in zartem Alter waren und die Größe ihres Unglücks noch nicht empfanden. „Um desto mehr," heißt es Kap. 33,*) „wurden sie wegen der Unempfindlichkeit bei diesem Glückswechsel bedauert und Perseus darüber beinahe aus der Acht gelassen. So sehr hefteten die Römer ihre Augen auf die Kinder; viele konnten sich der Thränen nicht erwehren; bei allen aber war die Freude über dieses Schauspiel mit Betrübnis gemischt, bis die Kinder vorbei waren." (Nach Plutarch ging Perseus hinter den Kindern und deren Gefolge.) —

Der zweite, äußerst wirksame und erschütternde Gegensatz, und zwar wieder ein solcher, der sich aus dem höchsten Glück

*) Übers. von Kaltwasser. Leipzig. Reclam.

und einem jäh und plötzlich hereinbrechenden Unglück ergiebt, tritt an der Stelle hervor, wo der Sklave dem zum Tempel des Jupiter hinaufschreitenden Triumphator die Trauerbotschaft verkündet. Es findet dieser Gegensatz noch seinen besonderen Ausdruck in den aus der Mitte der Volksmenge kommenden Worten:

„Weh, daß in Gram und Todesgrauen
Ihm der Triumphtag enden muß!“

Wieder geschieht nun das Unerwartete. Der Triumphator zeigt in keiner Weise, wie furchtbar schmerzlich ihn diese Nachricht betroffen, sondern geht festen Schrittes in den Tempel hinein und vollzieht das Opfer. Als dann die Opferflammen hoch emporlodern, da erhebt sich Aemilius Paulus in seinem den Göttern dargebrachten Dankgebet zur höchsten Höhe antik römischer Heldengröße, die in heroischer Selbstüberwindung auch das Liebste zum Heile des Vaterlandes zu opfern bereit ist. Er dankt den Göttern nicht bloß für die gewaltigen Erfolge, die sie ihn für Roms Macht und Ruhm haben erringen lassen; er dankt ihnen vor allen Dingen dafür, daß sie die Rache des Schicksals für das allzugroße Glück auf sein Haupt gelenkt und entladen haben. Der Blitz, der seine Knaben erschlagen, habe auch sein Haupt so gewaltig getroffen, daß nun wohl der Groll des Fatums besänftigt und Rom ruhig sein dürfe. — Der Glaube an den Neid der Götter ist sowohl bei den Römern als bei den Griechen verbreitet gewesen, ebenso die Vorstellung, daß man durch ein freiwillig gebrachtes, großes Opfer die schlimmen Folgen dieses Neides abwenden könne. (Vergl. Schillers „Ring des Polykrates“).

Wir müssen uns also in diese antike Anschauungsweise hineinversetzen, um die That des Aemelius recht zu verstehen. Freilich hat Aemilius seine Söhne nicht selbst zum Wohle des Vaterlandes geopfert; aber sein Verhalten und sein Dankgebet kommen einem solchen freiwillig dargebrachten Opfer gleich. Eine solche Brutusthat erregt unser Staunen und unsere hohe Bewunderung, würde uns aber doch etwas fremd anmuten, wenn der Schluß nicht wäre:

„Denn Unglück traf mein Haupt so schwer,
Daß den Besiegten ich beneide,
Ihm blieben seine Söhne beide,
Ich aber habe keinen mehr.“

Es klingt wie ein unterdrückter Schmerzensschrei aus diesen Worten, mit dem ein unter dem eisernen Griffe des Schicksals zuckendes Vaterherz sich Luft macht. Der Triumphator hat sicher auch hierbei seine heldenhafte Selbstbeherrschung bewahrt; vielleicht daß bei diesen letzten, die unermeßliche Größe seines Verlustes bekundenden Worten seine Stimme leicht gebebt hat. Aber gerade

ein so offen zu Tage tretender und dabei doch mit heroischer Haltung ertragener Schmerz wirkt unwiderstehlich, wie auch das feuchtschimmernde Auge eines gewaltigen Kriegshelden, das sonst die Thränen nicht kennt, uns mächtig rührt, während die Thränen eines Weichlings uns kalt lassen. Jetzt ist's nicht bloß staunende Bewunderung, mit der wir zum Triumphator aufblicken, jetzt zieht uns innigstes Mitgefühl zu ihm hin; denn er hat als Mensch und Vater zu uns gesprochen und ein vollklingendes Echo in unserer Brust wach gerufen. Jetzt erst verstehen wir die ganze Größe seines Opfers und fühlen uns trotz aller teilnehmenden Trauer erhoben.

Plutarch berichtet a. a. O. K. 5 und K. 35, daß Aemilius eigentlich vier Söhne besessen habe, von denen aber die beiden ältesten Scipio (der spätere Sieger über Karthago) und Fabius in andere Familien übergegangen seien. So blieben Aemilius allerdings nur zwei Söhne übrig. Er hatte diese, trotzdem sie noch nicht erwachsen waren, bei sich. „Von diesen starb nun der eine, der 14 Jahre alt war, fünf Tage vor dem Triumphe des Aemilius und der andere von 12 Jahren drei Tage nach demselben. Kein Römer blieb bei diesem Trauerfalle ungerührt; alle schauderten vor der Grausamkeit des Schicksals, das sich nicht entblödete, in ein mit Wonne, Freude und Opferfesten angefülltes Haus eine solche Trauer zu bringen und unter die Triumphlieder Klagen und Thränen zu mischen." Kap. 36. „Jedoch Aemilius sagte sich ganz richtig, daß die Menschen Tapferkeit und standhaften Mut nicht bloß gegen Waffen und Lanzen, sondern ebenso gut auch gegen Schicksalsschläge brauchen müssen, und wußte sich so weise in den jetzigen Wechsel der Dinge zu fügen, daß sein häusliches Unglück ganz in dem öffentlichen Glücke verschwand und weder seine Größe niederschlagen, noch die Würde des Sieges beschimpfen konnte. Denn sobald er den zuerst gestorbenen Sohn begraben hatte, hielt er seinen Triumph, und nach dem Tode des zweiten ließ er die Bürger Roms zusammenkommen und sprach zu ihnen als ein Mann, der nicht Trost bedurfte, sondern die über sein eigenes Unglück niedergeschlagenen Bürger trösten mußte. „Vor allen Dingen", sagte er, „die von Menschen herrühren, habe ich mich niemals gefürchtet; aber hinsichtlich der göttlichen Fügungen bin ich gegen das so äußerst unsichere und wankelmütige Glück immer in Furcht gewesen und besonders jetzt, da es während dieses Krieges wie ein frischer Wind alle Unternehmungen begünstigte, erwartete ich beständig zur Abwechslung irgend ein Ungewitter." Aemilius zählt nun seine vom Glück so sehr begünstigten Unternehmungen auf und fährt dann fort: „Aber noch immer hatte ich das Glück in Verdacht, überzeugt, daß es dem Menschen nie etwas

Großes lauter und ohne Mißgunst erteilt. Und von dieser Furcht konnte sich meine geängstete, nur für das künftige Schicksal der Stadt besorgte Seele nicht eher losmachen, bis mich selbst in meinem Hause ein so großes Unglück traf, daß ich die besten Söhne, die einzigen Erben, die ich hinterließ, während der festlichen Tage gleich hintereinander zur Erde bestatten mußte. Nunmehr bin ich hinsichtlich der wichtigsten Dinge außer Gefahr, und ich habe den festen Glauben, daß das Glück uns stets ohne Tücke zugethan bleiben wird. Denn es hat nun seinen Unwillen wegen des guten Fortgangs in Macedonien durch den über mich verhängten Unfall zur Genüge ausgelassen und den Sieger zu einem nicht weniger in die Augen fallenden Beispiel der menschlichen Schwäche gemacht als den Besiegten, mit dem Unterschiede, daß der überwundene Perseus seine Kinder noch hat, Aemilius aber, dessen Ueberwinder, ihrer beraubt ist."

In Schacks Gedicht befinden die beiden Knaben sich nicht bei ihrem Vater, sondern in Athen, wohin sie zu ihrer weiteren Ausbildung gesandt sind. Dort finden sie im Ölwalde der Akademie zu gleicher Zeit den Tod durch den Blitz des Jupiter. Die Nachricht von ihrem Tode erhält Aemilius gerade, während er seinen Triumph feiert: alles wohl erwogene Abweichungen, die geeignet sind, die Wirkung der Ballade zu erhöhen. Ja diese Änderungen machen dieses Gedicht erst zur Ballade, die ihrem eigentlichen Wesen nach der lyrischen Gattung angehört; es mußten also epische Längen vermieden werden. Alles ist kurz, knapp, klar und führt uns direkt dem Ziele zu.

Aemilius wird übrigens auch sonst von Plutarch als ein edler und großmütiger Mensch geschildert, während letzterer dem Perseus Geiz und Feigheit nachsagt.

Schack hat eine besondere Vorliebe für Plutarch (geb. um 50 nach Chr. zu Chäronea in Böotien, † um 120 n. Chr. Sein Hauptwerk „Vergleichende Lebensbeschreibungen", in welchem er immer einen Römer und einen Griechen zusammenstellt, und nachdem er die Biographieen beider gesondert gegeben, seine Darstellung mit einer vergleichenden Betrachtung abschließt, hat seinen schriftstellerischen Ruhm begründet). Er schreibt von ihm, Ein halb. Jahrh. III, S. 237: „Kein Autor macht uns so vertraut mit den großen Männern des Altertums, legt uns deren hohe Eigenschaften so warm ans Herz und läßt uns so ganz in ihrer Mitte leben. Seine vergleichenden Biographieen und ebenso auch seine Tischreden und moralischen Schriften sollten von unseren Jünglingen Tag und Nacht gelesen werden, daß sie Lebensweisheit, edle Grundsätze und Drang zu großen Thaten aus ihnen schöpften. Plutarch schrieb zu einer Zeit, als die Sonne

Griechenlands längst versunken war; allein es ist, als ob noch ihr letztes glühendstes Rot am Himmel geblieben wäre und einen Wiederschein auf seine Schriften gebreitet hätte. Die Erinnerung an eine unwiederbringlich verlorene Welt, die Sehnsucht nach ihrer Rückkehr und dabei doch das Bewußtsein, daß sie nie wiederkommen könne, gab den Schilderungen des Mannes von Chäronea jene ergreifende und die Herzen bewältigende Macht, wie sie den sonst größeren Schriftstellern aus der Zeit des Perikles, die noch inmitten der Glanzepoche standen, abging."

Zu Str. 5. Der Glaube, daß die Seele des Verstorbenen, dem nicht eine angemessene Bestattung durch Begraben oder Verbrennen zu teil geworden, ruhelos umherirren müsse, war sowohl bei den Griechen als bei den Römern allgemein verbreitet. (Vergl. Hektor's Tod bei Homer, die Antigone des Sophokles u. a. m. S. auch die Erklr. zu „Die Athener in Syrakus", S. 153.) Wichtig war es auch, daß die Leiche in der Heimat bestattet wurde.

Mit den Toten wurde ein besonderer Kult getrieben. Vergl. die Choëphoren des Äschylus. Die Gräber wurden mit Denkmälern geschmückt, wovon die Gräber neben der via Appia bei Rom heute noch Zeugnis ablegen.

Zur Zeit des Siegers von Pydna war es wohl noch nicht Sitte, daß junge Römer nach Athen gingen, um dort „eine Weltbildung zu empfangen, die sie zur Teilnahme an der Weltherrschaft berechtigte." Das geschah erst nach Cicero, der sich mit griechischer Philosophie eingehend beschäftigte, wofür seine rasch aufeinander folgenden philosophischen Schriften den Beweis liefern. Die Akademie war ein Gymnasium, welches nordwestlich von Athen in dem ältesten, dem Heros Akademos geweihten Ölwalde lag, der mit herrlichen Wasserleitungen und Spaziergängen verschönt war. Hier hatte Plato, der Stifter der akademischen Schule, 40 Jahre gelehrt, und hier vornehmlich empfingen auch die römischen Jünglinge ihre philosophische Bildung. Dem Dichter ist es aber zweifellos gestattet, zu seinen Zwecken jene Sitte schon in eine frühere Zeit zu verlegen. Übrigens war Aemilius Paulus selbst ein großer Verehrer griechischer Kunst und Wissenschaft. Von allen Schätzen des Perseus eignete er sich nur dessen reichhaltige Bibliothek an. Sein von Scipio adoptierter Sohn, der Zerstörer Karthagos, würdigte den Stoiker Panätius aus Rhodos seines näheren Umganges und machte ihn zum Begleiter auf seinen Reisen und Feldzügen. Seit dieser Zeit wurde die stoische Philosophie gleichsam zur Staatsphilosophie in Rom erhoben. S. Webers Allgem. Weltgesch. Bd. 3, S. 566 f. Dr. K. A. Schmid, Geschichte d. Erziehung

vom Anf. bis auf unsere Zeit. Stuttgart, Cotta. 1884. Bd. 1 S. 293.

Laren und Penaten waren die schützenden Hausgötter der Römer, die in einem Schreine neben dem Herde ihren Platz hatten.

Die eben erklärten vier Balladen gehören noch zum Gedankenkreis der III. Abteilung „Altertum“. Es treten uns in ihnen überall Menschen entgegen, die tief und wahrhaft menschlich fühlen, groß und sittlich denken und handeln, und alles hebt sich von dem meisterhaft gezeichneten Hintergrunde antiker Kultur und Weltanschauung ab. Schack zeigt sich hier wie dort als ein ausgezeichneter Dolmetscher antiken Wesens und Geistes.

IV, 5. S. 61 ff. Wolfram von Eschenbach. Wir befinden uns auf der Wartburg in dem prächtigen Sängersaale und stehen vor Schwind's Bilde, welches den Sängerkrieg darstellt. Den Mittelpunkt des Bildes nehmen der Landgraf Hermann und seine erlauchte Gemahlin, die Landgräfin Sophie, ein, die auf erhöhten Sitzen dem Gesange der sie umgebenden Kämpfer gelauscht haben. Soeben ist der Ofterdinger für besiegt erklärt worden und hat sich zur Landgräfin geflüchtet, dieselbe um Gnade anflehend; denn des Besiegten Leben ist verwirkt. Hoch aufgerichtet steht Wolfram von Eschenbach, der Sieger, links von dem Throne mit allen Zeichen des Staunens da; denn herein schwebt, von Wolken getragen, schon Klinsor, der große Zauberer aus Ungarland. Gelingt es Wolfram auch diesen im Sängerstreite zu besiegen, dann erst soll sein Sieg als vollständig erachtet werden. Welch eine Riesengestalt ist dieser Klinsor, und wie unheimlich ist der Glanz dieser Augen, die aus dem greisen, von weißem Haar und Bart umrahmten Antlitze Wolfram anschauen! Wie wird dir es ergehen, du Gottesstreiter Wolfram? Du bezwingst die Herzen der Menschen mit deinem Gesange; aber die Hölle hat kein Herz, und mit ihr, mit der ganzen Hölle wirst du zu kämpfen haben. Doch weshalb sollte uns um dich bange sein! So wie dein ritterlicher Parzival sich durch „tumbheit“ und „zwîfel“ zur „saelde“ hindurchrang, so hast auch du dir den Gottesfrieden erkämpft, und kein Teufel kann dir denselben rauben. Drei Jahrhunderte nach dir hat durch den gleichen Kampf die gleiche Gottesfreudigkeit ein noch gewaltigerer Gottesstreiter erlangt, der der Hölle die Worte entgegenschleuderte:

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollten uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.

Der Fürste dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht',
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Unser Gedicht gehört zu Schack's „Weihgesängen", Ges. W., 2. Bd. S. 124 ff. In der ersten Sonderausgabe seiner Gedichte (Berlin, Wilh. Hertz 1867) führt es die Überschrift „Der Sängerkrieg". Darunter befindet sich noch die Bemerkung: („Geschrieben, als ich zuerst den Parzival des Wolfram von Eschenbach kennen lernte"). Dergleichen Bemerkungen und Hinweise, die geeignet sind, uns einen Aufschluß über die Abfassungszeit seiner Gedichte zu geben, finden sich selbst in des Dichters Lebensbeschreibung nicht viele. Von diesem Gedichte wissen wir also, daß es aus seiner Jugendperiode stammt; wir dürfen uns jedoch über den Wert desselben nicht täuschen. Hat Schack das Gedicht zur Aufnahme in seine gesammelten Werke für würdig erachtet, so muß es von ihm für eine seiner besten Jugendleistungen gehalten worden sein. Über seine litterarische Produktion spricht er sich in dieser Hinsicht a. a. O. 2. Bd. S. 92 folgendermaßen aus: „Von Jugend auf hatte ich, einem innern unbezwinglichen Drange gehorchend, produziert und zwar auf lyrischem sowohl als epischem und dramatischem Gebiete. Vieles und das meiste aus der ersten Zeit, ja noch aus spätern Jahren wurde verbrannt, einiges dagegen, was mir nicht ganz wertlos schien, aufbewahrt und teilweise umgearbeitet." Zu diesen wenigen dichterischen Schöpfungen der Jugendperiode, die dem Verderben entrissen wurden, gehört also auch unser Gedicht. Doch auch ohne dieses Zeugnis des Dichters selbst müßten wir es für ein hervorragendes Kunstwerk halten. Betrachten wir zunächst den Inhalt.

Der Dichter hat soeben die Lektüre des Parzival beendet. Er ist ganz erfüllt von der Schönheit der Sprache und der Tiefe des Gedankeninhalts und mit hoher, jugendlich frischer Begeisterung singt er Wolframs Lob.

Er redet ihn an, als ob er ihn vor sich stehen sähe und sein Lied ertönen höre, das jetzt sich hoch zum Himmel emporschwingt, dann wieder tief zu den Unterirdischen hinabschwebt und mit engelhafter Milde selbst den Gefallenen des Abgrunds Tröstung bringt; das Lied eines Mannes, der die unbeugsame Kraft der Eiche, des Sinnbildes deutscher Mannhaftigkeit, mit der Milde und Sanftmut des deutschen Frauengemüts in sich vereinigt. I. (Str. 1 und 2.) Sofort versetzt sich nun der Dichter im Geist in die Wartburg. Dort im herrlichen Saale hat Wolfram schon alle übrigen Sänger im Gesangeswettstreit besiegt, und eben will der Herold mit kräf-

tigem Trommetenklange dessen Sieg verkünden II. (Str. 3—5), da schleudert ein Windstoß das Thor weit auf, ein falber Höllenglanz erfüllt den Saal und herein schwebt die riesige Gestalt des großen Zauberers Klinsor aus Ungarland. Schwarz ist sein ringelmaschiges Brustwamms und purpurrot sein weithinwallender Mantel. Aus dem aschfarbenen Antlitz leuchten die Augen in mattem Glanze; das Haupt ist von silberfarbenem Lockenhaar umwallt. Er hält das Zauberbuch in der zitternden Rechten, und seine Zaubersprüche rufen die ganze Hölle zur Hilfe. Wolfram steht einsam dem Mächtigen gegenüber; denn alle sind, von Entsetzen gepackt, entflohen. Klinsor hat die Harfe ergriffen, die anfangs matt erklingt, dann aber in immer kräftigeren Schwingungen erbebt und zuletzt mit brausenden Tönen den Saal erfüllt. Die eines Dante würdige Schilderung der, entsprechend den allmählich anschwellenden Tönen der Harfe, näher und näher kommenden, zu immer schreckhafteren Bildern sich gestaltenden, immer furchtbarer klagenden, jauchzenden, heulenden Hölle darf hier nicht in Prosa wiedergegeben werden; da soll allein der Dichter sprechen. Mitten aus dem infernalischen Getöse ruft eine Stimme Wolfram zu, daß sein Gott gestürzt sei, die Hölle gesiegt habe, daher: „Komm mit uns, dich fruchtlos sträubender, gottverlassener Menschwurm!" III. (Str. 6—17.)*) Fest hat indessen Wolfram dem entsetzlichen Anprall der Hölle widerstanden. Sein in Gott sicher ruhendes, friedensheiteres Gemüt giebt ihm himmlischen Mut und die Kraft, den Wettkampf mit den Mächten der Finsternis zu wagen. Auch seine Harfe ertönt zuerst leise, auch ihre Klänge werden allmählich mächtiger, und dazu erschallt des hehren Sängers „Himmel-preisender, Gott-verkündender Gesang". Bei Klinsors Auftreten haben Wolken, Nebelqualm und Dampf den Saal verfinstert;) nun aber brechen Strahlengüsse, Flammenschwerter in die Finsternis ein, und eine lichte Glorie legt sich um des Sängers Haupt. Mit zersprungener Harfe verläßt der besiegte Klinsor den Saal, aus dem die höllischen Geister schon geflohen sind,

---

*) Obige lebensvolle Schilderung der Hölle und ihrer Schrecken dürfte ihr Vorbild vielleicht in Gemälden haben, die der Dichter in Italien kennen gelernt hat. Im VII. Bande des Goethe-Jahrbuches (1886. S. 251 ff.) weist G. Dehio nach Ludwig Friedländers Vorgang nach, daß die Quelle der Schlußscene zum 2. Teil des Goethe'schen Faust teilweise in Bildern der italienischen Malerei des 14. Jahrhunderts zu suchen ist. Zwei Bilder werden als besonders wichtige Belege für diese Ansicht genannt, deren Nachbildungen dem Jahrbuche beigegeben sind: „Der Triumph des Todes" und „Die Hölle". Es wäre interessant nachzuweisen, welche Gemälde vielleicht Schack's dichterischer Phantasie zu der Schilderung der Hölle den Anhalt gegeben haben.

und ein himmlischer, tausendstimmiger Gesang preist Wolfram als den Helden des Glaubens und der Dichtung, der die Hölle besiegt hat. IV. (Str. 18—21). In der Schlußstrophe (Str. 22) weist der Dichter wieder auf Wolframs Hoheslied, den Parzival, hin, indem er diese gewaltige Dichtung als des Sängers Siegeslied bezeichnet, das Jahrtausende überdauern wird. V.

Schack hat es verstanden, in uns sofort die regste Teilnahme für Wolfram und für dessen gute Sache hervorzurufen, die wir sofort zu der unsrigen machen. Die meisterhafte Schilderung der Höllenschrecken erfüllt vollständig den beabsichtigten Zweck, die Furchtbarkeit des Gegners in das richtige Licht zu stellen. Dabei werden in uns die kräftigsten Gefühle des Grauens, des Abscheus, des herzlichsten Mitleids mit den Gefallenen, der grimmigsten Empörung über den Gott-verhöhnenden Teufelsspuk wachgerufen, die sich in jauchzende Mitfreude verwandeln, nachdem Wolfram den Sieg über Klinsor und seine Heerscharen davongetragen hat.

Des Dichters Phantasie hat alle diese Gestalten mit plastischer Deutlichkeit ihm vor die Seele gezaubert; er wußte trotzdem genau, daß das, was er sah und hörte, eben nur eine Schöpfung seiner Phantasie wäre, und verlangt auch von dem Leser oder Hörer nicht, daß er für Wirklichkeit nehmen soll, was nur der Welt des schönen Scheines angehört. Er hat mit Bewußtsein uns vom Parzival in den Sängerstreit und von diesem wieder zurück in den Parzival geführt. Wir wissen nun, daß der Dichter uns nicht bloß in jene Stimmungen hat versetzen wollen, sondern daß ein tiefer Sinn dieser Dichtung zu grunde liegt. Es ergeben sich mit Leichtigkeit die Bezüge, die auch auf Goethes „Faust" hinweisen.*) Mit leichter Hand führt uns zugleich der Dichter aus dem prunkvollen Sängersaal in ein schlichtes Zimmer, „die Lutherstube." Auch hier hat ein Gottesstreiter, ein größerer als es Wolfram war, mit den bösen Mächten gekämpft, auch hier haben diese unterliegen müssen.

Der Fürste dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Klinsors Rechte, die das Zauberbuch hält, zittert; „das macht, er ist gericht't," bevor er noch den Kampf begonnen hat.

---

*) S. den Vergleich des „Parzival" mit Goethes „Faust" in dem Werke „Aus deutschen Lesebüchern" 4. Bd., herausg. von Dr. O. Frick und Fr. Polack, Epische und lyrische Dichtungen S. 233 ff.

Wie wir gesehen haben, weicht Schack in seiner Schilderung in nicht unwesentlichen Punkten von Schwinds Darstellung des Sängerkrieges ab. Letzterer hat übrigens ebensowenig wie ersterer sich an das nur in Bruchstücken auf uns gekommene Gedicht „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“ anlehnen können. Der besiegte Ofterdinger muß hier den Zauberer Klinsor erst herbeiholen, der dann Wolfram Rätsel zu lösen giebt, und als er von diesem überwunden wird, den Teufel aus Toledo oder Griechenland herbeizuschaffen droht, so wahr ihm Jesus helfe.*) Von Schwind giebt es noch ein Ölgemälde, das denselben Gegenstand behandelt und welches von Schack (Ein halb. Jahrh., Bd. 2, S. 302) dem Freskogemälde vorgezogen wird. Immerhin dürfte es sich empfehlen, vor der Behandlung des Schack'schen Gedichtes eine Photographie des Freskogemäldes den Schülern zur besseren Veranschaulichung zu zeigen. Bekannt ist ferner, daß Richard Wagner in seiner Oper „Der Tannhäuser“ und zwar ebenfalls in ganz freier Weise den Sängerkrieg verwendet hat.**)

Was die Form anlangt, so wendet Schack in diesem Gedichte alle ihm zu Gebote stehenden großen Mittel an und zwar sowohl in Bezug auf die dichterische Sprache als auf den Rhythmus und Reim. Kraft und Schwung vereinigen sich hier mit herrlichem Wohllaut und einer unvergleichlichen Beherrschung des sprachlichen Materials zu schönheitsvollster Wirkung. Prächtig schreiten die achttaktigen Trochäen mit fehlender letzter Kürze einher und schmiegen sich mit ihrem Rhythmus eng an den Inhalt. Vor der Cäsur tritt öfter daktylischer Takt und gleitender Reim ein, wodurch das kräftige Vorwärtsstreben der Handlung noch deutlicher gekennzeichnet

---

*) Vgl. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Aufl., 1 Bd., S. 158 ff.

**) Schack sagt a. a. O., Bd. 3, S. 402: „Dieser sagenhafte Streit wäre ein schöner Vorwurf für ein dramatisches Gedicht, zu dessen Fabel die erfindende Phantasie allerdings noch die Hauptsache hinzuzuthun hätte. Man muß daher beklagen, daß durch eine neuere Oper, deren Textbuch gleich sehr zu loben ist wie ihre Musik, schon der Reiz der Neuheit von diesem Stoffe hinweggenommen ward. . . . . . . Dennoch glaube ich, daß der Kampf zwischen Klinsor und Wolfram sich, wenn auch nicht zu einem Bühnenstück, so doch bei bedeutender Auffassung zu einer Art von dramatischem Mysterium gestalten lasse, welches unserer Litteratur zur Zierde gereichen könnte und in niemandem mehr die Erinnerung an Wagners Tannhäuser weckte.“ Kurz vorher hat der Verfasser eine Schilderung dieses Kampfes gegeben, die in manchen Punkten anders lautet als diejenige seines Gedichtes. Wahrscheinlich soll dieses der Hauptinhalt eines solchen dramatischen Gedichtes sein, wie Schack es sich denkt.

wird. Überall ist der Mittelreim mit dem Endreim zusammen angewandt; aber nirgend zeigt sich ein Zwang, es fließt alles in mächtigem Strome dahin. Dazu kommen noch treffende rhythmische und Laut-Malereien und prachtvolle Wortbildungen z. B.

Hell und heller zucken fliegende Blitze durch der Wolken Riß.
Bald wie Donner tönt's, wie gellender Angstruf bald und Windespfiff.
Himmels-Höllen-Kampf, Engelchor umsungener, Himmel-preisender, Gott-verkündender, Glanz-verklärter.

Wahrlich, das Gedicht gehört nicht bloß zu den schönsten Gedichten aus Schacks Jugendzeit, sondern zu seinen schönsten Gedichten überhaupt; das ist auch, wie mir bekannt, des Dichters eigene Meinung.

Worterklärungen dürften nur wenige notwendig sein. In der 3. Strophe wird von Stollen und Strophen gesprochen. Daß die mittelalterlichen Dichter Stollen und Abgesang zur Strophe vereinigten, muß bei den Schülern als bekannt vorausgesetzt werden, da dieses Gedicht sich nur zur Behandlung in den oberen Klassen eignet.

In der 5. Strophe ist der Ausdruck „Föhrentangeln“ gebraucht für Fichtennadeln. Tangeln ist kein eigentlich hochdeutsches Wort, sondern meistens in niederdeutschen Gegenden in dieser Bedeutung im Gebrauch.

Str. 13. Lucifer, d. h. Lichtbringer, vgl. Jesaias, 14, 12.

Str. 14. „Der Lärm des Zinkenblasenden.“ Zinken sind gerade, auch gebogene Blasinstrumente aus Metall von starkem Tone, jetzt durch die Posaunen ersetzt. Auch führt eine besondere Art von Pfeifen bei der Orgel denselben Namen.

Str. 18, V. 3. Vgl. Horaz, Oden, Lib. III, 3, 7.

IV, 7. S. 64 ff. Das Bahrrecht. Inhalt und Gliederung. Str. 1 u. 2. Graf Otto von Windeck ist angeklagt, seinen Oheim aus Gier nach Schätzen und Landen ermordet zu haben. Dreimal hat er die Qualen der Folter erduldet, ohne ein Geständnis abzugeben; es soll nun noch das Bahrrecht endgültig über seine Schuld oder Unschuld entscheiden. Der Vorsitzende des Gerichts hat ihm diesen Spruch verkündet, und Graf Otto ist sofort bereit, sich auch dieser Probe zu unterziehen, von der er überzeugt zu sein versichert, daß sie seine Unschuld klar erweisen werde. Er wird nun von den Schöffen in tiefem Schweigen in ein schwarzverhängtes, matterhelltes Gemach geführt, wo die Leiche seines Oheims auf der Bahre ruht. Das Gemach wird mit einem schweren Steine verschlossen. Str. 3—5. Der Graf befindet sich allein in der Totenkammer, allein mit den Furien seines ihn verklagenden Gewissens, allein mit der Leiche des Greises, der durch seine Mörderhand fiel.

Der Tote war ein energischer Mann gewesen, treu in Liebe und Haß; aber ihn, den Grafen, hatte er als verwaisten Knaben in sein Haus aufgenommen und wie seinen eignen Sohn erzogen; ihm nur Liebes und Gutes erwiesen — bis auf die eine schwere Kränkung — da er ihm die Hand seiner Tochter versagte. Der Herzog kannte den leidenschaftlichen Sinn seines Neffen und wußte wohl, daß sein Kind mit diesem nicht glücklich geworden wäre. Nicht um schnöder Schätze willen, nicht um seines Oheims Land zu erben, erschlug ihn Graf Otto, nein nur um dieser vermeintlichen Kränkung willen erhub er den Mordstahl gegen den Mann, der mit starker Faust ihn dereinst, als des noch jugendlichen Knappen Arm im heißen Kampfe ermattet war, mit eigener Lebensgefahr aus der Schar der Feinde herausgehauen und ihm so das Leben gerettet hatte. Otto von Windeck sieht nun ein, daß er einen fluchwürdigen, durch nichts zu entschuldigenden Mord begangen hat; die Qualen des wachgerufenen Gewissens, viel schlimmer als die erduldeten Folterqualen, schnüren ihm die Brust ein, umfloren sein Auge: plötzlich sieht er aus den Wunden, die seine Hand geschlagen, Blut bis zur Decke spritzen, und vor dem in jähem Entsetzen Festgebannten erhebt sich langsam der Greis; seine Augen öffnen sich und schauen ihn mit finsterem Blicke an. Er taumelt zurück, kann aber sein Antlitz nicht von dem starren Blick seines Opfers wenden. Kalte Schweißtropfen treten auf seine Stirn; er fühlt den Boden unter seinen Füßen wanken und stürzt bewußtlos an der Bahre nieder.

Str. 6 u. 7. Drei Stunden, die festgesetzte Zeit, sind verflossen, da wird er durch Stimmenruf erweckt; es treten die Richter in das Gemach, und da sie sehen, daß den Wunden kein Blut entflossen ist, beglückwünschen sie Graf Otto und fordern ihn auf, frei und in Frieden nach seinem Schlosse zurückzukehren. Zu ihrem Erstaunen bleibt der Graf bei dieser frohen Botschaft stumm an der Bahre seines Opfers liegen. Erst als seine Diener ihn froh umringen, ihre Glückwünsche mit denen der Richter vereinigen und in ihn dringen, die Stätte des Todes zu verlassen, da springt er jach auf, bekennt sich schuldig und wünscht nur das Eine: noch in derselben Nacht „die Strafe des Mordes" zu büßen.

Erklärungen. Das Bahrrecht ist eines der mittelalterlichen Gottesurteile. Der des Mordes Angeklagte wurde vor die Leiche geführt; quoll Blut aus den Wunden des Erschlagenen, so wurde der Angeklagte für schuldig erklärt, da man der Überzeugung war, daß Gott selbst auf diese Weise den Schuldigen überführt hätte. Oft genug mag, wenn zufällig Blut herausfloß, ein Unschuldiger bestraft, umgekehrt der Schuldige, wenn den Wunden kein Blut ent-

quoll, frei ausgegangen sein. Oft aber wird auch die Stimme des Gewissens den Mörder vor seinem Opfer zum Geständnisse gebracht haben, und noch heute führt der Richter einen des Mordes Verdächtigen vor die Leiche des Ermordeten, um sein Gewissen zu wecken und ihn zum Geständnisse zu bewegen. Vergl. „Die Kraniche des Ibykus“ von Schiller, „Die Sonne bringt es an den Tag“ von Chamisso, Johannes Parricida im „Wilhelm Tell“ von Schiller, Hagen vor der Leiche Siegfrieds im Nibelungenliede.

Der in dem Gedichte geschilderte Vorgang hat keine geschichtliche Grundlage, er ist frei von dem Dichter erfunden.

Unser Gedicht ist übrigens schon von Friedrich Polack in dem oben angeführten Werke (S. 167, Anmerkung) „Aus deutschen Lesebüchern“ erklärt.

Dieser sagt von den Schönheiten des Gedichts: (Bd. II, S. 391 f.) „Die Wahl des Stoffes ist packend, der Aufbau des Gedichtes künstlerisch, die Durchführung des Grundgedankens meisterhaft. Wunderschön dargestellt ist die äußere und innere Gegenströmung in dem Gedichte. Äußerlicher Rechtsgang: Die Folter — das Bahrrecht — die Freisprechung. Dagegen innerlicher Seelenprozeß: Trotziger Mut — Zerknirschung — Selbstverurteilung.“ *)

Die zehnzeilige Strophe weist überall jambisch-anapästischen Takt auf, der jedoch von dem Dichter frei gehandhabt wird. Vergl. Str. 4 V. 8, Str. 5 V. 9, Str. 6 V. 10, Str. 7 V. 2, 4, 7. S. die Erklr. zu d. Ged. „In Olympia“, S. 147.

IV, 7. S. 66 ff. Malcolms Mörder. Inhalt und Gliederung. Str. 1. Kurze Einführung. Mörder haben den schottischen König Malcolm auf seinem Schlosse Glamis, während er schlief, ermordet und sich der vorgefundenen Schätze bemächtigt. Nr. 2—4. Nebel und wirbelnder Schnee verhüllen Weg und Steg. Gewissensbisse peinigen schon jetzt zwei der Mordgesellen. Str. 5 u. 6. Die anderen spotten über sie und fordern sie auf, sich Mut aus dem geraubten Weine des Königs zu trinken, dann aber schnell zur Grenze zu eilen, die noch vor Tagesanbruch erreicht werden muß. Str. 7 u. 8. Die Gespensterheide rechts, sowie der mit morschem Eise bedeckte See links sollen vermieden werden. Geradeaus führt der Weg zur Grenze; aber der Sturm ist so laut, daß sie ihre Stimmen nicht hören, das Schneegestöber so dicht, daß sie den Weg nicht finden. Str. 9—11. Plötzlich zerteilt der Sturm

---

*) Ich habe dieser Kritik nichts hinzuzufügen; mit einzelnen a. a. O. gegebenen Erläuterungen zu diesem Gedichte kann ich mich allerdings nicht ganz einverstanden erklären.

die Wolken; im matten Mondlicht sehen die Verbrecher das Schloß von Glamis vor sich und werden sich mit Schrecken bewußt, daß sie im Kreise geirrt sind. Die Fenster des Schlosses werden hell, ebenso die der Schloßkapelle im Turm, von welcher die ernsten Töne des Totenamtchorals zu ihnen hinüberdringen. Gepeitscht von den Furien des Gewissens und in rasender Angst, von den Häschern des gemordeten Königs ergriffen zu werden, stürzen sie in wilder Flucht davon. Str. 12 u. 13. Aber die rächende Nemesis ist schneller als sie. Blindlings sind sie auf das Eis des Farfarsees geraten, dieses bricht, hochauf schäumen die Wogen und verschlingen die Missethäter.

Die schottischen Hochlande sind häufig der Schauplatz mancher ritterlichen That, aber auch manches lichtscheuen Gewaltakts gewesen.*) Der finstere Aberglaube hat hier wie kaum in einem andern Lande schreckliche Orgien gefeiert, und heute noch ist im Volke vielfach wie früher der Glaube an Gespenstererscheinungen und Hexen verbreitet.

Schack ist im Herbste des Jahres 1847 dort gewesen, und aus dieser Zeit stammt wohl auch unser Gedicht. S. Ein halb. Jahrh. I, S. 234 ff.

IV, 8. S. 67 ff. Erwin von Steinbach. Schack berichtet a. a. O. I, S. 36 f., daß er noch vor Vollendung seines 17. Lebensjahres die Klassen des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. absolviert und dann, noch bevor er die Universität Bonn bezogen, eine Reise nach der Schweiz und Italien gemacht habe. Von Bonn aus besuchte er in den Ferien — und zwar wahrscheinlich den ersten seiner Studienzeit — Speyer, in dessen Dom er den Groll über die Verheerungen der Pfalz durch die Franzosen und über die durch sie geschändeten Kaisergräber schürte, und dann Straßburg. Er erzählt a. a. O. S. 44 f.: „Als ich dann die Kathedrale von Straßburg während eines Hochamts betrat, stieg ein Gebet aus meiner Brust auf, in dem ich den Himmel anflehte, es mich noch erleben zu lassen, daß der Elsaß wieder deutsch werde. Den beiden erwähnten Momenten in Speyer und in Straßburg habe ich damals zwei Gedichte gewidmet, welche jugendlich unvollkommen, mir aber wegen der Wahrheit, mit der sie mein Gefühl aussprechen, immer lieb geblieben sind.“ Das eine ist das der Gruppe „Kampf und Sieg“ Ges. W. II, S. 544 ff. unter der Überschrift „Die Kaisergruft in Speyer“ eingereihte, das andere unser vorliegendes Gedicht. Diese Gedichte sind also wohl schon im Jahre 1832 entstanden.

Gliederung. Str. 1 u. 2. Erwin von Steinbach dankt dem Allmächtigen dafür, daß er ihm vergönnt hat, die Aufgabe

*) Vgl. Shakespeares Macbeth.

seines Lebens, den Dom, so wie er vor seinem inneren Auge gestanden, zu vollenden. Der Meister schickt dieses Gebet in später Abendstunde zum Himmel. Der Mond geht auf und beleuchtet den Dom und die schweigende Stadt. Str. 3—7. Da ertönt die gewaltige Glocke des Münsters zum erstenmale; es öffnet sich die hohe Pforte, und ein mächtiger aus dem Innern des Domes schallender Ruf fordert Erwin zum Eintritt auf.*) Für ihn allein, den Erbauer des Gotteshauses, findet jetzt ein Gottesdienst statt, der erste, den diese Mauern erlebt, und der einzige in dieser überirdischen Art. Str. 8 u. 9. Der Chor der Engel ruft dem betenden Meister zu, ihm in den himmlischen Tempel zu folgen, den er in seinen Träumen oft gesehen. Als der erste Strahl der Morgensonne durch die hohen Fenster der Kathedrale dringt, da hat sich mit dem letzten Gebet und den letzten Klängen der Orgel die Seele des Meisters in das Allerheiligste emporgeschwungen.

Erklärungen. Der Künstler sucht das Ideal, das ihm vor der Seele schwebt, zu verkörpern; es gelingt ihm dieses je nach seiner Kraft und Befähigung. Das höchste Ideal steht vor Gott; der Künstler kann es nur träumen und ahnen, ihm Gestalt zu verleihen, dazu reicht seine Kraft nicht aus, noch genügen die irdischen Darstellungsmittel. So groß und gewaltig, so schön und erhaben der in der Kathedrale zu Straßburg verkörperte Gedanke Erwins auch ist, dem Meister schwebte in seinen Träumen noch ein Höheres, Unerreichbares vor. Da sah er wie Hesekiel (Kap. 40—42) den Tempel Jehovahs, da schwang er sich mit den Cherubim zum Throne des Höchsten empor, vor dem die sieben Fackeln leuchten und den die 24 Ältesten in hellleuchtenden Gewändern umgeben, wie Johannes sie geschaut. (Offenb. 4, 2—8). Welch einen herrlicheren Tod konnte Gott dem Meister gewähren, als den der Dichter ihn sterben läßt — mitten aus den Räumen seines verwirklichten, gottgeweihten Gedankens abgerufen zu werden zu seinem himmlischen Ideale, zu seinem ewigen Gottes- und Vaterhause!

Das Ideal, welches des Dichters Seele im Augenblicke des Schaffens vorschwebte, ist der große Bau der Einigung Deutschlands, in welchem der wieder deutsch gewordene Straßburger Münster seinen hervorragenden Platz finden soll. Sollte Gott, das Flehen des Dichters erhörend, die Fürsten und Völker Deutschlands diesen

---

*) Vgl. Schack „Meine Gemäldesammlung" S. 53. Es wird dort das Gemälde von Schwind „Der Traum des Erwin von Steinbach" besprochen. Erwin sieht als Jüngling sein Meisterwerk, den Münster von Straßburg, schon vollendet vor seinem Geiste und wird von einem Cherub in demselben umhergeführt.

Riesenbau vollführen und ihn die Vollendung dieses Baues erleben lassen, dann würde er gerne in die himmlische Empore sich aufschwingen; sein Tod wäre dann ein ebenso schöner, wie der Erwin von Steinbachs.

Empore, Emporkirche, erhöhter Männerchor in den Seitenschiffen der Kirche.

Str. 2. Der Schatten von dem Turme, welcher letztere hoch gleich Bergen ist, ruht auf ihren Menschenzwergen, d. h. auf ihren Wohnhäusern, die im Vergleiche mit dem Turme sich zwerghaft ausnehmen.

In der 9. Str. heißt's: „Und der Tempel der Gesänge — Schickt die letzten Orgelklänge — Sterbend in das Morgenrot —" d. h. die letzten, ersterbenden Orgelklänge. Das Participium wird ja bisweilen von Dichtern so gebraucht. Ich erinnere nur an die Stelle aus den „Kranichen des Ibykus": „Und bald, obgleich entstellt von Wunden" — wo sich das Particip „entstellt" auf die Züge des Gemordeten bezieht. Doch dergleichen kleine Mängel thun der Schönheit des Gedichtes wahrlich keinen Abbruch. Mit diesem Gedichte ist zu vergleichen „Siegesfeier in Straßburg" S. 81 f. und die Erklr. dazu S. 184.

Die Strophe hat 10 viertaktige trochäische Verse; das Reimschema ist: a b a b c c d e e d.

IV, 9. S. 70 ff. Der Strohhalm. Unter den wilden und rohen, zu jeder Gewaltthat und Grausamkeit bereiten Söldnerführern des dreißigjährigen Krieges hat sich namentlich Graf Ernst von Mansfeld, „der Reichsbandit", wie er genannt wurde, einen traurigen Ruhm erworben. Selbst Katholik, gab er vor, der protestantischen Sache zu dienen, obwohl er nur seinen wüsten Leidenschaften, seiner Herrsch- und Gewinnsucht frönte und dem zusammengelaufenen Gesindel seiner Söldnerscharen selbst das schlimmste Beispiel gab. Oft genug zogen ganze Haufen dieses Abschaums der Menschheit auf eigene Faust zur Plünderung aus, und wehe dem Dorfe, dem einzelnen Gehöft, das sie auf diesen Streifzügen erreichten! Selbst Kirchen und Klöster waren vor der Raub- und Zerstörungssucht dieser Horden nicht sicher. Von einer solchen Rotte und ihrem Hauptmann ist in unserem Gedicht die Rede.

Str. 1. Die wilde Räuberbande sucht ihren noch wilderen und wüsteren Hauptmann. Str. 2 u. Str. 3, V. 1—5. Letzterer gelangt zu der Felsenhöhle eines betenden Einsiedlers und bedroht dessen Leben mit dem Schwerte. Str. 3, V. 6—10 bis Str. 6, V. 5. Die Bekehrung des Hauptmanns. Str. 6, V. 6—10 bis Str. 9. Die Vision des Einsiedlers. Str. 10. Schluß. Die Bekehrung der Räuber.

Das Gedicht wirkt mächtig durch die gewaltigen Gegensätze. Die furchtbarste Verrohung, Gottlosigkeit und Habgier auf der einen, völlige Bedürfnislosigkeit und schlichte Frömmigkeit auf der anderen Seite. Der Hauptmann und seine Spießgesellen werden in dem Augenblicke, wo sie die vielleicht größte Schandthat ihres Lebens zu begehen im Begriff sind, zu ihrem Gotte und Heilande zurückgeführt. Vergl. „Der Räuber und das Kruzifix" von Robert Prutz.

Zu Str. 2. Der Räuber glaubt nicht an wahre Frömmigkeit und hält den Einsiedler für einen Heuchler, der unter dem Schutze der Kutte seine Reichtümer vor räuberischer Habgier sicher zu verbergen hofft. Lucifer, der gefallene Engel; vergl. Jesaias 14, 12. Die Verse haben folgende Reimfolge: a a b b c d d e e c; es sind jambisch-anapästische Viertakter mit Ausnahme des 5. u. 10. Verses jeder Strophe, denen der vierte Takt fehlt.

IV, 10, S. 72 ff. Der Husar von Auerstädt. Der Inhalt der Ballade zerfällt in vier Teile.

1. Die Einleitung bildet die erste Strophe, die uns kurz in die Sachlage einführt;
2. der Entschluß des Majors, nicht weiter zu fliehen, wird in Str. 2 und 3 begründet;
3. die Str. 4—8 schildern die Scene im Wirtshause des Städtchens;
4. die Schlußstr. 9 u. 10 zeigen uns, was der tapfere Major für einen Entschluß in Wirklichkeit gefaßt hat, und schildern die Ausführung desselben.

Die Ballade ist voll packender Leidenschaft und begeisternden Feuers. Uns erfaßt gleich von vornherein zusammen mit dem Major die Empörung über die schmähliche Flucht des Heeres und die Schmach, in die nun Napoleon mit seinen Schergen unser Vaterland stürzen wird. Wir fühlen bewundernde Teilnahme für den kühnen Helden, der dem Feinde entgegenreitet, Hochachtung für den Offizier, der seine Ehre nach den Überlieferungen aus der großen Friedrich Zeit so hoch hält wie ein Tellheim. Welch ein feiner Zug, daß der Dichter ihn einen Blücher'schen Reiter nennt, einen Untergebenen des Mannes, der sich später den Ehrennamen „Marschall Vorwärts" erworben hat! Und nun der packende Gegensatz zwischen der Todesverachtung des Husarenmajors und der flatternden Angst des Wirtes, der sicher viel mehr für sich selbst als für den Major fürchtet; denn wehe ihm, wenn die immer näher heranrückenden Feinde einen preußischen Offizier bei ihm finden! Wem bringt der Tapfere nun unter dem Trommelwirbel und Kanonengeroll der Feinde und unbeirrt durch die flehentlichen Bitten des Wirtes, ihn zu verlassen, zu fliehen, ein Hoch aus? Das erste

Hoch der Zeit, die die Raben „Selbstsucht, Dünkel und Tücke“ von dem Kyffhäuser verscheucht; das zweite dem Tage, an welchem Alldeutschland das Joch der Franzosen abschüttelt, wo die deutschen Krieger begeisterungsvoll in den heiligen Kampf ziehen und die Schwerter in das Blut des Erbfeindes tauchen; das dritte dem einigen und freien Deutschland, das wie ein Phönix aus dem mit dem Blute von Freund und Feind gedüngten Boden in neuer Herrlichkeit erstehen wird. Und nun geht's mit verhängten Zügeln den Feinden entgegen, von denen er vier niederschießt, um dann selbst, von unzähligen Kugeln getroffen, einen herrlichen Reitertod zu sterben.

Eine solche Ballade kann nur von einem Dichter herrühren, der selbst von der glühendsten Vaterlandsliebe beseelt ist. Woher hat Schack nun den Stoff genommen? In Heinrich von Kleist's sämtlichen Werken (herausg. v. Ed. Grisebach Leipz. Reclam 1884 S. 365 f.) findet sich eine Erzählung, betitelt „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege“, sie beginnt: „In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen.“ Dieser Reiter nun sprengt auf das Wirtshaus zu, hält dort an und verlangt Branntwein zur Stärkung. Der Wirt macht ihn darauf aufmerksam, daß die Feinde ganz nahe seien, und treibt ihn zur Flucht an; aber der Reiter läßt sich nicht stören, trinkt mehrere Gläser von dem ihm eingeschenkten Danziger und steckt sich zuletzt noch, aller Mahnungen des Wirtes ungeachtet, seine Pfeife an. Während dessen sind schon drei feindliche Reiter in das Dorf geritten. „Bassa Manelka! ruft der Kerl und giebt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohesche Corps hinter sich hätte, an.“ Die Chasseurs stutzen einen Augenblick und werden im Handumdrehen von den Pferden gehauen. Letztere führt der preußische Reiter frohlockend als willkommene Siegesbeute davon. — Was uns hier Kleist erzählt, ist wahrlich ein prächtiges Reiterstückchen. Alle Achtung vor dem tapfern preußischen Reiter! aber das Ganze ist doch weiter nichts als eine Anekdote, und als etwas anderes hat es ja Kleist auch nicht bezeichnet. Welch eine herrliche Ballade ist nun unter

Schacks Künstlerhänden aus diesem einfachen Stoffe geworden! Überall hat er letzteren veredelt, geläutert, vertieft und dadurch eine ergreifende und zugleich erhebende und läuternde Wirkung bei dem Leser oder Hörer erzielt.*)

IV, 11. S. 74. Der Kadett. Feldmarschall von Hiller war einer der deutschen Heerführer in der blutigen Doppelschlacht bei Aspern und Eßling am 21. und 22. Mai 1809, durch welche zum erstenmale der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleons erschüttert wurde. Der in unserem Gedichte geschilderte Vorgang hat sich während der genannten Schlacht abgespielt. Wir werden wohl nicht irre gehen mit der Annahme, daß dieses Gedicht zu den wenigen uns erhaltenen Gedichten der Jugendperiode des Dichters gehört. Der feurige Jüngling wünscht sich voll patriotischer Begeisterung einen Tod, wie er dem tapferen Kadett bei Aspern beschieden war.

V. Kampf und Sieg.

Schack schreibt, Ein halb. Jahrh., I, S. 8: „Mein zweiter Mentor hatte zur Zeit des Wartburgfestes studiert und lebte ganz in dem Ideenkreise, in welchem sich damals die deutsche Jugend bewegte. Er erzählte mir viel von den Befreiungskriegen, von den Opfern an Gut und Blut, die das deutsche Volk gebracht, um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, und fügte dann bitter hinzu, wie wenig ihm von allen seinen Hoffnungen erfüllt, wie schmählich es um die ersehnte Macht und Einheit betrogen worden

*) Vielleicht hat Schack auch, als er seine Ballade dichtete, das tragische Schicksal des preußischen Prinzen Louis Ferdinand, der am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld fiel, vorgeschwebt. Dieser wußte ganz genau, daß die preußische Sache eine verlorene wäre. Er sagte zu dem Fürsten von Hohenlohe drei Tage vor seinem Todestage: „Ach, es steht schlecht mit uns, schlecht mit der ganzen preußischen Armee. Ich halte sie für verloren; aber ich werde unseren Fall nicht überleben!“ Als ihm nun, so erzählt einer von mehreren Berichten, nach der Schlacht sein Pferd auf der Flucht getötet ist, springt er aus dem Sattel, nimmt seine Pistolen und geht auf den nächsten Ort, Wöhlsdorf, zu. Kurz bevor er denselben erreicht hat, wird er von zwei französischen Husaren angegriffen. Er schießt zuerst seine Pistolen auf sie ab, ohne ihnen jedoch sonderlichen Schaden zuzufügen. Auf die Aufforderung eines der Husaren sich zu ergeben, antwortet er mit einem Säbelhieb, wird darauf zuerst verwundet und dann durch dreizehn Hieb- und Stichwunden getötet. S. Friedr. Adami, Luise Königin von Preußen. Berlin [7] 1875. S. 152 ff.

sei. Auch lehrte er mich Arndts Vaterlandsgedicht und „Der Gott der Eisen wachsen ließ“ hersagen. Wenn dann die Oktoberfeuer zum Andenken an die Schlacht bei Leipzig — wie dies damals üblich war — aufflammten, loderte mein Herz in Begeisterung für die Helden jener Freiheitskriege, in Unwillen gegen diejenigen, die ihnen die Früchte ihrer Siege geraubt, empor. Zugleich ward dies Gefühl in mir geschürt durch die Körnerfeier, die alljährlich in unmittelbarer Nähe meines väterlichen Gutes (Brüsewitz bei Schwerin) stattfand. An der Grenze desselben nämlich und durch einen kleinen Spaziergang von dort erreichbar befindet sich die Stätte, auf welcher Theodor Körner, von einer französischen Kugel tödlich getroffen, niedersank. Der tapfere Dichter, dessen „Leier und Schwert“ ich bei Nacht und Tage las, wurde von mir besonders verehrt, und gewiß verdient dieser kühne Sänger, der das, wofür sein Herz so feurig schlug, mit seinem Tode besiegelte, unserem Volke für immer ein strahlendes Vorbild zu sein.“ Diese innige Vaterlandsliebe hat Schack nie verlassen,*) sowohl seine größeren Dichtungen, — ich verweise nur auf seinen „Lothar“ und die Prophezeiung am Schluß dieses Romans in Versen, ferner auf den Schluß der „Nächte des Orients“, die beiden aristophanischen Komödien, auf den Schluß seines humoristischen Romans „Durch alle Wetter“ und besonders auf sein herrliches Epos „Die Plejaden“ — als eine ganze Anzahl kleinerer poetischer Schöpfungen, von denen ich hier eine Auswahl geboten habe, liefern hiervon ein beredtes Zeugnis. Als die sehnlichen Hoffnungen des Dichters durch den Feldzug 1870/71 so herrlich in Erfüllung gingen, da jauchzte seine Seele und konnte sich vor Wonne kaum fassen; da entströmten seiner Brust die begeisterungsvollsten Poesieen, und auch in seiner Lebensbeschreibung finden wir diese Stimmung getreulich wiedergegeben. Es heißt dort, Bd. 2, S. 84: „Noch jetzt, wenn mich hie und da ein Gedanke an trübe Ereignisse meines Lebens beschleichen will, vermag ich die Trauer zu verscheuchen und in lautere Freude zu verwandeln, so oft ich an den Jubel denke, der bei der Botschaft jener ersten deutschen Siege meine Seele erfüllte. Von nun an wich die Niedergeschlagenheit, und ich mußte alle meine Besonnenheit aufbieten, daß die fast täglich aufeinander folgenden großen Kunden meinen Geist nicht in einen Taumel versetzten, aus dem ich doch leicht noch wieder geweckt werden konnte.“ . . . . S. 86. „Ich

*) S. meinen Aufsatz „Adolf Friedrich Graf von Schack“ in Herrig's Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 74. Bd., 1885, S. 1 ff. Ich habe in demselben Schacks große Bedeutung als national-patriotischen Dichters in das richtige Licht zu stellen versucht.

wußte, daß König Wilhelm und sein oberster Berater Männer von lebendigem Gefühl für die deutsche Nationalehre waren und daß sie dem Auslande keinen Einfluß bei der Entscheidung gestatten würden, die sie allein zu treffen hatten." . . . . „Und als nun das deutsche Kaiserreich in der Gestalt, die ich als die allein mögliche betrachtete, errichtet wurde, erschien mir dies als der Höhepunkt meines Daseins. Hätte ich sonst auch nichts als Unglück und Trübsal erfahren — der eine Augenblick, wo ich die Einheit Deutschlands verwirklicht sah, würde die Wagschale der Leiden hoch emporgeschnellt haben, und ich hätte mir gesagt, derjenige, der dies erlebt, könne sich glücklich schätzen, geboren worden zu sein. Bald nachdem der Friede geschlossen worden, trieb es mich, die wiedergewonnenen Reichslande zu begrüßen. Welche Gefühle, als ich den Boden betrat, auf dem ich früher nur mit der drückenden Empfindung des Unwillens über die Erniedrigung Deutschlands gewandelt. Der trübe Nebel, der so lange über ihm gelagert, schien mir nun verscheucht; und wenn ich mir sonst nur mit Beschämung gestanden, ich sei ein Deutscher, hob sich jetzt meine Brust höher bei dem Bewußtsein, dieser Nation anzugehören. Zuerst besichtigte ich die Schlachtfelder bei Metz, „wo der Deutsche in noch weit höherem Maße als ehemals bei Aspern seine Kraft verbürgte," dann die von Weißenburg und Wörth und machte zuletzt einen Aufenthalt in Straßburg, um gleichsam auch für mich diese Stadt, die meine Gedanken so viel umkreist hatten, in Besitz zu nehmen. So oft ich in den Münster ging, erinnerte ich mich, wie ich einst in früher Jugend in ihm gestanden und aus tiefstem Herzen ein Gebet zum Himmel gerichtet hatte, daß der Bau des Erwin von Steinbach und die Stadt, in welcher er steht, wieder ein Eigentum Deutschlands werde, dem sie so schmachvoll entrissen worden. (Vergl. d. Erkl zu d. Ged. „Erwin von Steinbach" S. 172). Und wie ich mir nun sagte, dasjenige, um was ich damals gefleht, sei herrlicher erfüllt worden, als ich je im kühnsten Traume zu hoffen gewagt, zog ein Entzücken in meine Brust ein, um das die Seligen mich hätten beneiden können. Seitdem stehen die Jahre 1870/71 wie leuchtende Sterne in meiner Erinnerung, und ihr Glanz wird auch den Rest meiner Tage erhellen."

V, 1, S. 75 ff. Die Bildsäule Karls des Großen. Str. 1—7. Der Dichter steht vor der steinernen Bildsäule Karls des Großen. Er meint, der Heldenkaiser sei aus der Höhle im Odenwald, wo er, gebannt durch den Zauberspruch des Zwerges, in tiefem Schlafe bis jetzt auf dem ehernen Stuhle gesessen, durch einen mächtigen Ruf erweckt, und nun erstanden. Str. 8—13. Der Kaiser runzelt die Brauen; denn, was er schaut, muß ihn mit

schwerem Unwillen erfüllen. Bittere Ironie des Dichters in den folgenden Strophen über die schmachvolle Zerrissenheit und Ohnmacht unseres Vaterlandes. Er rät dem Kaiser, weiter zu schlafen und dann erst zu erwachen, wenn das traurige Leben der entarteten Nachwelt in Nacht und Nebel versunken sein wird. Str. 14—17. Dann, wenn die Gegenwart, sich der großen Vorzeit erinnernd, mannhaft zur Wehr greift und der Donner der Schlachten das Haupt des Kaisers umtönen wird, dann werden auch die Helden, die unter dem großen Karl kämpfend gefallen sind, erwachen und sich wieder um ihren gewaltigen Führer scharen. Diesen ergreift noch einmal die alte Kampfesfreude, er schwenkt die Fahne und stößt noch einmal ins Horn mit so mächtiger Kraft wie einst Roland bei Ronceval. Das Geisterheer umbraust in Wirbeln die Steingestalt des Kaisers; unter dem Donner der Schlachten verhallt das kleine Jetzt, um einer neuen und großen Zeit Platz zu machen. —

Das Statuenhafte, Steinerne der Gestalt des Kaisers bleibt bis zum Schlusse betont; es wird der Bildsäule aber doch ein eigentümliches, geisterhaftes Leben gegeben, das schauerlich wirkt, etwa wie bei dem steinernen Gast im „Don Juan“. Durch das ganze Gedicht zieht sich die Überzeugung, daß nur durch Blut und Eisen die Schäden der Zeit ausgeglichen, die Schmach des Vaterlandes gesühnt, die Einigkeit Deutschlands hergestellt werden könne.

Zu Str. 10. „Hoffnungslieder der Gimpel“ bezieht sich auf manche schwächlichen patriotischen Poesieen der damaligen Zeit. Der Schluß der Strophe deutet auf das traurige Schicksal der ersten deutschen Flotte hin.

Die trochäischen Viertakter der vierzeiligen Strophe haben abwechselnd klingenden und stumpfen Reim. In der 6, 11, 22, 24. und 25. Strophe ist in dem 1. und 3. Verse der gleitende Reim zum Zwecke rhythmischer Malerei angewandt.

V, 2. S. 78 ff. Die Hohenstaufenkrone. Str. 1—4. Die Denkmäler der ruhmreichen Vergangenheit Deutschlands sind zwar noch erhalten; aber die Hohenstaufenburg ist verfallen, das Hohenstaufenland nicht vorhanden. Germania, hier als Gattin des großen Staufen Friedrich gedacht, trauert am Sarge ihres Gemahls und ihrer Kinder. Mit dem großen Hohenstaufen ist auch die große Zeit, als der Ruhm der deutschen, unter seiner Führung erfochtenen Siege die ganze Welt erfüllte, ins Grab gestiegen. Vergebens fragt man nach der Krone mit dem geweihten Reifen, vergebens nach jenen schönen und stattlichen Söhnen und Töchtern der Mutter Germania: auf alle diese Fragen giebt uns nur die tiefe Trauer der Mutter Antwort. Str. 5 u. 6. Doch einen Trost hat Mutter

Germania: es hat sich eine von altersher geglaubte Sage erhalten, daß nämlich in der Schweiz auf hohem Alpenberge die Kronenburg stehe. Dorthin trug, als Konradins Haupt unter dem Streiche des Henkers gefallen, ein Adler die Hohenstaufenkrone, und dort wird sie von Geistern bewacht. Str. 7—10. Ein Held aus einem edlen deutschen Stamm wird einst erstehen, ein gottgeweihter Kriegs- und Siegesheld, der die bösen Mächte der Zwietracht und Selbstsucht vernichten, die Kronenburg hinanstürmen und das Kleinod gewinnen wird. Vor ihm bahnt sich der sonst keinem zugängliche, von riesigen Eisbergen und klaffenden Spalten starrende Weg, und die Alpenhäupter glühen von der aufgehenden Sonne eines neuen, herrlichen Tages. Aus den Ruinen der geborstenen Gletscherburg trägt der Kaiser die Krone hinab in sein deutsches Land, und mit Jauchzen und Freudenthränen wird er von seinem treuen Volke empfangen. Dann läuten von allen Türmen die Glocken zur Vermählung des neuen deutschen Kaisers mit der Braut Germania, und Zeugin der heiligen Feier, durch die all das frühere Elend der letzteren gesühnt wird, ist die deutsche Eiche, die stolz über dem Paare rauscht und ewig grünen wird, wie das neu erstandene Deutsche Reich. —

Erklärungen. Str. 2 und 3. Es ist wohl der Hohenstaufe Friedrich II. gemeint. Schack nennt ihn den größten Herrscher aller Zeiten. Ein halb. Jahrh. I, S. 62 unten. Vgl. „Am Grabe Friedrichs II", Ges. W. II, S. 544 ff., ferner Ein halb. Jahrh. III, S. 365 f. Daß Schack übrigens für die Größe und Bedeutung Friedrichs I. Barbarossa ebenfalls das richtige Verständnis hat, wird unten gezeigt werden.

Str. 4. Die Krone mit dem goldenen Zauberring: Anspielung auf die eiserne Lombardenkrone, mit welcher die lombardischen Könige und nach deren Aufhören Karl der Große, sowie die Mehrzahl der deutschen Könige bis auf Karl V. herab, 1805 Napoleon I. und 1838 der Kaiser Ferdinand I. von Österreich als Regent der Lombardei gekrönt wurden. Sie bestand aus einem Goldreifen, in dessen Innerem zu größerer Haltbarkeit ein eiserner Streifen angebracht war, von welchem letzteren die Sage ging, daß er aus einem der Nägel des Kreuzes Christi verfertigt sei.

Str. 5 ff. Die Kronenburg ist ein Phantasiegebilde,*) eine Gletscherburg, nicht etwa die Habsburg, welche ebenfalls im Schweizerlande liegt (auf dem Willibaldsberge an der Aare bei dem Dorfe Schinznach). Der Dichter verlegt die Kronenburg in die freie Schweiz, weil mit der von dort geholten Krone der neue

---

*) Dem Dichter schwebte wohl die Gralsburg vor.

Kaiser Freiheit und Recht seinem Lande bringen soll. Aus welchem edlen deutschen Stamm nach des Dichters früh gewonnener Überzeugung der die Krone erringende Held erstehen würde, darüber spricht sich der Dichter deutlich genug in seiner aristophanischen Komödie „Der Kaiserbote“ aus. Ges. W. Bd. 6. Hier nur die Hauptstellen. Friedrich Barbarossa ist nach hundertjährigem Schlafe wieder einmal erwacht und hat seinen treuen Boten Klaus in die deutschen Lande ausgesandt, um zu erkunden, ob die Zeit zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches gekommen sei. Der Bote macht auf seinen Reisen durch das Reich die traurigsten Erfahrungen, und als er seinem Herrn und Gebieter seine Erlebnisse erzählt hat, will dieser schon an der Zukunft des deutschen Volkes und Landes verzagen. Klaus jedoch bittet ihn, die Hoffnung nicht sinken zu lassen, da es noch viele Wackre und Edle, die treu den Geist der Väter bewahrt hätten, im Lande gäbe, und sei nur erst der rechte Fahnenträger da, so würden alle diese sich um ihn scharen und alle Seelen „im lautren Feuer der Begeisterung glühn“. Er fährt dann fort:

„Ja glaub'!
Auf meinem Gang durch die Jahrhunderte
Ward mir so weit der Schleier vom Geheimnis
Der Zeit gelüftet, daß ich's künden kann:
Aus edlem Königsstamm wird diesem Volk —
Und fern nicht ist die Zeit — der Held erstehn,
Auf den es harrt. Der Bergesceder gleich,
Die mit dem Blitze tändelt, hebt er kühn
Das Haupt empor; im Wettergraun des Kriegs,
Der seine Wiege schon umdonnert, hat
Er von der Reiche Aufblühn und Vergehn,
Nach allgerechtem Walten des Geschicks
Die ernste Lehre sich ins Herz geprägt,
Und an dem Born der großen Vorzeit ward
Mit Bildern alles des, was glorreich ist,
Sein Geist erfüllt, daß er durch sie befeuert,
Zum eignen großen Werke sich ermannt.
Durch seinen starken Arm, o glaub' es, Herr!
Wird Deutschland wieder aufgerichtet werden.

Der Graf von Hohenzollern, der treu beim Kaiser in der Kyffhäuserhöhle ausharrt, ruft freudig aus:

„O frohe Botschaft meinem Ohr! Er ist's,
Mein Friedrich, zweifle nicht, er ist's, nach dem
Ich lange durch die Dämmerung der Zeiten
Mit hoffendem Blick gespäht. Hab' ich nicht oft,
Wenn du mir deines Hauses nahen Fall
Mit zukunftweisem Sinne kündetest,
Hab' ich nicht oft alsdann zu dir gesprochen:
Der Himmel läßt von diesem Lande nicht;

Zwar trübe Tage seh ich ihm bereitet,
Doch einst nach altem Schicksalsspruche wird
Aus meiner Ahnenburg, die nah der deinen
Auf wolkennahem Felsenscheitel ragt,
Ein Adler sich in stolzem Flug erheben
Und mit dem Flügelschlage das Gewölk,
Das dunkelnd über Deutschland hängt, zerreißen."

Der Kaiser verkündet nun das nahe Bevorstehn großer Ereignisse und ermahnt das deutsche Volk und die deutschen Fürsten:

„Dem lang verwaisten Thron des großen Karl
Bringt einen Kaiser wieder, der gebietend
Die Donner seines Wortes durch die Welt
Entsende! Ihm allein gebührt die Macht!"

Er droht daß Gottes Strafgericht und jähes Verderben sie ereilen würde, wenn sie nicht, komme jener große Augenblick heran, allen kleinlichen Hader ließen und in Lieb und Treue zu ihrem Herrn und Kaiser stünden. Die Grotte des Kyffhäusers schließt sich, und aus der Tiefe tönt ein schwermütiger Gesang, der Deutschlands Schmach beklagt; dann aber erheben sich lautere Stimmen, die von einer nahen großen Zukunft singen:

„So wie im Lenz die Flocken tauen,
Verrinnt der Männer Haß und Zwist;
Ein Wettstreit ist in allen Gauen,
Wer alten Hader mehr vergißt,
Ein Band, das jedes Herz verbündet,
Ein Feuer, das in allen zündet,
Ein Denken und ein Thun verkündet,
Daß dieses Volk erstanden ist.

Und auch den Herrscher, stark und eisern,
Erweckt der deutsche Genius,
An dem, wie an den Staufen-Kaisern,
Der Feinde Grimm zerschellen muß.
Gleich einem Helden alter Sagen,
Rafft er mit löwenmut'gem Wagen,
Um Deutschlands große Schlacht zu schlagen
Sich auf in feurigem Entschluß.

Drommeten künden mit Geschmetter
Das Nahen des Ersehnten schon;
Er bringt dem deutschen Land, ein Retter,
Zurück die Macht, die lang entflohn,
Und alle Fürsten der Germanen,
Nur einen Wahlspruch in den Fahnen,
Reih'n als Vasallen, wie die Ahnen,
Sich wieder um den einen Thron.

Da spaltet, auseinander krachend,
Sich dieser Höhle Felsgestein,
Und Barbarossa blickt, erwachend,
Beseligt in das neue Sein.

Mit ihm ersteht sein treuer Bote;
Sie sehn das Reich, das lange tote,
Erblühn im neuen Morgenrote
Und gehn versöhnt zum Himmel ein."

Was die Zeit der Abfassung des Stückes anlangt, so sagt Graf Schack selber: „Den Kaiserboten" schrieb ich schon im Spätherbst 1850 nach dem Untergange der letzten Hoffnungen für deutsche Einheit, die sich an die Bewegungen des Jahres 1848 geknüpft hatten."*) Also auch ein Olmütz hat den hochherzigen Mann in seinem Vertrauen auf den guten Genius seines Volkes nicht irre gemacht, und ist das, was er Klaus, den Grafen von Hohenzollern, Barbarossa und in dem aus dem Kyffhäuser tönenden Gesange sagen läßt, nicht eine Prophezeiung, so schön und zutreffend, wie man sie nur wünschen kann? Graf Schack hat sich mit dem Titel dieses Stückes selbst den rechten Namen gegeben: er ist der mannhafte, treue Kaiserbote.**)

V, 3, S. 81 f. Siegesfeier in Straßburg. Vergl. die Einleitung zu dieser Gruppe („Kampf und Sieg" S. 177 ff.), das Ged. „Erwin von Steinbach" u. d. Erkl. z. dems. S. 172. Vergl. ferner von Geibel „Heroldsrufe". (Von 1866—1871.) IV, S. 223 ff., namentlich d. Ged. „Am dritten September 1870", welches beginnt:

„Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm! —"

Die Schmach ist gesühnt, Deutschland geeinigt, Straßburg wieder deutsch; nun sendet unser Dichter in die Lande von ergreifender Begeisterung beflügelte Jubellieder, die zu dem Besten gehören, was wir auf diesem Gebiete besitzen.

---

*) Ges. W. Bd. 6. S. 555 f.

**) Daß Preußen an die Spitze Deutschlands treten müsse, um ein starkes und einiges Deutschland herzustellen, ist Schack schon in dem Revolutionsjahre 1848 völlig klar geworden. Vgl. Ein halb. Jahrh., I, S. 259 unten und f.: „Nachdem der erste Rausch verflogen war, der auch mich wie so viele andere umnebelt und mir die Erreichbarkeit von etwas Unerreichbarem, der Herstellung eines starken deutschen Reichs mit Einschluß von Österreich, vorgegaukelt hatte, stimmte ich meine Erwartungen herab und begleitete die Partei mit meinen Sympathien, die mir allein etwas Realisierbares im Auge zu haben schien. Es war das diejenige, die Preußen an die Spitze Deutschlands stellen, hiernächst jedoch den so geschaffenen Bundesstaat in ein möglichst enges Verhältnis mit Österreich bringen wollte. Daß auch das damals noch unmöglich war, darüber täuschte ich mich, und mir sind erst später die Augen in dieser Hinsicht aufgegangen."

V, 4, S. 82 ff. Wiedersehen in Deutschland. V. 1—16. Auf der Heimkehr von Italien begrüßt der Dichter mit Freudenthränen im Blicke von einer hohen Alp aus die geliebte deutsche Heimat, die er jetzt mit besonderem Stolze sein Vaterland nennen darf.

V. 17—32. Durch das ganze neuerstandene Reich eilt die frohe Kunde von dem Siegesfluge des deutschen Kaiseraares.

V. 33—48. Die Kunde, daß die alte Schmach gesühnt, ist als milder Trost selbst zu den Gräbern der Toten gelangt. Es erwacht die edle, von ihrem Volke wie eine Heilige verehrte Königin Luise und schwebt freudigen Fluges über Deutschlands Auen hin. Ihr entgegen wallen die durch wälsche Tücke gefallenen letzten Staufen, Manfred und Konradin, die nun mild lächelnd und versöhnt auf die teure Heimat hinabschauen.

V. 49—60. Der Dichter bittet die Verklärten, Schutzgeister des deutschen Reichs zu sein, damit dieses im Frieden die gleiche Größe wie im Kriege beweise. Freiheit und Recht möge es schirmen, der ganzen Menschheit als leuchtendes Beispiel voranschreiten und ihr nach den Jahrtausenden blutiger Kämpfe endlich den von allen heißersehnten Frieden bringen, daß ihr die Genien der Liebe und Eintracht den Siegeskranz flechten können. Vgl. „Frühlingsgruß an das Vaterland" von M. v. Schenkendorf.

Erklärungen. Zu V. 33. Karl I. Graf von Anjou erhielt infolge eines schmählichen Handels mit dem Papste Urban IV. das Königreich Sizilien von letzterem als Lehen. Dieses Reich war aber hohenstaufisches Erbe und befand sich augenblicklich im Besitze eines Sohnes Friedrichs II. von Hohenstaufen — Manfred. Letzterer war vom Papste in den Bann gethan, weil er ihn nicht als seinen Lehnsherrn anerkennen wollte, hauptsächlich aber, weil ersterer ihn als einen Hohenstaufen haßte. In der Schlacht bei Benevent wurde Manfred von Karl besiegt und fand tapfer kämpfend den gesuchten Tod (d. 26. Februar 1266). Karl von Anjou war ein finsterer, grausamer Bannerträger des Papstes, während Manfred von seinen Zeitgenossen gerühmt wird „als die Blume schöner Männlichkeit und edler Ritterschaft, hervorragend durch Großmut und Freigebigkeit, durch Anmut der Sitten und leutseliges Wesen, durch feine Bildung und echt menschliche Seelengüte." Einen viel traurigeren Ausgang nahm Konradin, der Sohn Konrads IV., Enkel Friedrichs II. und Neffe Manfreds. Dieser war von Boten aus Italien und Sizilien dorthin berufen, um das Land seines glorreichen Geschlechts von dem verhaßten Tyrannen zu befrein. Er gelangte auch bis nach Rom und hielt dort einen glänzenden Einzug, von dem Volke mit Jubel empfangen. Dann zog er mit einem Heere von 10 000

Mann seinem Gegner entgegen, wurde aber bei Tagliacozzo 1268 geschlagen, auf der Flucht gefangen genommen, dann veräterischerweise seinem Gegner ausgeliefert und auf Befehl Karls von Anjou trotz des freisprechenden Urteils der von letzterem berufenen Richter, aber mit Einwilligung des Papstes auf dem Karmelitermarkte zu Neapel enthauptet (d. 29. Oktober 1268). So starb Konradin, der letzte Sprößling der Staufen, der allein rechtmäßige Erbansprüche geltend machen konnte, unter dem Beile des Henkers in dem jugendlichen Alter von 17 Jahren. Das Gedicht zerfällt in 4 Abschnitte, von denen die drei ersten je 16, der letzte 12 Verse besitzen. Jeder Abschnitt enthält einen abgeschlossenen Gedanken.

Die Verse sind jambische Siebentakter.

V, 5. S. 84 f. Italien. Nun wendet der Dichter seinen Blick von der hohen Alp aus zurück zu dem Lande, welches er soeben verlassen hat.

V. 1—7. Italien feiert mit Deutschland zusammen das Sieges- und Einigungsfest. V. 8—39. Wie durch Zaubermacht waren die beiden Reiche früher zu beiderseitigem Unheil an einander gekettet. Immer wieder zog es die Deutschen zu den magischen Reizen des Landes, das sie verweichlichte und welches sie doch mit unsäglichen Opfern an Gut und Blut zu besitzen strebten. Der größte deutsche Kaiser starb dort einen traurigen Tod. Auch die Bewohner Italiens haben bis zur Erschöpfung gestritten, ganze Geschlechter wurden im Kriege dahingerafft; zuletzt waren beide Nationen in ihrer Ohnmacht den Nachbarn zum Spott geworden. V. 40—46. Der Dichter fordert beide Völker auf, von nun an zu ihrem Heile sich eng zu verbünden, und wie es ihnen beschieden war, ein Auferstehungsfest zu feiern, so nun auch zu Schutz und Trutz für alle Zeit verbündet, gemeinsam einer noch größeren Zukunft entgegen zu gehen.

Erklärungen. Zu V. 1—7 u. V. 43—46. Italien war erst durch den deutsch-französischen Krieg in den Stand gesetzt, sich des Kirchenstaates zu bemächtigen, da die Franzosen gezwungen waren, die Besatzung, welche sie zum Schutze des ersteren in die Hafenstadt Civita vecchia gelegt hatten, zum Kampfe gegen die deutschen Heere herauszuziehen. Am 9. Oktober 1870 wurde Rom dem Königreich Italien einverleibt und damit erst die völlige Einigung Italiens vollzogen. Vorher war infolge der deutschen Siege des Jahres 1866 Venetien an Italien zurückgegeben.

Zu V. 29—33. Unter dem größten Kaiser, welcher in Italien an Gift gestorben sein soll, ist wohl Heinrich VII. Graf von Luxemburg zu verstehen, der 1309 zu Aachen gekrönt wurde. Er war,

wenn auch wohl nicht der größte Kaiser, so doch einer der ritterlichsten und edelsten Gestalten des Mittelalters. Er unternahm es, das hohenstaufische Erbe in Italien zu erkämpfen, und es hatte den Anschein, als ob der Glanz und Ruhm der Hohenstaufenzeit von ihm erneuert werden würde. Der Dichter Dante rief ihm zu:

„Sieh deine Roma, die in heißen Thränen,
Verwitwet und allein, bei Nacht und Tage,
Mein Cäsar ruft, warum bist du mir ferne?"

Die Ghibellinen begrüßten seine Ankunft mit Jubel und Begeisterung, und wenn Heinrich auch in den ersten Jahren schwere und verlustreiche Kämpfe in Italien zu bestehen hatte, so war zuletzt die kaiserliche Sache doch überall im Steigen, und Heinrichs unermüdliches Ringen schien endlich, obgleich der Papst sich gegen ihn erklärt hatte, mit einem vollständigen Siege gekrönt zu werden, „als ein dunkles Verhängnis alle Hoffnungen und alle Anstrengungen zu Schanden machte". Den Kaiser hatte ein böses Fieber ergriffen, und in einem kleinen Flecken des Gebietes von Siena ließ er sich von einem Dominikanermönch das heilige Abendmahl reichen; an demselben Tage noch starb er (d. 24. Aug. 1313). Der Argwohn der Deutschen, die so viel von welscher Tücke und pfäffischer Arglist in Italien zu erdulden hatten, beschuldigten den Mönch, daß er in der Hostie dem Kaiser den Tod gereicht habe. „Mitten in kühnen Entwürfen, mitten in glänzenden Hoffnungen raffte ein dunkles Geschick den hochsinnigen Kaiser dahin, der, wie kaum ein anderer, die kaiserliche Würde erhaben aufgefaßt, der mit den Waffen Justinians und dem Schwerte Karls des Großen gekämpft hat, um die Kaiserkrone, die seinem frommen, ehrfurchtsvollen Gemüte von göttlicher Weihe umgeben war, in ihrem alten Glanze herzustellen. . . . ." „Wohl mag man seine Ziele unerreichbar, seine Bestrebungen unglücklich nennen, die zeitgenössischen und die spätere Geschichtsschreibung, die deutsche und die welsche, hat den kaiserlichen Ritter in Ehren gehalten, und der göttliche Dante hat ihm ein herrliches Denkmal gesetzt, dem deutschen Arrhigo, auf dem des heimatlosen Sängers Hoffnungen beruhten, mit dem sie zu Grabe gingen. Im Paradies zeigt ihm Beatrice den erhabenen Stuhl mit der Krone, wo die Seele des „hohen Heinrich" thronen sollte." S. Weber's Allgem. Weltgesch. VII, S. 854 f.

Vergl. zu unserem Gedicht das schöne Gedicht von Schack „Am Grabe Konradins", Ges. W, II, S. 217 ff. und „Am Grabe Friedrichs II, a. a. O. S. 546 ff.

Zu V. 16. Armida, Name der schönen Zauberin in Tassos befreitem Jerusalem.

V, 6 ff. Beim Siegeseinzug in Berlin. Der Dichter befindet sich in Berlin, um dem Einzuge der Garden beizuwohnen, und früh schon hat ihn die freudige Erwartung am Einzugstage, den 16. Juni 1871, geweckt. Er jauchzt der aufgehenden Sonne des Tages entgegen, von dessen großartiger Bedeutung er so durchdrungen ist, daß er das Glück, ihn erlebt und geschaut zu haben, als für ein ganzes Leben ausreichend erachtet und dem sterbenden Greise sowohl wie dem Säuglinge wünscht, daß es ihnen vergönnt sein möge, die Bedeutung dieses Tages ganz und voll zu erfassen. V. 1—14. Nun führt uns der Dichter zur via triumphalis, und wir schauen und hören und jubeln mit ihm. Zuerst hören wir den Wirbel der Trommeln, in den sich der dumpfe Ton von den kraftvollen Tritten der gleichmäßig marschierenden Soldaten mischt, dann sieht man den wogenden Wald der Bajonette. Da erschallt ein riesiges Hurrah! das sich wie eine Lawine brausend und donnernd fortwälzt und in die prächtigen Klänge der Militärmusik hineintönt, und nun sehen wir die herrlichen Gestalten unserer tapferen Krieger mit ihren bekränzten Fahnen und blitzenden Helmen und Waffen durch das Brandenburger Thor und die festlich geschmückten Straßen schreiten. V. 15—31. Aber jetzt, welch ein sinnbetäubender Jubel erhebt sich um uns? Er gilt den Schlachtenlenkern und Schlachtendenkern, die dort kommen, V. 32—38, vor allem dem in ihrer Mitte reitenden Herrlichsten von allen, dem gewaltigen und doch so milden, dem erhabenen und doch so gütigen Kaiser, unserem Kaiser Wilhelm. Er überstrahlt sie nicht bloß alle, er nimmt auch unser ganzes Sein so vollständig gefangen, daß wir in diesem Augenblicke nur ihn sehen, der uns als die Verkörperung alles Edlen und Erhabenen erscheint, dem unsere Herzen in liebender Ehrfurcht entgegenfliegen. Seht diese Weiber, wie sie ihre Kleinen emporheben, damit sie den Kaiser, ihren lieben Kaiser schauen sollen; denn er, der große Kriegesheld, liebt die Kinder herzlich. Ja, ihr habt Ursache ihm zu danken, dem mächtigen Schützer eurer und des Vaterlandes Ehre; aber gebet Raum dem langsam schreitenden Rosse des Herrschers, damit er weiter kommt; auch wir wollen ihn nahe, ganz nahe sehen. Horch! rollender Geschützdonner, er kündet Frieden und Freude, ebenso der voll einstimmende Chor aller Kirchenglocken. Niemehr wirst du, greiser Siegesheld, das todbringende Geschoß in die Reihen der Feinde schleudern dürfen, sondern du wirst dem Volke mit kraftvollem Arme den Frieden erhalten. O, jetzt ist er ganz nahe an uns! Wenn doch nur ein Blick aus seinem milden Herrscherauge auf uns fiele! Wie gern möchten wir in dieses Auge schauen, aus dem die große Seele des einzigen

Mannes eine hoheitsvolle und doch so freundliche Sprache spricht. Doch nein, wir erhalten keinen Blick, und weiter zieht der Kaiser; ein Regen von Blumen, ein Jauchzen, ja ein Schluchzen von übergewaltiger Freude und Rührung bezeichnet seinen Weg. Auch unser Auge ist feucht, mächtig pocht das Herz in unserer Brust, und es versagt uns die Stimme zum Jubelruf; aber im innersten Herzen sagen wir ihm den innigsten Dank dafür, daß er uns ein großes, einiges Vaterland geschenkt hat, und leisten ihm im stillen den Schwur unverbrüchlicher Liebe und Treue. V. 39—68.

V, 7, S. 87 f. Aller-Seelen-Tag 1871. Str. 1—7. Das Gedicht beginnt mit traurigen Betrachtungen, indem all der Opfer gedacht wird, die der Krieg gefordert hat. Namentlich beklagt der Dichter die Mütter, die vergebens auf ihre geliebten Söhne warten. Str. 8—13. Dann aber mahnt er alle Leidtragenden zu bedenken, für welche hohe und heilige Sache kämpfend die Ihrigen auf Frankreichs blutgetränkter Erde gefallen sind. Sie sind nur dahingesunken, um unsterblich zu leben, und sind glückselig zu preisen, da sie als Sieger sterbend in die über Deutschland aufgehende Sonne eines neuen, herrlichen Tages schauen durften. Wollte man um sie klagen, so wäre das ein Hohn auf das, was sie errungen, und man würde sie um ihren Ruhm betrügen. Darum hinweg mit der Trauer! Mit Freudenthränen sollen die Deutschen ihre teuren Toten feiern, und jede Mutter soll, falls sie außer dem in Frankreich gefallenen noch andere Söhne hat, diese lehren, daß, wenn das Vaterland ruft, sie wie ihr geliebter Bruder freudig in den Tod gehn.

Es fordert das Gedicht zu einem Vergleiche mit „Aller-Seelen-Nacht" auf S. 27, Erkl. S. 123 f. Dort hat der Dichter nur den Trost, daß, wenn alles ihn verläßt, ihm doch die heilige, hohe Liebe bleibt. Er zieht sich zurück auf das Erbteil, das Christus allen Menschen, die es nur annehmen wollen, hinterlassen hat. In „Aller-Seelen-Tag" werden wir auch auf einen Friedhof geführt; aber hier sind es zum Schluß ganz andere, viel freudigere Betrachtungen, die an die Gräber und Totenkränze geknüpft werden. Gott hat das Sehnen des Dichters gestillt und ihm ein großes, einiges Vaterland geschenkt. Die Liebe bleibt ihm bis ans Ende aller Tage; es bleibt ihm aber auch die Wonne und der Stolz, als Bürger eines freien, großen Staates freudig nach hohen Zielen zu ringen. Threnodien sind Klagegesänge.

V, 8. S. 88 ff. Zum Neuen Jahr 1871. Str. 1—3. Herrlichkeit des wiedererstandenen deutschen Reiches, des Sitzes der Macht, aber auch der Milde und aller humanen Bestrebungen. Str. 3 bildet den Übergang zum zweiten Teil. Germania hat ein

Recht, sich den vollsten Ruhmeskranz am Altar des Friedens auf das Haupt zu setzen. Dieser Kranz wird aber dann erst seinen vollen Wert erlangen, wenn sie Str. 4—11 zur Hüterin und Schützerin der Kunst, des höchsten Schatzes der Menschheit, wird, durch die letztere über das Irdische hinaus in das Reich der Geister gehoben wird. Schützen soll Deutschland:

Str. 5. Die Dichtkunst. Str. 6. Die Musik. Str. 7. Die Malerei. Str. 8. Die Deutschen haben bewiesen, daß sie aus eigner Kraft Vollendetes zu schaffen imstande sind; sie sollen sich schämen, die eitlen, unkünstlerischen Bestrebungen der Franzosen nachzuahmen. Str. 9. Die gotische Baukunst, die sich in dem Kölner und Straßburger Dom in ihrer höchsten Blüte zeigt, liefert den Deutschen den Beweis, was sie auch in dieser Hinsicht können und was sie sollen.

Str. 10. Das Aufstrebende, zum Himmel Weisende der gotischen Baukunst soll ihnen die Richtung und den Weg, den die Kunst überhaupt zu nehmen hat, zeigen. Sie darf sich zur Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit nicht erniedrigen. Das ganze Reich soll zu einem Tempel werden, und sollten die anderen Völker in trauriger Verkennung ihrer Aufgabe die Kunst verachten oder entheiligen, so möge in diesem Tempel allein ihr Allerheiligstes gehütet werden.

Str. 12. Jetzt glänzt Deutschland in der Morgensonne seines Ruhmes; aber einst wird kommen der Tag, wenn auch hoffentlich in ferner, ferner Zeit, da die Sonne Deutschlands zur Rüste geht, um einem anderen Lande ihr leuchtend Antlitz zuzuwenden. Möge dann die späte Nachwelt in den Denkmälern deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft, die unter dem Scepter des wiedererstandenen, mächtigen Reiches erblüht, noch lange die letzten Strahlen der untergehenden Sonne des einstigen großen Tages erblicken, durch sie von Bewunderung erfüllt und zur Nacheiferung angespornt werden.

Str. 13. Auch die Griechen haben einst mit dem Ruhm ihrer Thaten die Welt erfüllt; aber was uns jetzt noch besonders zu ehrfurchtsvoller Bewunderung hinreißt, das sind die Ruinen ihrer Bauten, die Torsos ihrer Bildwerke aus klassischer Zeit, die verhältnismäßig wenigen uns noch gebliebenen Werke ihrer Dichter und Schriftsteller. Diese sind die wahrhaften Verkünder der hellenischen Großthaten; und was Homer gesungen, erweckt heute noch, nach Jahrtausenden, Begeisterung nicht bloß für den Sänger, sondern auch für die Helden, die er besiegt.

Erklärungen im Einzelnen. Str. 2. Schack spielt hier auf den Zeus des Phidias in dem Tempel zu Olympia an. Vergl. d. Ged. „Im Olympia“, S. 47 ff. und die Erkl. S. 145. Auf der

hohen Stirn des Vaters der Götter und Menschen, wie Phidias ihn dargestellt, vermählte sich die Milde mit der Majestät.

Str. 6. Mozart und Beethoven sind die bedeutendsten Meister der Tonkunst, die Deutschland besessen. Mozart, geb. 1756 zu Salzburg, † 1791 zu Wien. Mit äußeren Widerwärtigkeiten kämpfend und infolge gewaltiger geistiger Anstrengung auf das Krankenlager geworfen, arbeitete er dennoch unermüdlich an seinem „Requiem". Er hatte es beinahe vollendet, da ereilte ihn der Tod. Beethoven ist geb. 1770 zu Bonn, † 1827 zu Wien.

Str. 7. Albrecht Dürer, geb. 1471 zu Nürnberg, † 1528 in seiner Vaterstadt, war ein vielseitig gebildeter Künstler, der Zeugnisse seines Geistes und seiner Thätigkeit zurückließ als Maler, Kupferstecher, Formschneider, Architekt, Bildhauer, Schriftsteller und Dichter. Als Maler gehört er zweifellos zu den größten und herrlichsten Meistern deutscher Kunst.

Str. 8. Von jeher waren die Deutschen Nachahmer der Franzosen und zwar sehr zu ihrem Schaden. Neuerdings ist nun wieder das Kopieren der krassen Wirklichkeit besonders in Gemälden, Romanen und Dramen bei letzteren Mode geworden, und wiederum zeigen sich die Deutschen als deren Nachbeter. „In der Kunst", sagt Schack, Ein halb. Jahrh. II, S. 89 „wird das Prinzip der Natürlichkeit, die Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit gepredigt und nur zu allgemein befolgt." Er beschließt aber diesen, dem deutsch-französischen Kriege und dem Besuche der neuen Reichslande gewidmeten Abschnitt mit folgenden hoffnungsvollen Worten: „Doch wie niederschlagend auch solche Wahrnehmungen sind, ich hoffe, es werde eine Stagnation des geistigen Lebens in Deutschland, wie sie sich in manchen Zeichen anzukündigen scheint, nicht eintreten. Daß der gute Genius, der unser Volk durch die traurigsten Zustände hindurch geleitet und endlich aus fast verzweifelten Zuständen emporgerissen hat, auch jetzt noch bei ihm weilt, geht aus der höchst erfreulichen, sich immer enger gestaltenden Verbindung zwischen dem deutschen Reiche, Österreich- und Italien hervor, in welcher die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen der drei Länder wie für den Weltfrieden liegt. Und dieser gute Geist wird auch nicht zulassen, daß die deutsche Nation sogleich nach ihrer glorreichen politischen Erhebung in geistigen Verfall gerate."

Str. 13. Mäonide heißt Homer entweder nach seinem vermeintlichen Geburtslande Mäonien (Lydien), oder weil der Sage nach sein Vater Mäon hieß.

V, 9. S. 90. An Deutschland. Dieses Gedicht faßt die meisten in der Gruppe „Kampf und Sieg" enthaltenen Gedanken

zusammen. Besonders bemerkenswert sind die letzten Strophen. In Str. 6 tritt noch einmal des Dichters ehrfurchtsvolle Liebe zu Kaiser Wilhelm I. in voller Stärke zu Tage. Er ist überzeugt, daß kein Denkmal die ganze Größe dieses Heldenkaisers auszudrücken vermöge. Sein Werk, die durch Riesenschlachten errungene Einigung Deutschlands, das an des Jahrhunderts Ende als Markstein eines neu beginnenden, großen Zeitalters steht, ist das gewaltigste Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat. In Str. 7 ruft der Dichter den Segen des Himmels auf das deutsche Kaiserhaus und den Hohenzollernthron herab, und in der Schlußstrophe (8) zeigt sich wieder des Dichters echt humane Gesinnung: Deutschland wird gerne dem Erbfeinde die Hand zur Versöhnung reichen, wenn dieser von seinem Rachegeschrei abstehn und gleich den anderen Nationen in Frieden mit ihm leben will.

VI. Aus fremden Ländern.

VI, 1. S. 92. Rast bei Milet. Die Zeit der Abfassung dieses Liedes läßt sich aus einigen Notizen des Dichters, die durch eine Stelle in Goedeke's Biographie Geibels ergänzt worden, ziemlich sicher bestimmen. Im 1. Bande seiner Lebensbeschreibung erzählt uns Schack von einer Reise, die er durch Sizilien, Griechenland, Kleinasien u. s. w. machte. In Athen traf er mit den beiden Lübeckern Emanuel Geibel und Ernst Curtius zusammen (a. a. O. S. 120), die er beide schon früher in Bonn kennen gelernt hatte und denen er später noch näher trat, zusammen. Den Abend vor Curtius Abreise von Berlin nach Athen — es war etwa im Jahre 1837 — brachte Schack mit ihm und Geibel in der Weinstube von Lutter und Wegener zu, und beim Abschiede hatten die Freunde noch im feurigen südlichen Weine auf baldiges Wiedersehen getrunken. Bald darauf erhielt auch Geibel einen Ruf nach Athen, und als Schack etwa ein Jahr später eben in Athen angelangt war, begegnete er bei seinem ersten Ausgange Ernst Curtius, der ihn sofort zu Geibel führte, so daß der Trinkspruch der drei Freunde auf überraschende Weise in Erfüllung gegangen war. Goedeke (a. a. O. S. 161) läßt sich über dieses Zusammentreffen in folgender Weise aus: „Als Curtius vor einigen Jahren in Berlin den Ruf nach Griechenland erhielt, tranken Geibel und A. v. Schack mit ihm bei Lutter und Wagener (soll heißen Wegener) eine Flasche Cyperwein auf ein fröhliches Wiedersehen in Athen. Die beiden Lübecker Freunde

wurden nun im Sommer 1839 durch den Besuch Schack's überrascht, der eine Vergnügungsreise durch Italien, Griechenland und Spanien machte und damals schon für seine vortreffliche, an Stoff so überaus reichhaltige Geschichte des spanischen Dramas sammelte. Er blieb nicht lange in Athen. Geibel aber sah ihn später häufig wieder und hatte die Freude, mit ihm längere Jahre in München zu arbeiten." Auf derselben Reise machte Schack auch weite Streifzüge durch Kleinasien. Er ist zwar später noch zweimal nach Kleinasien gekommen und zwar im Jahre 1849 (a. a. O. S. 187 f) und 1870 (III. S. 215 ff.); Ton und Haltung unseres Gedichtes sprechen aber dafür, daß es auf der ersten Reise, also im Sommer oder Herbst 1839, abgefaßt ist. Es kommt völlig die Stimmung zum Durchbruch, die damals die Freunde bei Lutter und Wegener vereinte und die, nur noch verstärkt durch die Freude des Wiedersehens, in Athen sich erneuerte. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß Schack dieses Gedicht seinen beiden Freunden nach Athen gesandt hat und daß, wenn es in der 5. Str. heißt: „Auf Freunde! noch strahlt uns der Lebenstag" — Curtius und Geibel damit gemeint sind. —

„Das edle Volk der Hellenen ist verschwunden, und was diese mit schönheitsfreudigem Sinn geschaffen, ist in Trümmer und Schutt gesunken. Aber ihr Geist und ihre Thaten wirken zu ihrem nie versiegenden Ruhme fort bis in die fernsten Zeiten. So wollen auch wir ihnen nacheifern; denn nur, wenn wir Großes auf Erden vollbracht haben, dürfen wir vor dem letzten Gange nicht zagen, da wir ewig im Geiste der Menschheit fortleben werden. Darum, ihr Freunde, frisch die Becher zur Hand und angestoßen auf den nimmer verwelkenden Ruhm; es soll uns die Trümmerwelt von Milet den frohen Mut nicht rauben!" Dieses ist in Kürze der Inhalt. Ein frischer, jugendlich hoffnungsfroher Ton klingt durch das ganze Gedicht; der 23jährige Jüngling hat noch nicht die vielen trüben Erfahrungen gemacht, die der Leier des Mannes später so manche tieftraurige Töne entlockten. Wie furchtbar ernst gehalten ist dagegen das Schiller'sche Gesellschaftslied „Das Siegesfest", an welches ein paar Stellen unseres Liedes erinnern. So bringt Neoptolemos den Manen Achills, seines großen Vaters, eine Weinspende mit den Worten:

„Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

Und Nestor, „der alte Zecher", ermahnt die „bethränte Hekuba", Vergessenheit im Weine zu trinken; denn auch die furchtbar

von den Himmlischen gestrafte Niobe habe ja Speise zu sich genommen. Kassandra, die Seherin, die ihr schreckliches Schicksal voraussieht, fordert zum Schluß alle auf, weil doch alles irdische Wesen Rauch sei, und weil sie es morgen nicht mehr könnten, heute zu leben. — Der Frohsinn will hier gar nicht recht aufkommen; man erwartet immer einen scharfen Weheschrei statt eines Jubelrufs. Wie gesagt, bei Schack finden wir aus seinen Mannesjahren auch so manche Dichtung, bei der der Schmerz und schwermutsvolle Trauer vorherrschen. Welcher große Dichter ist denn auch ohne gewaltigen Seelenschmerz durch's Leben gegangen? Ja letzterer hat ihn häufig erst zum großen Dichter gemacht. Aber mit staunenswerter Energie hat sich Schack zu einer lichten, hoffnungsfreudigen Weltanschauung hindurchgearbeitet, und der Greis könnte jetzt ebenso, wie der Jüngling es einst gethan, seinen Freunden, soviel ihrer noch am Leben sind, zurufen:

„Auf Freunde! noch strahlt uns der Lebenstag;
Auch uns, daß man unser gedenken mag,
Laßt wirken und streben und ringen!
Stoßt an auf den Ruhm, der nimmer vergeht,
Und mag uns umstieben der Staub von Milet,
Indessen die Becher erklingen!"

Zu Str. 1. Die Trümmer, von denen hier die Rede ist, rühren von dem Tempel des Apollo Didymeus her. 180 Stadien südlich von Milet lag nämlich der Ort Didyma, wo dieser sehr alte Tempel stand.

VI, 2. S. 92 ff. Lieder aus Granada. Im südlichen Teil der spanischen Halbinsel hatte sich noch ein letzter Rest maurischer Macht erhalten, das Königreich Granada. Was Pracht und Reichtum anlangte, so zeigte das Königreich noch bedeutende Spuren der ehemaligen Herrlichkeit. Das Land war reich an Obst- und Weingärten, an üppigen Weideplätzen und fruchtbaren Getreidefeldern. Letztere bedeckten namentlich die Hochebene la Vega, welche vom Xenil (Jenil) durchströmt wurde. Der Handel blühte. Inmitten dieses schönen Landes lag auf Doppelhügeln die stark befestigte Stadt Granada und auf einem dieser Hügel die vielbesungene Alhambra. Doch diese letzte Hochburg arabischer Staats- und Kulturentwickelung konnte auf die Dauer dem Andrängen der geschlossenen Kraft des in der Entwickelung begriffenen modernen christlichen Großstaates nicht widerstehen. Es war ein romantischer Krieg, den Ferdinand und Isabella von Kastilien gegen das letzte Maurenreich in Spanien eröffneten. Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gekämpft, auf beiden Seiten waren Züge von Edelmut und Ritterlichkeit neben wilder Zerstörungssucht und Mordgier zu ver-

zeichnen. Es war das letzte Aufleuchten des Rittertums und auf der Seite der Christen eine Begeisterung, wie sie nur in den Kreuzzügen zu Tage trat. Viele Romanzen und Elegieen kastilischer Dichter geben Zeugnis von den Großthaten jener Tage. Zuerst wurden Lucena und Malaga erobert, und am 2. Januar 1492 endlich übergab der letzte König von Granada, Abu Abdallah, (Boabdil) die Schlüssel der Alhambra dem seinen Einzug in Granada feiernden kastilischen Königspaare.*) Boabdil verkaufte den ihm zugewiesenen Länderbesitz in den Alpujarras und siedelte nach Fez über, wo er seinen Tod auf dem Schlachtfelde im Dienste eines afrikanischen Fürsten fand. (Vergl. Weber's Allgem. Weltgesch, XI, S. 469 ff.)

Unter den Ländern nun, die Schack gerne, wiederholt und zu längerem Aufenthalt besucht hat, ist auch Spanien zu nennen. Hier hat er den Grund zu seinem Werke „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" gelegt. Er schreibt dort (2. Aufl. 2. Bd. S. 281, 282, ferner S. 371 ff. Vergl. W. J. Manssen, „Adolf Friedr. Graf v. Schack". Ein poetisches Charakterbild. Aus dem Holländischen übersetzt. Stuttgart 1888, S. 65 ff.): „Wer hätte sich nicht einmal im Traume nach Granada versetzt unter die Hallen feenhafter Paläste oder in Gärten, hoch über waldigen Schluchten vom Felsen hängend? Wie es Worte giebt, deren bloßer Klang die Phantasie beflügelt, so scheint an die Laute „Alhambra, Generalife" die Macht gebannt zu sein, lange in der Seele nachzuhallen und ihrem Auge ganze Reihen von Bildern vorzuführen: schlanke Pfeiler, sich aufschwingend wie flüssige Säulen des Springquelles; Feste und Turniere unter luftigen Arkaden; nächtliches Lustwandeln zwischen Brunnenrieseln, während Myrtenduft durch die Lüfte wallt und aus dem Dickicht der sanft gedämpfte Schall der Romanze ertönt. . . . Schön ist die Gegend zu allen Zeiten des Jahres, über allen Vergleich erhaben aber im Frühling, wenn der schmelzende Schnee des Gebirges höhere Wellen in den Flüssen und Bächen treibt und eine Flut der üppigsten Vegetation ihnen nachstürzt. Kaum daß die Mandelblüte, von arabischen Dichtern „das erste Frühlingslächeln im Munde der Welt" genannt, das Nahen der milderen Jahreszeit verkündet, so schmücken sich Thal und Hügel mit smaragdnem Grün, aus dem die Blumen aller Zonen, in

*) Die Felsenhöhe, von der aus Boabdil einen letzten Blick auf den Schauplatz seiner entschwundenen Größe warf, heißt noch jetzt im Volksmunde „der letzte Seufzer des Mohren." — Vielleicht ist übrigens Boabdil in Tlemcen (in Algerien) gestorben, worauf wenigstens eine dort aufgefundene Grabschrift hindeutet. S. Ein halb. Jahrh. I, S. 385.

Farbenschmelz und Duft wetteifernd, hervorschimmern; über schäumende Kaskaden breitet der Granatbaum die jungbelaubten Äste mit dem leuchtenden Rot, das wie Flammen aus seinen Knospen sprüht, ringsum ertönen Tamburinschall und Kastagnetten-Geschmetter, in allen Wipfeln flöten die Nachtigallen unvergessene Lieder aus der Araberzeit, und die reine balsamische Luft, die kühlen Hauche der Sierra Nevada machen das bloße Atmen unter dem Himmel von Granada zu einem Genuß, wie ihn die Erde kaum noch anderswo bietet." ‚Hier eifern Kunst und Natur um die Wette. Hier hebt das wichtigste Bauwerk in Granada, die Alhambra, ihre Türme hoch über die Stadt empor. Obwohl größtenteils zerstört, giebt sie dem andachtsvollen Besucher noch genug zu bewundern. Öfters hat der Dichter hier verweilt, von wonnigem Schauer erfüllt.' „Man muß," sagt er, „diese Feenräume bewohnen, muß in ihren kühlen Steingrotten und Säulenhallen die Mittagsschwüle verträumen und sich dem Eindruck der wechselnden Reize hingeben, die jede Tageszeit in ihnen hervorruft, sei es, daß der Morgen in seiner himmlischen Frische auf ihre Terrassen und Galerieen niedertaut und mit fliegendem Strahl über ihre wie mit Perlen besäten Wände hinzittert, sei es, daß der Abend sie mit voller Glorie des Südens und einem Glanze umstrahlt, der nicht von dieser Welt zu sein scheint. Man muß, die Dichter des Orients in Händen, auf den schwebenden Balkonen des Schlosses die Düfte dieser balsamischen Einsamkeit einatmen oder, am Löwenbrunnen sitzend, dem Murmeln der unterirdischen Wasser lauschen, während das Mondlicht einer andalusischen Sommernacht, von Säule zu Säule rückend, die Hallen mit schwebenden Schatten, wie mit Geistern der Vergangenheit, erfüllt." ‚Wer sich so mit dem Genius des Orts vertraut gemacht hat, dem erschließen sich auch die Geheimnisse desselben, und die Verse der Inschriften, die sich wie magische Zeichen um Wände und Pfeiler ranken, gestalten sich ihm zum lebendigen Klange, so daß das ganze Gebäude gleichsam in ein architektonisches Gedicht verwandelt erscheint.' „Verödet", heißt es weiter, „sind jetzt diese Räume. Das fröhliche Leben, das einst in ihnen gewaltet, ist verstummt; nie mehr lockt die Schellentrommel zur festlichen Zambra, nie mehr lauscht Zaïde vom Balkon dem Saitenspiel ihres Ritters: aber bisweilen an festlichen Tagen, wenn die springenden Wasser in Bewegung gesetzt werden, belebt sich das stille Schloß von neuem; überall mächtig und unaufhaltsam, wie lang zurückgedrängte Gefühle des Herzens hervorbrechen, sprudelt dann das klare Element empor, hier in Silberfäden hinschießend, dort sich in Kaskaden durch die Marmorrinnen ergießend und in leuchtenden Farben aus dem Becken sprühend; und es ist, als erhöbe sich mit ihm die alte Herr-

lichkeit wieder aus dem Abgrunde, wo sie lange begraben gewesen, als tauchten die Schutzgeister dieser Zauberhallen, die Peris und Dschinnen Arabiens mit den verborgenen Schätzen der Tiefe aus den Cisternen, um ihren Lieblingssitz in der alten Pracht zu schmücken. Ein Frühling aus dem Orient scheint mit Glanz und Wärme das Gestein zu umhauchen, und rings beginnt ein Knospen und Regen; der Ostwind gießt die Düfte, die er im Palmenlande eingesogen, über die Säle aus; die zarten Wölbungen, vom blitzenden Lichte der Springquellen angestrahlt, wallen und leuchten gleich ziehenden Morgennebeln, und in allen Höfen wird es laut von verklungenen Stimmen der alten Zeit, und alle hallen in einen Jubelruf zusammen." — (Vergl. Ein halb. Jahrh. II, S. 293 ff. u. S. 302 ff.)

Schack hat all diese Herrlichkeiten geschaut; seinem begeisterungsvollen Sehergeiste ergänzte sich, was die starken Spuren des Verfalles an sich trug, zu der ursprünglichen wonnevollen Pracht; vor seinem Dichterauge füllten sich die Hallen, Säle und Gärten mit den früheren stolzen Bewohnern, und wenn er dann auch wieder die Klage um das Schwinden all der Größe und all dieses Glanzes nicht hemmen kann, so hebt ihn doch immer von neuem die Wonne über das Erschaute in alle Himmel des Entzückens, oder es zieht beim Sinken der Sonne, wenn allmählich Granada und die Alhambra in Dämmerung und Nacht versinken, eine andachtvolle Ruhe in sein Gemüt ein. Das alles finden wir in plastischer Deutlichkeit und unübertrefflicher Schönheit ausgedrückt in seinen 11 Liedern aus Granada, von denen ich leider nur zwei in diese Sammlung aufnehmen konnte, da Beschränkung dringend geboten erschien.

Erloschen ist der Stern von Jemen. Rührende Klage der Wüstenbewohner um ihr verlorenes Eden.

Zu Str. 1. Jêmen, südwestliche Landschaft Arabiens, das glückliche Arabien (Arabia felix), jetzt türkische Generalstatthalterschaft (Vilajet), ein auf den wasserreichen Terrassenabhängen sehr fruchtbares Land. Hier blühte einst das alte, prächtige Saba (Scheba, Sabäa) und besaß als Produkt des herrlichen Klimas und Bodens Weihrauch, Gewürze und Balsam, sowie Gold und Edelsteine, jedenfalls infolge seines ausgebreiteten Handels nach Indien und ganz Vorderasien. (Hiob 6, 19. Hesek. 27, 22.) Die Bewohner waren das bedeutendste Volk Arabiens und neben den Phöniziern das bedeutendste Handelsvolk Vorderasiens. Die Hauptstadt heißt bei den alten Geographen Meriaba; jetzt steht dort ein armseliges Dorf. Zu Str. 3. Maghreb el Aksâ, d. h. das westlichste Land, wird von den Eingeborenen das Sultanat Marokko genannt, welches mit einem bedeutenden Teile in die Wüste Sahara hineinreicht.

Die Sonne sinkt mit dunkelroten Wogen. Str. 4. „Die Romanze, die am Balkon der Ritter singt.“ Granada träumt von jener romantischen Zeit, da der Ritter seiner Schönen unter dem Balkon sein Abendständchen sang.

VI, 3. S. 95 f. La Zisa bei Palermo. Schack schreibt (Ein halb. Jahrh. III, S. 357 ff.): „Wie viel Schönes Sizilien darbietet, so ist Palermo doch seine leuchtendste Zierde. Ja selbst unter den Städten Italiens kann ihr in vieler Hinsicht keine den Preis streitig machen . . . Wenn man im Mai auf dem Dache des Lustschlosses Zisa steht und der Wind den Duft der Orangenblüten aus den umliegenden Gärten heraufträgt, wird man fast betäubt von der Fülle des Wohlgeruchs. . . . In der griechischen Zeit war es (Palermo) ein unbedeutender Ort, der wenig in Betracht kam; erst durch die Araber, die es zu ihrer Hauptstadt machten, gewann es große Ausdehnung und soll damals dreihundert Moscheen besessen haben. Wunderbarerweise hat sich aus saracenischer Zeit fast garnichts erhalten. . . . Die Lustschlösser Cuba und Zisa, von denen man lange Zeit glaubte, sie seien arabischen Ursprungs, wurden, wie jetzt die Entzifferung der Inschriften erwiesen hat, von den Normannen erbaut. . . . Welch ein buntes Bild, zugleich von Nordlichtglanz und orientalischer Sonnenglut bestrahlt, muß Palermo in den Tagen der Tancred und Roger dargeboten haben! Normännische Ritter im blinkenden Stahlgewand durch die Scharen der beturbanten Mohammedaner und zwischen Griechen in der byzantinischen Tracht dahinsprengend! Dann hochgezinnte Paläste und gotische Dome, in deren Bildern die italienische Kunst schon zwei Jahrhunderte vor Giotto zu erwachen schien, neben saracenischen, mit allem Luxus des Morgenlandes ausgestatteten Lustschlössern inmitten von Palmengärten voll sprudelnder Fontänen! Auch hierher, wie nach Andalusien, hatten die Araber die Erinnerungen ihrer Wüste getragen; an den von Marmor eingefaßten Teichen ihrer Villen lagerten sie in der Abendkühle wie an Cisternen, und die normannischen Herrscher setzten in ihren Schloßbauten und Gartenanlagen diesen Stil fort, ja lebten in denselben nach Art der Emire und ließen sich, indem sie mit ihren Frauen am Rand der künstlichen Seen ruhten, von arabischen Dichtern besingen.“

Zu Str. 1. Das Lustschloß Zisa ist also nicht arabischen Ursprungs, sondern, wie Schack selbst erwähnt, nach Ausweis der jetzt entzifferten Inschriften, von den Normannen erbaut.

VI, 4. S. 96. Aus Sizilien. Es wird uns in diesem Gedichte ein kleines, freundliches Stimmungsbild geboten. Der Dichter hat alle Sorgen über Bord geworfen und giebt sich ganz

dem Zauber des Südens hin. Die mittägliche Ruhe und Schwüle und die sanft säuselnden Lüfte laden ihn ein zum wohligen Schlummer.

Str. 4. Asphodelos, lilienartige Pflanze; Asphodelos-Wiese, nach altgriechischer Vorstellung Aufenthaltsort der Seligen.

VII. Vermischte Gedichte.

VII, 1. S. 97 ff. An Mendelssohn. V. 1—27. Am Ostersonntage wartet der Dichter in der Kirche auf das Orgelspiel des Meisters. Kurze Charakteristik des Spiels und der Kunst Mendelssohns. Es fügen sich die mächtigen Töne der Orgel vor dem geistigen Auge des Dichters zu folgenden Bildern:

V. 28—56. Der Heiland am Kreuze. Klage. Aufruhr in Himmel und Hölle.

V. 57—75. Der Heiland ist tot. Es nahen die Frauen mit Spezereien; es naht seine innig geliebte Mutter und küßt die bleiche Stirne ihres Sohnes; da klagt mit ihr das große All, und des Dichters Seele glaubt in finstere Tiefe zu sinken. —

V. 75—85. Doch herrliche Engelchöre jubeln in die Klagen hinein, ihr Jauchzen hallt in allen Himmeln wieder und reißt auch des Dichters Seele zum Lichte empor; von nah und fern, aus den Tiefen und Höhen erschallt der Ruf: „Der Heiland ist aus seiner Gruft erstanden“.

V. 86—101. Noch fühlte sich der Dichter im Banne des Zaubers, mit dem das gewaltige Spiel des Meisters an jenem Ostertage sein Gemüt erfaßt; er dachte in Liebe des ihm teuren Mannes, als plötzlich die ganz Deutschland in Trauer versetzende Kunde auch zu dem Dichter drang, daß Mendelssohn gestorben sei. Doch seinen Schmerz ließ er nicht zur Klage werden; es linderte jenen der Gedanke, daß der große Meister der Töne auf den Flügeln jener Geister, die sein Spiel damals herbeigerufen, ins Jenseits hinübergetragen sei.

Ich habe hier nur ganz kurz die Gliederung dieses ergreifenden Gedichtes wiedergegeben, und es fällt mir nicht ein, hier noch eine besondere Analyse seiner Schönheiten zu bieten. Wir besitzen gewiß wenige Gedichte dieser Art, in denen die Wirkung der Musik auf ein empfängliches Gemüt in einer so anschaulichen, packenden und dabei durchaus formvollendeten Art zum Ausdruck gebracht wird. Es kommt dieses daher, weil der Dichter ein feines und tiefes Ver-

ständnis für Musik besitzt, die er zu eigener Ergötzung und Erhebung selbst mit Vorliebe pflegt — er hat es im Klavierspiel zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht, — ferner weil er zu dem Künstler selbst, den er hier feiert, persönlich in dem nahesten und freundschaftlichsten Verhältnis gestanden hat. Er schreibt (Ein halb. Jahrh. I, S. 133 ff.): „Obgleich sicher mit keinem besondern musikalischen Talente begabt, brachte ich es doch durch Eifer dahin, ein leidlicher Pianist zu werden, und ich segne den Fleiß, den ich auf diese Kunst verwandt habe. Wie viele herrliche Stunden, die mein Leben verschönert, verdanke ich ihr, wie oft hat sie mir Trost in Trübsal gespendet! Wenn ich sagen sollte, ob der Blick vom Gipfel des Pik von Teneriffa herab auf das unendliche Meer, von der Höhe bei Scutari auf die mit ihren Moscheen und Minareten über Hügel und Thäler ausgegossene Riesenstadt mir größeren Genuß gewährt habe, oder manche im einsamen Gemache verträumte Abenddämmerung, so würde mir die Entscheidung schwer fallen. Oft schwand da die ganze Welt um mich, während ich nur in diesen Tönen lebte und atmete, — welche Abgrundtiefen schlossen sich vor mir auf, wie fühlte ich mich auf Schwingen des Entzückens in den Himmel getragen! . . . „Den Segen, daß ich sie selbst kultiviert (die Musik), empfand ich doppelt in späteren Jahren, als der leidende Zustand meiner Augen mir verbot, bei Licht zu lesen und ich mir bei meinem glücklichen Gedächtnisse viele früher geübte Kompositionen auch ohne Noten wiederholen konnte." Mendelssohn lernte der Dichter in Frankfurt kennen und wertschätzen. Er sagt: (a. a. O. I, 213 ff.) „Eine unvergeßliche Erinnerung ist es mir, daß ich Felix Mendelssohn (geb. 1809, † 1847) in den letzten Jahren vor seinem Tode häufig sah und mit ihm verkehrte." Schack führt dann weiter aus, wie er Mendelssohn auf dessen Bitte versprochen, ihm einen Operntext herzustellen, und giebt auch den Inhalt dieses aus dem Spanischen des Tirso de Molina gewählten und zu verarbeitenden Textes an, dem Schack den Titel Manuel de Souza geben wollte, und fährt dann fort: „Wirklich begann ich geraume Zeit nachher das Schema der Oper Manuel de Souza zu entwerfen und auch einige Zeilen davon niederzuschreiben. Allein der unerwartete, mich tief betrübende Tod des Meisters, der die Musik dazu setzen wollte, bewirkte, daß meine Arbeit gänzlich liegen blieb. — Der Hingeschiedene war ein Liebling der Götter gewesen; und vielleicht bekundete sich dies auch darin, daß sie ihn durch einen frühen Tod abriefen, indem ihm so Enttäuschungen und bittere Gefühle erspart blieben, die ihn später vermutlich erwartet hätten." Mendelssohn sei von Jugend auf vom Glücke begünstigt und von der Gunst des

Publikums getragen worden, während andere, dazu noch größere Meister, als er es gewesen, mit Verkennung und Armut hätten kämpfen müssen. Auch Mendelssohn hätte später wohl den Beifall des Publikums mit anderen teilen, wohl auch einem Größeren weichen müssen. „Wie wenig endlich," heißt es am Schluß, „vermochte Schumann bei Mendelssohn's Lebzeiten zur Anerkennung zu gelangen, bis er nach dessen Tode ihn weitaus zu überstrahlen begann!" — Jedenfalls hat Mendelssohn sich tief in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen, namentlich durch seine Lieder, und die Besten der Nation zu seinen Freunden gehabt. Bekanntlich hat Goethe sich schon dem 12 jährigen Knaben mit herzlicher Liebe zugewandt, dessen Spiel ihn entzückte. Dieses bezeugt z. B. auch ein kleines Gedicht des Altmeisters aus dem Jahre 1821 (Goethes Werke. Hempel III, S. 342. „An Felix Mendelssohn Bartholdy").

Auch Geibel hat wie Schack unserem Tonmeister einen poetischen Nachruf gewidmet (Ges. W. VIII, S. 3 ff.). Es heißt darin:

„Ich klage nicht um Dich, Du hast gelebt.
An Jahren jung, an Werken wie ein Greis,
Als Knabe Meister, hast das Lorbeerreis
In ungebleichte Locken Du verwebt.
Kurz war dein Pfad, doch trug er Blum' an Blume,
Und wie Achill sankst Du in Deinem Ruhme."

Es ist nicht meine Aufgabe, Mendelssohns Bedeutung als Tonkünstlers und Komponisten darzulegen; ich kann in diesem Bezuge nur auf seinen vortrefflichen Biographen August Reißmann (Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. Berlin. Guttentag. 1867.) verweisen. Hier nur eine Stelle. A. a. O. S. 312: „Selbst als Virtuose nahm Mendelssohn eine der hervorragendsten Stellungen ein, obgleich er nie als solcher zu gelten bestrebt war. Mit einer eminenten Fertigkeit verband er große Mannigfaltigkeit des Anschlages, die namentlich ihn befähigte, die einzelnen Tonstücke der verschiedensten Zeiten und Schulen treu ihrem eigentümlichen Charakter gemäß auszuführen. Diese seltene Kunst hatte er sich bereits als Jüngling angeeignet; mit ihr führte er Goethe durch die verschiedenen Epochen der Kunstentwickelung. Alle, die ihn zu hören das Glück hatten, wissen die Feinheit, mit welcher er im Vortrage die verschiedenen Meister charakterisierte, nicht genug zu rühmen . . . Auch diese Fähigkeit verwandte Mendelssohn nur zur Erreichung eines Ziels, das er sich überhaupt gesetzt: der Veredelung des Menschengeschlechts durch Verbreitung der besten Meisterwerke der verschiedenen Jahrhunderte."

Die Abfassungszeit des Gedichtes ist das Todesjahr Mendelssohns, also 1847. Das Gedicht hat eine freie Terzinenform. Zu

vergl. sind zu dems. „Bei Musik" Ges. W. II, S. 440, und „Mein Klavier", Gedichte, 6. Auflage, Deutsche Verl. Anst. 1888, S. 374 ff.

VII, 2, S. 99 ff. Ode. Str. 1 u. 2. Die Begeisterung ist des Dichters Lebensglück. Str. 3. Er bittet sie, die von Jugend auf ihm eine treue Begleiterin gewesen, ihm auch jetzt zur Seite zu stehn. Str. 4 u. 5. Sie ist die schöpferische Kraft, die alles belebt und beseelt. Glücklich daher der Sterbliche, dem sie ihre Liebe zugewandt. Str. 6. Wer von dieser Begeisterung nur einmal umfangen worden, wird sich von dem Lärm des Tages zu ihr zurücksehnen und sich von ihr zu hohem Geistesfluge beflügeln lassen. Str. 7 u. 8. Sie macht ihn zum Seher, daß er die Dinge und Menschen sieht, wie sie sind, wie sie waren und sein werden. Er umfaßt sie alle mit derselben starken Liebe und nimmt sie in sich auf, so daß sie ein zu schöpferischer That belebender Teil seines Ich werden. Str, 9. Wie an dem Herde der Schöpfung sich immer neue Sonnen entzünden und Begeisterung-trunken sich mit der Gewalt des Sturmes in die fernsten Welträume schwingen, um in die finstere Nacht ihre herrlich leuchtenden und wärmenden Strahlen zu senden — Str. 10, so entstehen auch seine Lieder und rollen donnernd ihre gewaltige Bahn,*) die wie die des Kometen weit über den uns erkennbaren Weltraum hinausgeht; dann aber gleichen sie auch wieder den zuerst am Himmel aufgehenden Sternen, deren mildes Licht Frieden und Ruhe in die Seele gießt. Str. 11. Ihr heller Glanz führt ihn durch das endlich bestimmte und beschränkte Dasein und durch den Tod zu einem neuen, unbeschränkten Leben. Die Erde mit ihren Freuden und Leiden sinkt zurück, und hinauf schwingt sich die Seele. Aller irdischen Fesseln ledig, jauchzt sie in seliger Freude, fortan in der wandellosen Ewigkeit leben zu dürfen.

Erklärungen. Schiller führt am Schlusse seiner Dichtung „Das Ideal und das Leben" unter dem Bilde des Herakles, dessen Göttliches auf dem Scheiterhaufen sich von dem Irdischen trennt und zu den Himmlischen hinauf in den Olymp schwebt, wo ihm Hebe den Göttertrank reicht, den Gedanken aus, daß der Mensch durch die Kunst sich in das Reich des Ideals zu erheben im stande ist, so daß alles irdisch Mangelhafte hinter ihm versinkt. In dem Schackschen Gedicht ist es die dem Dichter verliehene dichterisch Kraft und Begeisterung, die ihn auf Erden glücklich und ihm den Weg

---

*) Vgl. Goethes Faust, Prolog im Himmel:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang."

ins Jenseits leicht macht. Mit dieser Begeisterung ist aber bei Schack aufs innigste verschwistert, ja untrennbar verbunden die allumfassende, selbstlose Liebe, die zusammen mit der Begeisterung ihren Urquell in der schaffenden und erhaltenden Gottheit selber hat. Zu Str. 2. Durch die Sommerglut der Begeisterung wird der vom Dichter gewählte Stoff (hier das Rebenblut) geistig verklärt; ihm, dem Dichter, ist die Fähigkeit eigen, der zartesten Empfindung, der kaum zum Gedanken gewordenen Ahnung künstlerische Gestalt zu geben. (Das Saitenspiel des Dichters wiederhallt — Beim Atemzuge seiner Träume). Zu Str. 11. Der Tod und die Zeit werden mit der Sichel abgebildet. „Die Zeit legt ihre Sichel nieder" heißt, sie legt ihre Herrschaft über den Dichter nieder, sie hat keine Macht mehr über ihn.

VII, 3, S. 101. An den Genius. Dieses Gedicht kann als eine weitere Ausführung des vorigen betrachtet werden. Die Stelle der dichterischen Begeisterung vertritt hier der Genius des Dichters. Dieser zeigte ihm die geheimste Werkstätte der Natur, verlieh ihm die schöpferische Phantasie, labte ihn durch die nie versiegende Quelle der Kunst und Dichtung und gab ihm in der Geschichte der großen Geister aller Zeiten Muster und Vorbild für des eignen Geistes Streben nach allem Hohen und Edlen. Er begleitete ihn auf seinen Reisen durch ferne Länder, deren Bewohner Sprache und eigenstes Wesen er ihn kennen lehrte, und alles Schöne und Erhabene, was Natur und Kunst dem Dichter auf seinen rastlosen Fahrten bieten konnte, das breitete sich vor seinen entzückten Blicken aus, erhob und stärkte ihn zu eigenem unermüdlichen Schaffen. So darf er sein Leben als ein wahrhaft glückliches bezeichnen, da selbst im tiefsten Leide der Genius ihn stärkte, ihm den Frohsinn wiedergab und seine trübsten Stunden erhellte. Der Dichter zagt daher nicht vor dem großen Gange und bittet seinen Genius nur, ihn durch seinen Kuß zu weihen, dann werden die Wonnen, die er ihm bereitet, unsterblich sein. — Zu Str. 9. Die Sybillen Michel Angelos sind diejenigen, welche dieser große Künstler neben anderen Freskogemälden für die sixtinische Kapelle im Vatikan gemalt hat. Vgl. Ein halb. Jahrh., I, S. 393 f. . . . „in des Tabor himmlischem Gesicht," Gemälde Raphaels, die Verklärung (Transfiguration) Christi darstellend. Auf dem Berge steht der verklärte Heiland, ihm zur Seite schweben Moses und Elias, während unten in einer Gruppe die unvollkommene, nach dem Heile sich sehnende Menschheit dargestellt ist. Das Bild befindet sich in der Galerie des Vatikan. Vergl. Geibels Gedicht „An den Genius." (Während einer Krankheit). Ges. W. II, S. 40.

VII, 4, S. 103. Ewige Jugend. Wessen Herz erfüllt ist von dem Streben nach den höchsten Idealen, und wem dazu noch die Gottheit Kraft und Begeisterung verliehen hat, in künstlerischen Gebilden das Höchste und Herrlichste, was er empfand, zur dichterischen That werden zu lassen, der bleibt, wenn nur diese Begeisterung in gleicher Stärke sich erhält, bis zur Grenze seiner Tage jung. Unseren Dichter hat sie nicht verlassen. So wie er als höchste Gabe des Himmels es sich erbeten, ist die dichterische Schaffens-Kraft und -Lust ihm treu geblieben bis zu seinem jetzt schon hohen Alter, das beweisen seine in schneller Folge erschienenen Werke der letzten Jahre. Möge ihm, der in diesem Jahre sein 75. Lebensjahr vollendet, neben körperlicher Frische und Gesundheit diese jugendliche Begeisterung und Gestaltungskraft noch eine lange Reihe von Jahren erhalten bleiben. Zu Str. 5. Sophokles (geb. 496, † 405 v. Chr.) soll nach der einen von den über seinen Tod verbreiteten Sagen beim Vorlesen seines Dramas „Antigone“ gestorben sein.

Druck von Johannes Päßler, Dresden, gr. Klosterg. 5.